

Glauben und Denken heute

Die Pest – die Pandemie des Mittelalters

Quo Vadis Worthaus? Quo Vadis evangelikale Bewegung?

Apologetik im pastoralen Dienst

Rezensionen und Buchhinweise

Träger:

„Martin Bucer Seminar“ e. V.
Huchenfelder Hauptstr. 90
75181 Pforzheim, Deutschland
Eingetragen beim Amtsregister Mannheim
unter der Nummer VR501495

Geschäftsführer:

Stefan Trunk

Herausgeber:

Prof. Dr. Dr. Thomas Schirmacher (ts)

Leitender Redakteur (ViSdPr):

Ron Kubsch (rk)

Weitere Redaktionsmitglieder:

Titus Vogt (tv), Dr. Hanniel Strebel (hs),
Dr. Daniel Facius (df)

ISSN: 1867-5573

Textbeiträge:

Manuskripte sind ausschließlich per E-Mail
mit den zugehörigen Dateien im RTF-
Format an die Redaktion von *Glauben und
Denken heute* zu senden: gudh@bucer.eu

Bildnachweise|Copyright:

Bilder: S. 6 Logos; S. 13, 45, 76, 78, 85
Freie Nutzung | Kein Nachweis nötig
Bilder: S. 54, 60 commons.wikimedia.org
Werbung: S. 78, Gebende Hände
Grafik: S. 2, 44, 81 B. Hebold
Buchcover: bei den jwlg. Verlagen

Inhalt

3

Editorial: Predige das Wort
(Ron Kubsch)

7

Die Pest – die Pandemie des Mittelalters
(Frank Hinkelmann)

14

Siegfried Zimmer und der „Menschensohn“
(Thomas Schirmacher)

18

**Quo Vadis Worthaus? Quo Vadis
evangelikale Bewegung?**
(Markus Till)

38

**Das geheimnisvolle Jahrhundert in Bezug
auf den neutestamentlichen Kanon ...**
(Franz Graf-Stuhlhofer)

45

Apologetik im pastoralen Dienst
(Christian Bense)

54

Von den Vätern lernen: Buße und Glaube
(Charles Haddon Spurgeon)

Rezensionen:

61 Johannes Fried: „Kein Tod auf Golgatha“ (Fabian F. Grassl)

67 Joel R. Beeke u. Mark Jones: Systematische Theologie der Puritaner (Ron Kubsch)

69 Gerhard Kardinal Müller: Der Glaube an Gott im säkularen Zeitalter (Ron Kubsch)

72 Don Kistler (Hrsg.): Allein die Schrift ... warum eigentlich? (Tanja Bittner)

74 John Lennox u. David Gooding: Was ist der Mensch? (Ron Kubsch)

77 Ludwig Neidhart: Gott und Zeit (Franz Graf-Stuhlhofer)

79 John Nicholas Gray: Seven Types of Atheism (Daniel Vullriede)

Buchhinweise:

82 Michael J. Kruger: The Ten Commandments of Progressive Christianity (Tanja Bittner) • 83 Tim Dowley:
Illustrierter Atlas zur Geschichte des Christentums (Ron Kubsch) • 83 Elijah Hixson u. Peter J. Gurry (Hrsg.):
Myths and Mistakes in New Testament Textual Criticism (Thomas Kinker)



Predige das Wort

Liebe Freunde,

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, auf das Leben von Menschen zu sehen. Wir beurteilen sie etwa danach, was für einer Nationalität oder Familie sie angehören. Wir lesen ihr Erscheinungsbild. Wir messen Leute an ihren Erfolgen. Alexander der Große ist für uns heute etwa eine bekannte Persönlichkeit, weil er siegreich war und sich große Denkmäler gebaut hat. Dass er sehr grausam war, ist fast vergessen.

Mich interessiert es, das Ende von Menschen genauer anzusehen. Wie sind sie gestorben? Was waren ihre letzten Worte? Was für ein Vermächtnis haben sie hinterlassen?

Wie Menschen sterben

Der große J. W. von Goethe soll auf dem Sterbebett gesagt haben: „Mehr Licht!“¹. Friedrich Nietzsche, der als Jugendlicher

fromme Gedichte geschrieben hat, starb geistig verwirrt.² Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard war am Ende seines jungen Lebens völlig vereinsamt, konnte aber im Frieden zu Gott beten.³ Der deutsche Zyniker Heinrich Heine, der lange über die Christen spottete, wurde am Ende seines Lebens fromm.⁴

Die letzten Worte eines Menschen sind oft ein Schlüssel zum Verständnis ihres Lebens und ein Vermächtnis für die nachfolgenden Generationen.

Die letzten Worte des Apostels Paulus

Wir schauen uns deshalb einen Abschnitt aus dem wahrscheinlich letzten neutestamentlichen Brief des Heidenapostels an. Paulus hatte eine beeindruckende Lebensgeschichte. Natürlich sind alle seine überlieferten Briefe für

uns von großer Bedeutung. Dennoch ist das, was er am Lebensende verfasste (vgl. 4,6–7), so etwas wie sein Vermächtnis an uns heute. Als er diese Worte schrieb, wartete er in Rom auf seine Hinrichtung (vgl. 1,8; 2,9). Wie außerbiblische Quellen andeuten, wurde er dort vermutlich kurze Zeit später hingerichtet.

Lesen wir 2. Timotheus 4,1–8:

„So ermahne ich dich inständig vor Gott und Christus Jesus, der da kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten, und bei seiner Erscheinung und seinem Reich: Predige das Wort, steh dazu, es sei zur Zeit oder zur Unzeit; weise zurecht, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre. Denn es wird eine Zeit kommen, da sie die heilsame Lehre nicht ertragen werden; sondern nach ihren eigenen Gelüsten werden sie sich selbst Lehrer aufladen, nach denen

ihnen die Ohren jucken, und werden die Ohren von der Wahrheit abwenden und sich den Fabeln zukehren. Du aber sei nüchtern in allen Dingen, leide willig, tu das Werk eines Predigers des Evangeliums, richte dein Amt redlich aus. Denn ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Hinscheidens ist gekommen. Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort liegt für mich bereit die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tag geben wird, nicht aber mir allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben.“

Drei Kernaussagen

Ich finde in diesem Vermächtnis des Paulus drei Kernaussagen, die wir uns etwas genauer anschauen wollen:

a) Das Wort soll gepredigt werden. Zunächst fordert Paulus seinen Schüler Timotheus dazu auf, das Wort zu predigen, und zwar zu gelegener und zu ungelegener Zeit. Paulus spricht in der Verantwortung gegenüber Jesus Christus, der bei seiner Wiederkunft Lebende und Tote richten wird. Er weiß, dass die Menschen ohne Frieden mit Gott verloren gehen. Wenn sie Jesus Christus nicht als Erlöser vertrauen, dann werden sie ihn als Richter kennenlernen. In einem anderen Brief berichtet er deshalb davon, dass der Herr Jesus sich vom Himmel her mit den Engeln offenbaren wird, um „Vergeltung zu üben an denen, die Gott nicht kennen und die nicht gehorsam sind dem Evangelium unseres Herrn Jesus“ (2Thess 1,8). Da Paulus um dieses Gericht wusste, ermahnt er seinen Schüler, Gottes Versöhnungsbotschaft treu zu verkündigen. Denn woher soll der Glaube kommen, wenn das Wort des Christus nicht gepredigt wird (vgl. Röm 10,14.17)? Deshalb fordert Paulus von Timotheus die Verkündigung dieses wunderbaren Evangeliums.

Aber was meint der Apostel, wenn er von gelegener und ungelegener Zeit schreibt? Sollen Studenten, die an der Universität über einer Klausur brüten, lieber laut Bibeltexte vorlesen anstatt die Aufgaben zu lösen? Sicher nicht. Gemeint ist, dass wir unabhängig von den begleitenden Umständen bereit sind, die Botschaft weiterzugeben. Wir sollen immer

auf der Lauer sein, Beute zu machen. Nicht manipulativ, sondern von aufrichtiger Liebe getrieben. Vor allem machen wir uns nicht abhängig davon, ob die Menschen Gottes Worte dankbar aufnehmen oder ablehnen. Paulus gibt in seinem Brief ein gutes Beispiel für diese Bereitschaft, das Evangelium zu bezeugen. Als er vor Gericht stand und sich verteidigen musste, haben ihn alle im Stich gelassen (vgl. 4,16). Aber der Herr stand ihm bei und gab ihm Kraft, so dass er sogar als Angeklagter in der Lage war, seinen Auftrag auszuführen und die Botschaft allen Völkern zu verkündigen (vgl. 4,17).

Wir reden dabei den Menschen gerade nicht nach dem Mund. Paulus fügt nämlich hinzu: Timotheus soll das Wort predigen, indem er die Menschen überführt, ermahnt, und zwar mit Geduld und mit Lehre. Wir sollten nicht erwarten, dass die Menschen immer offen sind. Da sie ohne Glauben von Gott abgewandt leben, ist gerade die Verschlossenheit gegenüber Gottes Anrede zu erwarten. Gottes Wort gibt nicht nur Antworten auf die Fragen, die die Menschen bewegen. Es stellt auch die Menschen infrage.

Wir befürchten schnell, dass diese Art von Verkündigung wenig mit Liebe zu tun hat. Sollen wir anderen wirklich ins Gewissen reden und sie überführen? Ist das nicht lieblos?

Falls das so wäre, müssten sich alle Propheten Lieblosigkeit vorwerfen lassen. Propheten konfrontieren Menschen mit

dem Willen Gottes. Dahinter steckt der Gedanke, dass Wahrheit Rettung bringt, sie also heilsam ist. Und diese Tatsache berechtigt uns, auf der Grundlage des göttlichen Wortes Menschen herauszufordern. Wir geben die heilsame Lehre auch dann weiter, wenn es weh tut. Liebe heißt nicht, alles dafür zu tun, dass der andere sich wohlfühlt. Liebe muss manchmal konfrontativ sein, sonst ist sie keine Liebe.

Aber aufgepasst: Paulus entwickelt eine positive Sicht der unbequemen Predigt, aber er predigt nicht der Kritik sucht das Wort. Wir sollen ermahnen und ermutigen und es dabei nicht an Geduld fehlen lassen. Er legt Wert darauf, dass wir unseren Anspruch lehrmäßig gut begründen (4,3).

b) Wenn die heilsame Lehre unerträglich wird: Paulus spricht dann von einer Zeit, in der Menschen die gesunde Lehre nicht mehr ertragen. Die Leute suchen sich deshalb Lehrer aus, die ihre Interessen bedienen. Sie werden ihre Ohren von der Wahrheit abkehren und sich Legenden und Märchen zuwenden.

Für Paulus liegt diese Zeit noch in der Zukunft. Für uns ist sie schon da. Wir leben in einer Zeit, in der Menschen sich nicht mehr einer Wahrheit verpflichtet fühlen, sondern sich jeweils die Wahrheit aussuchen, die ihren eigenen Bedürfnissen entspricht.

Warum ist diese Lebensweise so destruktiv? Unser Leben wird durch Lehren strukturiert, sogar bei denen, die der Lehre ablehnend gegenüber sind. Wenn wir dem Wort Gottes nicht den Raum schenken, den es braucht, um unser Leben zu prägen, werden wir durch andere „Lehren“ geprägt. Wir suchen uns Lehrer, die unseren Weg rechtfertigen. Wir suchen uns oft solche, die unseren sündigen Ambitionen entsprechen. Wenn das Evangelium nicht unser Leben prägt, zwingt uns unser Gewissen dazu, das Wort Gottes dem Leben anzupassen.

Interessanterweise sind einige große antichristliche Philosophen unserer letzten beiden Jahrhunderte nicht zu Christentumskritikern geworden, weil sie intellektuelle Zweifel am Wirklichkeitsbezug des christlichen Glaubens hatten. Zuerst kam das ethische Versagen. Um später nicht mit unangenehmen Gefühlen leben zu müssen, haben sie ihren Absturz intellektuell zu rechtfertigen versucht. So war es bei Friedrich Nietzsche und so war es wahrscheinlich auch bei Karl Marx.

c) Bleibe als Verkündiger bodenständig und treu, auch wenn es schwer wird: Während die Leute sich von der Wahrheit abwenden, soll Timotheus gegen den Strom schwimmen und das Amt eines Predigers ausrichten. Und zwar nüchtern! Timotheus soll als Verkündi-

ger bodenständig bleiben. Er hält sich von allem frei, was jenseits von Christus die Kontrolle über sein Leben zu übernehmen vermag. Das können ganz unterschiedliche Dinge sein. Ich vermute, Paulus denkt hier zuerst an Mythen und Ideologien, die unser Leben schnell inspirieren. Heute sehr beliebt ist die Erzählung: „*Ich habe ein Recht darauf, dass es mir gut geht.*“ Paulus sprach aber nicht vom Recht auf Wohlstand oder Glück, sondern im Gegenteil von der Bereitschaft, zu leiden. Damit meint er nicht, dass wir jede Gelegenheit nutzen, um uns das Leben möglichst schwer zu machen. Er fordert jedoch eine Leidensbereitschaft um des Evangeliums willen: *Sei bereit, zu leiden; erfülle unbeirrt deinen Auftrag als Verkündiger des Evangeliums; übe deinen Dienst treu aus.*

Leid wird sehr verschieden empfunden. Es gibt Prediger, für die es eine Zumutung ist, in der Businessclass zu fliegen. Ich las einmal einen Spendenaufruf zur Anschaffung eines privaten Flugzeugs. Begründet wurde der Aufruf damit, dass der Evangelist nur in einem eigenen Jet ungestört beten könne.

Solche Ansprüche hatte der Apostel nicht im Blick. Das macht schon sein Vorbild deutlich. Es gab in seinem Leben gute Zeiten. Diese Zeiten hat er mit dankbarem Herzen angenommen (vgl. Phil 4,11–12). Aber er erlitt auch Schiffbruch, Verfolgung, Hunger, Ver-

rat, kämpfte wahrscheinlich wegen seines schlechten Sehvermögens (vgl. 2Kor 11,16–30). Immer wieder spricht Paulus von dem Kampf, der zu kämpfen ist (vgl. 1Kor 9,25; 2Kor 10,4; Eph 6,12; Phil 1,27.30; Kol 2,1; 1Thess 2,2; 1Tim 1,18; 6,12; 2Tim 2,5). So auch hier. Er hat den guten Kampf gekämpft und das Ziel seines Lebens erreicht (4,7). Er ist zu einem Trankopfer geworden, das für Gott ausgegossen wird. Diese Metapher spielt auf seinen Tod an (vgl. Phil 2,17). Das Wortbild stammt aus den alttestamentlichen Opfervorschriften. Ein Trankopfer spendete man Gott (vgl. 4Mose 28,7). Paulus verstand seinen bevorstehenden Tod als ein solches. Sein Anliegen war nicht der Erfolg oder die Bekanntheit, sondern die Treue gegenüber dem, der ihn in den Dienst gerufen hat (vgl. 2Tim 2,4). Er hielt am Glauben fest, auch dann, wenn es sehr schwer wurde. Er freut sich auf den Siegeskranz, der aus der faktischen Gerechtigkeit besteht, die den Gläubigen zur Vollendung ihrer erfolgreichen Pilgerschaft verliehen werden wird.

Heilsame Lehre ist keine Selbstverständlichkeit

Dass die Verkündigung der heilsamen Lehre in unseren Tagen keine Selbstverständlichkeit ist, wird bei der Lektüre dieser Ausgabe von *Glauben und Den-*

ken heute ersichtlich. Dr. Markus Till hat mit viel zeitlichem Aufwand 11 Vorträge der 9. Worthaus-Tagung nachgehört und fasst in seinem Beitrag „*Quo Vadis Worthaus? Quo Vadis evangelikale Bewegung?*“ die wesentlichen Inhalte zusammen und ergänzt diese mit kurzen Kommentaren. Die Entstehung des Neuen Testaments war Gottes größtes Geschenk an seine Kirche nach dem Kommen Jesu und der Ausgießung des Heiligen Geistes. Dr. Franz Graf-Stuhlhofer blickt in das geheimnisvolle Jahrhundert, in dem der neutestamentliche Kanon entstanden ist. Der Rektor des Martin Bucer Seminars, Dr. Frank Hinkelmann, schildert die Pest als große Pandemie des Mittelalters und fragt nach dem, was wir heute daraus lernen können. In der Rubrik „*Von den Vätern lernen*“ drucken wir diesmal eine Predigt über die Buße ab, die der Baptistenpastor Charles Haddon Spurgeon gehalten hat.

Wie immer runden anregende Rezensionen und Buchhinweise die Ausgabe ab. Ein großes Dankeschön geht an alle, die zum Gelingen dieser Ausgabe beigetragen haben. Wir wünschen den Lesern viel Freude bei der Lektüre.

Ron Kubsch

Anmerkungen

¹In seiner Heimatstadt Frankfurt erzählt man sich freilich, dass er eigentlich sagen wollte: „Mer lischd [hier so schlescht].“ Ausführlich hat sich Hubert Spiegel mit Goethes letzten Worten befasst in: „Mehr Licht geht nicht“, URL: https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/wie-johann-wolfgang-von-goethe-unsere-welt-verliess-15275980.html?printPaggedArticle=true#pageIndex_3 [Stand: 03.06.2020].

²Siehe die ausführliche Darstellung von Curt Paul Janz in: Friedrich Nietzsches. Biographie. Bd. 3. München: dtv, 1981.

³Siehe dazu: Joachim Garff. Kierkegaard. München u. Wien: dtv, 2005. S. 875–890.

⁴In der Vorrede zur 2. Auflage der *Geschichte der Religion und Philosophie* gibt der deutsche Dichter Heinrich Heine Auskunft, wie er zu Gott zurückfand. Er wies neugierige Fragen zu seiner Bekehrung ab, gibt jedoch eine Antwort, die es in sich hat. Er schrieb 1852 in Paris (zitiert aus: W. R. Brauer. Heinrich Heines Heimkehr zu Gott. Bundes Verlag 1981, S. 32): „In der Tat, weder eine Vision, noch eine seraphische Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderspuk brachte mich auf den Weg des Heils. Ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches. — Eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese; ein Buch, das werkel-tätig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die segnend und gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit den lieben, bebenden Lippen, und mit der Brille auf der Nase – und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug und Recht nennt man diese auch die Heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes.“

„Die Logos-Anwendung ist mir inzwischen ein nicht mehr wegzudenkender Begleiter geworden.“
- Ron Kubsch

Kostenlos ausprobieren unter
de.logos.com/basic



Frank Hinkelmann

Die Pest – die Pandemie des Mittelalters: Was können Christen aus der Geschichte lernen?



Schon zur Zeit des oströmischen Kaisers Justinian (482–565 n. Chr.) wurde Europa Mitte des sechsten Jahrhunderts von einer ersten Pestepidemie heimgesucht. Ausgehend von Ägypten fiel im Verlauf von knapp 50 Jahren schätzungsweise bis zur Hälfte der europäischen Bevölkerung der sogenannten „Justinianischen Pest“ zum Opfer, die sogar bis nach Irland vordrang.¹

Bei der Pest handelt es sich um eine durch den Pestbazillus *Yersinia* bzw. *Pasteurella Pestis* – einem erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entdeckten Erreger – ausgelöste Erkrankung, die hochan-

steckend ist. Der Erreger erweist sich dabei als sehr wandlungsfähig und passt sich schnell neuen Gegebenheiten an. Übertragen wird der Erreger überwiegend durch Rattenflöhe oder aber durch Ratten und andere Nagetiere selbst. Die Pest tritt dabei vor allem in drei Hauptscheinungsformen auf: Der Beulenpest, die vor allem durch ein rasches Anschwellen der Lymphknoten in der Nähe von Einstichstellen gekennzeichnet ist, der Lungenpest, die durch eine Tröpfcheninfektion über die Atemwege erfolgt, sowie einer allgemeinen Septikämie, in deren Folge der menschliche Körper zur Gänze

von Pestbakterien überschwemmt wird. Erinnern die anfänglichen Symptome einer Pesterkrankung an eine Grippe, so verlaufen die Lungen- sowie die Septikämie fast immer tödlich, während die Sterblichkeit der Beulenpest vor der Entdeckung des Antibiotikums „nur“ zwischen 50 bis 90 Prozent lag.²

Die Pestpandemie, die sich bis heute tief ins europäische Bewusstsein gegraben hat, erreichte Westeuropa im Oktober 1347. Zwei genuesische Galeeren liefen den Hafen von Messina auf Sizilien an und in der Nacht gelang es Ratten, von Bord an Land zu kommen. Diese

Ratten hatten es in der Nähe der damals belagerten Stadt Caffa auf der Halbinsel Krim an Bord geschafft und als die genuesischen Schiffe nach Italien zurückflüchteten, schleppten sie die Pest nach Italien ein. Jens Jacobsen schreibt in seinem Buch über die Geschichte der Seuchen:

„Innerhalb weniger Tage erkrankten die Bewohner von Messina, innerhalb von sechs Monaten ist die Hälfte der Bevölkerung gestorben oder geflohen. Unzählige europäische Städte ereilte dasselbe Schicksal. Bis 1352 starben 25 Millionen Menschen am Schwarzen Tod – fast

*ein Drittel der Bevölkerung Europas. Damit ist dies die schwerste Krise, die Europa jemals heimgesucht hat. Sie hat das soziale Gefüge, die Herrschaftsverhältnisse und die politischen Strukturen nachhaltig beeinflusst.*³

Die Pest war in mancherlei Hinsicht für die damalige Bevölkerung etwas Neues. Erstmals breitete sich eine Pandemie über den See- und Landweg in alle europäischen Länder aus und machte auch vor keiner gesellschaftlichen Schicht halt. Für Österreich wissen wir, dass die Pest in Wien und Umgebung im Mai/Juni und noch einmal im September 1349 wütete.⁴ Auch der Pongau war stark betroffen.⁵ Selbst als die Ausbreitung der großen Pestpandemie nach einigen Jahren in Europa eingedämmt werden konnte, war die Pest damit in Europa noch längst nicht besiegt. Immer wieder kehrte die Pest oder der „Schwarze Tod“, als welche die Pest auch bezeichnet wurde, als lokale oder regionale Epidemie in den folgenden drei Jahrhunderten zurück. So forderte beispielsweise die Pestepidemie im Jahre 1679 allein in Wien rund 12.000 Todesopfer; andere Opferzahlen gehen sogar von einer wesentlich höheren Zahl von Toten aus.⁶ Die letzte Pestepidemie, die Wien erfassen sollte, war im Jahr 1713, allerdings kostete sie weniger Todesopfer als die Epidemie 34 Jahre zuvor. Trotzdem ließ Kaiser Karl VI. als Dank für die Überwindung der Pest die Karlskirche errich-

ten.⁷ Seit 1721 ist die Pest im Großen und Ganzen aus der europäischen Lebenswirklichkeit verschwunden.

Mittelalterliche Lösungsansätze zur Bewältigung der Krise

Im Mittelalter begann man, mit Quarantänemaßnahmen auf Seuchen zu reagieren. Hierbei ist die etymologische Entwicklung des Begriffs „Quarantäne“ durchaus interessant: Das Wort „Quarantäne“ fand im 17. Jahrhundert vom Französischem „quarantaine de jours“ (vierzig Tage) Eingang in die deutsche Sprache,⁸ ein Begriff, der wahrscheinlich auf die vierzig tägige Fastenzeit vor Ostern zurückgeht. Erstmals wissen wir aus dem Jahr 1374 von einer Quarantäne; allerdings dauerte diese in der norditalienischen Reggio nell’Emilia eingeführte Quarantäne nur zehn Tage. Um ihre Stadt vor der Pestepidemie zu schützen, beschloss im Juli 1377 schließlich die Regierung der Republik Ragusa – dem heutigen kroatischen Dubrovnik –, dass sich alle ankommenden Reisenden und Kaufleute vor dem Betreten der Stadt anfangs dreißig und später dann vierzig Tage lang isoliert in eigens dafür errichteten Lazaretten aufhalten mussten.⁹ Das Beispiel machte Schule und bildet noch heute einen Lösungsansatz zur Eindämmung von Epidemien und Pandemien.

War die Pest einmal ausgebrochen, bestand in der Flucht aus den Städten die größte Überlebenschance, da man die Ansteckungsursache nicht kannte. Dieses bewährte Mittel der Flucht vor einer Seuche kennen wir auch schon aus Berichten aus dem Römischen Reich. Allerdings wissen wir aus dieser frühen Epoche des Christentums, dass Christen oftmals nicht flüchteten, sondern zurückblieben, um andere Christen, aber auch Heiden zu pflegen.¹⁰

Das Mittelalter kannte noch einen weiteren, ethisch zweifelhaften Lösungsansatz: Schuldige und Sündenböcke wurden gesucht und gefunden und es kam in weiterer Folge in einigen Teilen Europas zu Judenpogromen, in manchen Städten sogar noch vor Ausbruch der Pest, damit die „Feinde Christi“ prophylaktisch bestraft werden konnten, indem man sie der Vergiftung von Brunnen bezichtigte.¹¹

Die Wahrnehmung der Krise und Lösungsansätze

Ein Zeitgenosse, der Novellenschreiber Giovanni Boccaccio, berichtet über den Ausbruch der Pest in Florenz und bietet einen anschaulichen Einblick in Gefühle, Wahrnehmungen und Einordnungen der Bevölkerung und hilft uns zu verstehen, wie unterschiedlich auch damals Menschen mit einer Krise in

Form einer Pandemie umgingen. Daher zitiere ich an dieser Stelle einen längeren Auszug:

„Ich sage also, daß seit der heilbringenden Menschwerdung des Gottessohnes eintausenddreihundertundachtundvierzig Jahre vergangen waren, als in die herrliche Stadt Florenz, die vor allen andern in Italien schön ist, das tödliche Pestübel gelangte, welches – entweder durch Einwirkung der Himmelskörper entstanden oder im gerechten Zorne über unseren sündlichen Wandel von Gott als Strafe über den Menschen verhängt – einige Jahre früher in den Morgenlanden begonnen, dort eine unzählbare Menge von Menschen getötet hatte und dann, ohne anzuhalten, von Ort zu Ort sich verbreitend, jammerbringend nach dem Abendlande vorgedrungen war.

Gegen dieses Übel half keine Klugheit oder Vorkehrung, obgleich man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu ernannte Beamte von allem Unrat reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrte und manchen Ratsschlag über die Bewahrung der Gesundheit erteilte.

Ebensowenig nützten die demütigen Gebete, die von den Frommen nicht ein, sondern viele Male in feierlichen Bittgesängen und auf andere Weise Gott vorgebracht wurden. [...]

Aus diesen und vielen anderen ähnlichen und schlimmeren Ereignissen entstand ein allgemeiner Schrecken, und

mancherlei Vorkehrung wurden von denen getroffen, die noch am Leben waren. Fast alle strebten zu ein und demselben grausamen Ziele hin, die Kranken nämlich und was zu ihnen gehörte, zu vermeiden und zu fliehen, in der Hoffnung, sich auf solche Weise selber zu retten. Einige waren der Meinung, ein mäßiges Leben, frei von jeder Üppigkeit, vermöge die Widerstandskraft besonders zu stärken. Diese taten sich in kleineren Kreisen zusammen und lebten, getrennt von den übrigen, abgesondert in ihren Häusern, wo sich kein Kranker befand, beieinander. [...]

Andere aber waren der entgegengesetzten Meinung zugetan und versicherten, viel zu trinken, gut zu leben, mit Gesang und Scherz umher zu gehen, in allen Dingen, soweit es sich tun ließe, seine Lust zu befriedigen und über jedes Ereignis zu lachen und zu spaßen, sei das sicherste Heilmittel für ein solches Übel. Diese verwirklichten dann auch ihre Rede nach Kräften. [...]

Andere aber [...] erklärten, kein Mittel gegen die Seuche sei so wirksam und zuverlässig wie die Flucht. In dieser Überzeugung verließen viele, Männer wie Frauen, ohne sich durch irgendeine Rücksicht halten zu lassen, allein auf die eigene Rettung bedacht, ihre Vaterstadt, ihre Wohnungen, ihre Verwandten und ihr Vermögen und flüchteten auf ihren eigenen oder gar einen fremden Landsitz; als ob der Zorn Gottes, der durch

diese Seuche die Ruhelosigkeit der Menschen bestrafen wollte, sie nicht überall gleichmäßig erreichte, sondern nur diejenigen vernichtete, die sich innerhalb der Stadtmauern antreffen ließen. [...]

Wir wollen davon schweigen, daß ein Mitbürger den anderen mied, daß der Nachbar fast nie den Nachbarn pflegte und die Verwandten einander selten oder nie besuchten; aber mit solchem Schrecken hatte dieses Elend die Brust der Männer wie der Frauen erfüllt, daß ein Bruder den anderen im Stich ließ, der Oheim seinen Neffen, die Schwester den Bruder und oft die Frau den Mann, ja, was das schrecklichste ist und kaum glaublich scheint: Vater und Mutter weigerten sich, ihre Kinder zu besuchen und zu pflegen, als wären es nicht die ihrigen.¹²

Deutlich treten in diesem Bericht mehrere Aspekte in den Vordergrund. Typisch für das Denken des mittelalterlichen Menschen wird die Pest als Strafgericht Gottes aufgrund des menschlichen sündhaften Wandels eingeordnet. Daher erforderte eine geistliche Antwort des mittelalterlichen Menschen auf den Einfall der Pest auch Akte der öffentlichen Buße u. a. in Form von Prozessionen, Wallfahrten, Stiftungen oder sogar einer von der Obrigkeit initiierten Fürbitte.¹³ Die bis heute stattfindenden Oberammergauer Passionsfestspiele waren beispielsweise eine Antwort der Oberammergauer Bevölkerung auf einen Aus-

bruch der Pest im Jahr 1632.¹⁴ Gleichzeitig musste man feststellen, so wie es Boccaccio in seinem Werk tat, dass es trotz aller menschlichen Bemühungen nicht gelang, die Epidemie einzudämmen, und dass auch alle religiösen Bemühungen keine Änderung bewirkten. Da die Pest jedoch Menschen völlig losgelöst von ihrem moralischen Lebensstil dahinflüchtete, nahm man oftmals Zuflucht bei astrologischen oder anderen übernatürlichen Begründungen.¹⁵

Wer sich mit dem Lebensgefühl des mittelalterlichen Menschen näher auseinandersetzt, der stellt rasch fest, dass das Phänomen der Angst eine zentrale Rolle im Lebensalltag der Menschen einnahm, vielleicht auch als Folge der wahrgenommenen eigenen Ohnmacht.¹⁶ Sei es Angst vor Dämonen, dem Teufel, dem Gericht Gottes oder „bloß“ vor Krankheiten.¹⁷ Allerdings prägte kaum eine andere Katastrophe die Vorstellung von Machtlosigkeit, Untergang und Unglück so sehr wie die Pest des Mittelalters.

Neben einer religiösen Antwort und der Suche nach Heil stoßen wir auch auf das genaue Gegenteil: Die Flucht des Menschen in einen Hedonismus, wie sie sich auch in der Beschreibung Boccaccios findet. Der Mediävist Neidhard Bulst merkt in grundsätzlicher Hinsicht an:

„Der Zerfall sittl[ich].-moral[ischer]. Normen infolge der P[est]. war eine der von vielen Zeitgenossen geradezu topisch beklagten Folgeerscheinungen. Anstatt

wie erwartet Anlaß zu größerer Frömmigkeit und Besinnung zu sein, wurde die P[est]., so die Kritiker, Anlaß zu Ausschweifungen und ungehemmter Lebensfreude. Verschlimmert wurde der beklagte Sittenverfall noch dadurch, daß die Angst vor dem P[est].tod auch familiäre Bindungen zerbrechen ließ, so daß kranke und Sterbende, von allen Familienmitgliedern verlassen, sich selbst überlassen blieben.“¹⁸

Auch Boccaccio beschrieb den Zerfall familiärer Strukturen, den Zerfall ethischer Normen¹⁹ und die Profitgier einzelner, um zumindest finanzielle Vorteile aus der Krise zu erlangen.²⁰

Auswirkungen der Pestpandemie

Wer nach den langfristigen Auswirkungen der Pestpandemie fragt, wird auf mehrere Aspekte stoßen. Vor allem die Dezimierung der europäischen Bevölkerung förderte einen auf die lange Sicht tiefgreifenden Wandel der Gesellschaft.²¹ So ließen die Zünfte erstmals Mitglieder zu, die vor der Pandemie niemals als Mitglieder aufgenommen worden wären. Zum anderen ermöglichte die Entvölkerung einem größeren Prozentsatz der Bevölkerung erstmals den Zugang zu Bauernhöfen sowie lohnenden Arbeitsplätzen, die gleichzeitig auch teilweise mit einer Landflucht einhergingen und im

städtischen Bereich zu einem signifikanten Anstieg der Löhne und in weiterer Folge zu einem höheren Lebensstandard führten. Nicht umsonst spricht man in der Wirtschaftsgeschichte von dieser Zeit als „goldenem Zeitalter der Lohnarbeit“²² und der Wirtschaftswissenschaftler Karl G. Zinn erkennt die „größte interpersonelle Vermögensumbildung in so kurzer Zeit“²³, die Europa je erlebt hat. Selbst in ökologischer Hinsicht kam es zu einer Aufforstung vorher gerodeter Nutzflächen, auch wenn hierbei nicht übersehen werden darf, dass weitere Aspekte auch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten.²⁴

Eine weitere tragische Auswirkung der Pestpandemie des Mittelalters bildeten die Judenpogrome. Karl Zinn bezeichnet die Judenverfolgungen zwischen 1348 und 1350 als „die größte singuläre Mordaktion gegen die jüdische Bevölkerung in Europa“²⁵ bis zum Holocaust, auch wenn konkrete Zahlen fehlen. Juden hingen nicht nur einer anderen Religion an, sondern waren auch in ihren Bürgerrechten eingeschränkt und boten sich der mittelalterlichen Gesellschaft in ihrer Suche nach Sündenböcken regelrecht an. Trotzdem sollte man nicht vorschnell der Kirche bzw. dem Christentum die Schuld an den Pogromen geben, obwohl es durchaus einen theologisch gesteuerten Antisemitismus gab. Bergdolt merkt zu Recht an, dass sich keine andere Gruppierung so oft

gegen Judenverfolgungen ausgesprochen hat wie die mittelalterliche Kirche.²⁶ Auch wenn in Österreich Judenpogrome im Vergleich zum westlichen Reichsgebiet weniger häufig vorkamen, gab es sie doch:

„Die Klosterneuburger Chronik erwähnt die [...] ‚säcklein oder pälglein‘ mit ‚pulver und gift‘, die die Juden in Brunnen geworfen hätten. Nur wenige konnten sich in die Burg retten, wo sie der königliche Vogt beschützte. Die Szenen der Hinrichtung waren furchtbar. Mütter sollen ihre Kinder vor sich in die Flammen geworfen haben, um sie vor der Taufe zu bewahren. Andere verbrannten sich nach der rettenden Taufe aus Scham, als sie den Heldenmut ihrer alten Glaubensgenossen gesehen hatten. Immerhin ließ Herzog Albrecht den Plünderern ihre Beute wieder abnehmen, ja zur Strafe die Dörfer der Umgebung besetzen. Mautern musste 600 Pfund, Krems und Stein je 400 Pfund Pfand hinterlegen. Die Rädelsführer des Blutbades wurden ins Gefängnis geworfen oder gehängt. Albrecht von Österreich war zur Zeit des Schwarzen Todes der einzige weltliche Herrscher Europas, welcher die Juden wirklich beschützte. Kein Wunder, dass man ihn spöttisch den Judenherrn nannte. So blieb auch die Residenzstadt Wien ohne Pogrome. Sie wurde zum Zufluchtsort unzähliger Vertriebener.“²⁷

Neben dem erwähnten Beispiel aus Niederösterreich wissen wir von Judenpogromen im Zuge der Pestepidemie aus Feldkirch, Kärnten – hier wurde beispielsweise die jüdische Gemeinde in Wolfsberg ausgelöscht – sowie Salzburg und Hallein.²⁸

Die Antwort der Kirche und der Religion

Der Wiener Historiker Georg Scheibeleiter schreibt in seinem Kapitel zur Geschichte des Christentums in Österreich hinsichtlich spätmittelalterlicher Formen der Volksfrömmigkeit ganz allgemein von einer „heftige[n] Hingabe an religiöse Bedürfnisse“²⁹. Er merkt weiter an:

„Vieles an diesen Formen der Frömmigkeit erklärt sich aus einer Lebensangst, die aus dem Bewußtsein von der Hinfälligkeit des menschlichen Daseins gespeist wurde. Die Begegnung dreier prächtig gekleideter junger Ritter mit drei Totenskeletten wurde zum mahnenden literarischen Topos der Vergänglichkeit: ‚Ihr seid, was wir waren. Wir sind, was ihr sein werdet!‘ rufen die Toten den Lebenden zu. Noch stärker wirkten die bildlichen Darstellungen des Totentanzes (danse macabre), wobei die sichtbare Gleichheit vor dem Tod nur ein schwacher Trost sein konnte. Ein anderes religiöses Hauptthema der Zeit war

das richtige Sterben, das als ars moriendi nicht nur die Literatur beschäftigte, sondern auch einfachen Menschen ein ernstes Anliegen war.“³⁰

Ein sichtbarer Ausdruck dieses religiösen Lebensgefühls bildeten die Flagellanten bzw. Geißler³¹, die durch die Lande zogen und eine Form der stellvertretenden Buße praktizierten. Ausgehend von Italien erreichten sie weite Teile Westeuropas und erlebten 1348/49 ihren Höhepunkt. Zu ihren Ritualen gehörten eine dreiunddreißigstägige Bußfahrt, in der sie durch Dörfer und Städte zogen, Buße predigten und ihre Oberkörper bis aufs Blut geißelten. Die Gruppen konnten dabei aus einigen Dutzend, aber auch bis zu einige hundert Büsser umfassen. In Österreich wissen wir von dem Auftreten von Flagellanten aus der Steiermark und Salzburg.³² Der Historiker und Mediziner Klaus Bergdolt zitiert eine charakteristische Darstellung eines Auftritts der Flagellanten:

„Als sich die letzten zu Boden warfen, standen die ersten bereits wieder auf, um sich zu peitschen. Ihre Routen besaßen Knoten mit vier Stacheln aus Eisen. So zogen sie umher und riefen in der Volkssprache Gott an, und zwar ohne Unterlaß. Dabei stellten sich drei in der Mitte eines Kreises auf, äußerten laut Prophezeiungen und geißelten sich währenddessen. Nach ihnen setzten andere den Gesang fort [...] Danach stürzten alle auf ein bestimmtes Wort nieder und

warfen sich kreuzförmig hin, mit dem Gesicht zum Boden, wobei sie schluchzten und beteten. Und die Meister kamen an den Kreisen vorbei und mahnten sie, Gott für sein Volk um Milde zu bitten, auch für alle, die ihnen Gutes oder Schlechtes angetan hatten, und für alle Sünder und die Seelen im Fegefeuer und andere mehr. Dann erhoben sie sich, reckten die Hände zum Himmel, stürzten wieder auf die Knie und sangen. Anschließend erhoben sie sich erneut und geißelten sich lange Zeit wie zuvor.“³³

Diese radikale Form der Religiosität, wie wir sie bei den Flagellanten vorfinden, traf das religiöse Gefühl der Zeit unter dem Eindruck der eschatologischen Endzeit und verband sich mit verschiedenen chiliastischen Vorstellungen der Zeit.³⁴ Der Mensch war auf der Suche nach Heil, nach Seelenheil, das Trost über den Tod hinaus bieten konnte.³⁵ Er bewegte sich dabei in der Spannung zwischen Endlichkeit und Ewigkeit und dem Bewusstsein, „im Diesseits schon vom Jenseits bestimmt zu sein“.³⁶

Deswegen nahmen Heiligenverehrung und Reliquienkult, Wallfahrten sowie Stiftungen und Todesvorsorge – Stichwort Ablasshandel – eine immer größere Bedeutung ein, vor allem auch im Zuge der 1439 zum Dogma erhobenen römisch-katholischen Lehre vom Fegefeuer. Der Kirchenhistoriker Volker Lepin spricht in diesem Zusammenhang

pointiert von einer „Quantifizierung der Frömmigkeit“³⁷ und der Kirchenhistoriker Hellmut Zschoch merkt an:

„Die große Pestepidemie in der Mitte des 14. Jahrhunderts schärfte das Bewusstsein für die Möglichkeit eines plötzlichen, unvorbereiteten Todes und für das mit ihm verbundene religiöse Risiko. Um so mehr mußte es gelten, rechtzeitig und lebenslang die kirchlichen Heilsangebote wahrzunehmen und sich so für die eigene Todesstunde zu rüsten.“³⁸

Gleichzeitig begegnet uns im Spätmittelalter allerdings auch eine offizielle Kirche, die in Teilen verweltlicht und längst nicht immer imstande war, geistliche Antworten auf die Heilssuche der Menschen zu geben. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass auch der Klerus vielfach Opfer der Pest wurde und immer wieder Priester gewissenhaft ihren Verpflichtungen nachgingen.³⁹ Der ehemalige Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Straßburg, Francis Rapp, spricht von einem kontrastreichen Bild der Christenheit und merkt an:

„auf der einen Seite die niederschmetternde Wirklichkeit – verdorbene Pfaffen, die ein liederliches Leben führten und nur auf Geld und Wollust etwas hielten, die sich kaum um ihre Schäflein kümmerten und meistens ungebildet blieben; auf der anderen Hoffnungen, die mit der Realität nur lose verknüpft

waren, aber Licht und Glück ausstrahlten und ein neues goldenes Zeitalter verhießen.“⁴⁰

Ein kurzer Ausblick in die weitere Kirchengeschichte zum Umgang mit der Pest

Auch wenn der Schwerpunkt dieses Beitrags auf der großen Pestepidemie im 14. Jahrhundert liegt, soll kurz ein Blick in die weitere Kirchengeschichte geworfen und auf den Umgang zweier Reformatoren mit der Pest eingegangen werden.

Zürich wurde im Herbst 1519 von der Pest erfasst und rund ein Drittel der Bevölkerung verstarb (bei einer Bevölkerung von rund 7.000 Personen). Auch Zwingli erkrankte an der Pest, vielleicht gerade deshalb, weil er an der Pest Erkrankte und von ihren Familien Zurückgelassene aufsuchte und Sterbende seelsorgerlich begleitete. Verbunden mit einer persönlichen existentiellen Krise, führte dies beim Schweizer Reformator zu einer verstärkten Betonung der menschlichen Sündhaftigkeit und gleichzeitig einer Betonung der Erlösung allein aus Gnade.⁴¹

Zwingli verarbeitete seine Krankheitsphase in Form von Gedichten und verfasste u. a. ein Pestlied.⁴² Später setzte er sich für ein staatliches Armen- und Krankenwesen ein.

Martin Luther erlebte eine erste Pestepidemie nur indirekt. Kurz nach seinem Eintritt ins Kloster im Jahr 1505 wurde Mansfeld von einer Pestepidemie erfasst und man nimmt heute an, dass zwei von Luthers Brüdern an der Pest starben.⁴³ Im Sommer 1527 erreichte die Pest auch zum wiederholten Male Wittenberg. Während viele Bürger die Stadt fluchtartig verließen und die Universität kurzfristig nach Jena umzog, hielt Luther es für seine Pflicht, in Wittenberg zu bleiben, um sich den Kranken anzunehmen und teilweise verwandelte sich das Schwarze Kloster in ein Lazarett.⁴⁴ Luther schrieb in einem Brief an Georg Spalatin:

„Die Pest hat hier zwar angefangen, aber sie ist recht gnädig. Die Furcht und die Flucht der Leute [...] davor ist jedoch erstaunlich, so daß ich eine solche Ungeheuerlichkeit des Satans vorher noch nicht gesehen habe. So sehr erschreckt [er die Leute], ja er freut sich, die Herzen so verzagt zu machen, natürlich damit er diese einzigartige Universität zerstreue und verderbe, welche er nicht ohne Ursache vor allen anderen haßt. Jedoch sind während der ganzen Zeit der Pest bis auf diesen Tag nicht mehr als 18 Todesfälle gewesen einschließlich derer, die innerhalb der Stadt waren, Mädchen und Kinder und alles mitgezählt. In der Fischervorstadt [...] hat sie heftiger gewütet, in unserem Stadt-

teil [...] ist noch kein Todesfall, obwohl alle Toten da begraben werden. [...] Ich bleibe, und das ist wegen dieser ungeheuren Furcht unter dem Volke nötig. [...] Christus aber ist da, damit wir nicht allein sind. Er wird auch in uns triumphieren über die alte Schlange, den Mörder und Urheber der Sünde, wie sehr er auch immer seine Ferse stechen mag (1. Mose 3, 15). Betet für uns und gehabt Euch wohl.⁴⁵

Auf Bitten von Breslauer Predigern schrieb Luther in dieser Zeit auch eine Schrift, „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“. In dieser seelsorgerlichen Schrift betonte Luther u. a., dass der Dienst an Kranken Gottesdienst sei und auf diesem eine große Verheißung läge. Weil Gott der eigentliche Arzt und Apotheker sei, erübrige sich auch jegliche Angst vor einer Ansteckung und Erkrankung, die er als Werk des Teufels sah.⁴⁶ Stattdessen ermutigte er Christen, Trost in den Zusagen Gottes zu finden. Hier sehen wir also einen anderen geistlichen Zugang zum Umgang mit der Pest.

Zum Abschluss: Einige bedenkenswerte Gemeinsamkeiten zwischen damals und heute

Damals wie heute wurden Menschen von einer Pandemie überrascht. Während sich damals Menschen ihrer End-

lichkeit durchaus bewusst waren, ist diese Erfahrung für viele Menschen unserer Generation eine neue Erfahrung. Vielleicht dringt die Frage nach der Endlichkeit von uns Menschen angesichts der täglichen Berichte steigender Opferzahlen wieder dauerhaft in unser Bewusstsein, nachdem der Tod bei uns vielfach längst aus unserer Alltagslebenswirklichkeit verdrängt worden war.

Damals wie heute steht die Frage im Raum: Welche Antwort geben die christlichen Kirchen und Gemeinden auf die Spannung zwischen Endlichkeit und Ewigkeit? Oder anders gefragt: Spielt die biblische Lehre vom ewigen Leben nicht nur eine theologisch-theoretische Rolle – wir halten sie für wahr! –, sondern prägt sie unser endliches Leben in einem Maße, dass unsere Freunde und Nachbarn in unserem Alltagsleben davon etwas sehen können? Woran erkennen andere, dass Menschen in der Nachfolge Jesu an das ewige Leben glauben, das für Nachfolger Jesu zwar schon begonnen hat, aber noch auf seine Vollendung wartet?

Die Krise lehrt uns, dass wir nicht länger diejenigen sind, die alles im Griff haben, die beispielsweise über Freiheit nach Belieben verfügen können. Uns werden unsere Grenzen aufgezeigt. Die gefühlte menschliche Allmacht wurde von der realen menschlichen Ohnmacht vom Sockel gestoßen und plötzlich kommen Fragen, ja kommt sogar Angst auf.

Der Mensch im Mittelalter wandte sich in seiner Ohnmacht und mit seiner Angst zu Gott. Ihn trieb die Frage nach seinem Heil um. Aber die mittelalterliche Kirche war vielfach zu sehr mit sich selbst, ihren politischen Ränkespielen, ihrer Gier nach Geld, Einfluss und Macht beschäftigt. Andere, jedoch nicht geistliche Fragen, standen für sie vielfach im Vordergrund. Die Frage, die sich uns stellt, lautet: Mit was sind die christlichen Kirchen und Gemeinden heute beschäftigt? Drehen sie sich vornehmlich um sich selbst, um ihr Programm, ihren Einfluss, ihre Größe? Oder können sie Menschen in dieser Krisenzeit zur Seite stehen, ihre Fragen beantworten und sie auf den hinweisen, der in unsere Endlichkeit getreten ist, um uns ewiges Leben zu schenken: Jesus Christus? Nicht erst mit unserem Tod, sondern schon da beginnt die Ewigkeit, wenn wir Jesus in unser Leben einladen.

Den Menschen im Mittelalter standen genauso verschiedene Wege offen wie uns heute: Manche wählten den Weg des Hedonismus: „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (1Kor 15,32). Andere suchten Gott und fanden ihn, wie die Beispiele der Waldenser oder 170 Jahre später die Reformation veranschaulichen. Welchen Weg wählt unsere Gesellschaft und welchen Beitrag dazu leisten wir als Christen, als Gemeinde Jesu?



Dr. Frank Hinkelmann ...

Pfr. i. E. Dr. Frank Hinkelmann ist Rektor des Martin Bucer Seminars (Bonn, Deutschland) und lehrt an mehreren Ausbildungsstätten Kirchen- und Missionsgeschichte sowie Konfessionskunde. Seit über 25 Jahren ist er leitender Mitarbeiter beim Missionswerk Operation Mobilisation und daneben Präsident der Europäischen Evangelischen Allianz sowie stellvertretender Vorsitzender des Internationalen Rates der Weltweiten Evangelischen Allianz.

Anmerkungen

¹Vgl. Jens Jacobsen. Schatten des Todes: Die Geschichte der Seuchen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2012. S.15–16 sowie Manfred Vasold. Die Pest: Ende eines Mythos. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag, 2003. S.96–100. Vasold weist darauf hin, dass allerdings auch noch andere Faktoren zum demographischen Niedergang beitrugen. Ebd. S.99.

²Vgl. hierzu: Klaus Bergdolt. Der Schwarze Tod in Europa: Die Große Pest und das Ende des Mittelalters. 4. Aufl. in C. H. Beck Paperback. München: C. H. Beck, 2017. S.17–20 sowie Vasold. Die Pest. S.14–15 und Bergdolt. Der Schwarze Tod in Europa. S.192.

³Jacobsen. Schatten des Todes. S.16–17. Vasold weist jedoch zurecht darauf hin, dass die Ausbreitung der Pest regional sehr unterschiedlich verlief und es vor allem im Italien des 14. Jahrhunderts noch weitere Epidemien gegeben haben muss, die zu der hohen Todesrate beitrugen. Vasold. Die Pest.

S. 107ff. Klaus Bergdolt geht in seinem Werk ausführlich auf die regionale Ausbreitung ein. Bergdolt. *Der Schwarze Tod in Europa*.

⁴Alois Niederstätter. *Die Herrschaft Österreich: Fürst und Land im Spätmittelalter*. Österreichische Geschichte. 1278–1411. Hrsg. von Wolfram Herwig. Wien: Ueberreuter, 2004. S. 15–16. Hier finden sich auch Angaben zu Pestausbrüchen an anderen Orten Österreichs in späteren Jahren.

⁵Friederike Zaisberger. *Geschichte Salzburgs*. Wien/München: Verlag für Geschichte und Politik/R. Oldenbourg, 1998. S. 48–49.

⁶Vgl. hierzu: URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Pest_in_Wien [Stand: 06.04.2020].

⁷Vgl. hierzu: URL: <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Pest> [Stand: 06.04.2020].

⁸Vgl. hierzu: URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Quarant%C3%A4ne> [Stand: 06.04.2020].

⁹Ebd.

¹⁰Vgl. hierzu Kapitel vier „Epidemien, soziale Netzwerke und Bekehrung“ in: Rodney Stark. *Der Aufstieg des Christentums: Neue Erkenntnisse aus soziologischer Sicht*. Weinheim: Beltz Athenäum, 1997, S. 83–109.

¹¹Jacobsen. *Schatten des Todes*. S. 17. Vgl. ferner: N. Bulst. „Pest“. In: *Lexikon des Mittelalters*. Bd. 6. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2009, Sp. 1917.

¹²Giovanni Boccaccio. *Das Dekameron*. Nach der Übertragung aus dem Italienischen von Karl Witte. 5. Aufl. Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag, 2017. S. 15–20.

¹³Vgl. hierzu: Neithard Bulst. „Pest, Pestseelsorge“. In: *Lexikon für Theologie und Kirche*. Hrsg. von Walter Kaiser. Bd. 8. 4. völlig neu bearb. Aufl. Freiburg et al.: Herder, 1999. Sp. 78–80.

¹⁴Vgl. hierzu: URL: <https://www.ammergau-alpen.de/oberammergau/entdecken/Die-Passion-und-die-Passionsspiele/Geschichte-der-Passionsspiele> [Stand: 09.04.2020].

¹⁵Vgl. hierzu: Michael Basse. *Entmachtung und Selbsterstörung des Papsttums (1302–1414)*. Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen II/1. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2011. S. 118–120.

¹⁶In einem bemerkenswerten Aufsatz hat der oberösterreichische Romanist und heutige Lehrer Daniel

Rötzer die verschiedenen menschlichen Reaktionen auf die Krise anhand der Beschreibungen in Boccacios *Dekameron* analysiert: Daniel Rötzer. „Die Kunst des Verdrängens: Giovanni Boccacios *Dekameron* vor dem Hintergrund der Pestepidemie von 1348“. In: Christian Rohr, Ursula Bieber, Katharina Zeppezauner-Wachauer (Hrsg.). *Krisen, Kriege, Katastrophen: Zum Umgang mit Angst und Bedrohung im Mittelalter*. Heidelberg: Winter Verlag, 2018. S. 117–143. Auch erhältlich im Internet unter: URL: https://www.uni-salzburg.at/fileadmin/oracle_file_imports/1151214.PDF [Stand: 22.04.2020].

¹⁷Peter Dinzelbacher. *Angst im Mittelalter: Teufels-, Todes- und Gotteserfahrung: Mentalitätsgeschichte und Ikonographie*. Paderborn et al.: Ferdinand Schöningh, 1996.

¹⁸Bulst. „Pest“. Sp. 1917.

¹⁹Dieser Abschnitt aus dem *Dekameron* wurde aus Platzgründen ausgelassen. Boccaccio. *Dekameron*. S. 25.

²⁰Vgl. hierzu Rötzer. *Die Kunst des Verdrängens*.

²¹Vgl. hierzu u. a.: Bergdolt. *Der Schwarze Tod in Europa*. S. 191–207.

²²Zitiert nach: Bulst. „Pest“. Sp. 1916.

²³Karl G. Zinn. *Kanon und Pest: über die Ursprünge der Neuzeit im 14. und 15. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag der Sozialwissenschaften, 1989. S. 186–198.

²⁴Siehe u. a. Vasold. *Die Pest*. S. 119–121.

²⁵Zinn. *Kanon und Pest*. S. 201.

²⁶Vgl. Bergdolt. *Die Schwarze Pest in Europa*. S. 121–125.

²⁷Ebd. S. 135–136.

²⁸Niederstätter. *Die Herrschaft Österreichs*. S. 20–23.

²⁹Georg Scheibelreiter. „Das Christentum in Spätantike und Mittelalter – von den Anfängen bis in die Zeit Friedrichs III.“. In: Rudolf Leeb, Maximilian Liebmann, Georg Scheibelreiter u. Peter G. Tropper. *Geschichte des Christentums in Österreich*. Wien: Ueberreuter, 2005. S. 133.

³⁰Scheibelreiter. „Das Christentum in Spätantike und Mittelalter“. S. 133.

³¹Vgl. Bergdolt. *Der Schwarze Tod in Europa*. S. 107–119.

³²Scheibelreiter. „Das Christentum in Spätantike und Mittelalter“. S. 142.

³³Zitiert nach Bergdolt. *Der Schwarze Tod in Europa*. S. 113–114.

³⁴Vgl. Basse. *Entmachtung und Selbsterstörung des Papsttums*. S. 119–120 sowie Bergdolt. *Die Schwarze Pest in Europa*. S. 108ff.

³⁵Vgl. Hellmut Zschoch. *Die Christenheit im Hoch- und Spätmittelalter*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004. S. 282.

³⁶Volker Leppin. *Geschichte des mittelalterlichen Christentums*. Tübingen: Mohr-Siebeck, 2012. S. 404.

³⁷Leppin. *Geschichte des mittelalterlichen Christentums*. S. 407.

³⁸Zschoch. *Die Christenheit im Hoch- und Spätmittelalter*. S. 283.

³⁹Vgl. Bergdolt. *Die Schwarze Pest in Europa*. S. 162ff.

⁴⁰Francis Rapp. *Christentum IV: Zwischen Mittelalter und Neuzeit (1378–1552)*. Die Religionen der Menschheit. Bd. 31. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2006. S. 83. Rapp geht zu Beginn seines Buches ausführlich auf die Ausgangslage der Kirche ein. Vgl. ferner: Francis Rapp. „Sitten und Moral: I. Sitten und Moral in der römischen Kirche“. In: Jean-Marie Mayeur, Charles Pietri, André Vauchez u. Marc Venard (Hrsg.). *Die Geschichte des Christentums*. Bd. 6: *Die Zeit der Zerreißproben (1274–1449)*. Freiburg/Basel/Wien: Herder, 1991. S. 462–475.

⁴¹Emidio Campi. „Die Reformation in Zürich“. In: Amy Nelson Burnett und Emidio Campi (Hrsg.). *Die schweizerische Reformation: Ein Handbuch*. Zürich: TVZ, 2016. S. 81 und <https://www.zhref.ch/themen/reformationsjubilaeum/allgemeine-informationen/huldrych-zwingli/zwingli-lexikon-von-a-bis-z-1/lexikon-p/pest-in-zuerich> [Stand: 23.04.2020].

⁴²Vgl. URL: <https://www.zhref.ch/themen/reformationsjubilaeum/allgemeine-informationen/huldrych-zwingli/zwingli-lexikon-von-a-bis-z-1/lexikon-p/pestlied-zwinglis> [Stand: 23.04.2020].

⁴³Vgl. hierzu: Martin Brecht. *Martin Luther: Sein Weg zur Reformation. 1483–1521*. Stuttgart: Calwer Verlag, 1981. S. 65. Es wird spekuliert, ob der Tod seiner Brüder auch die Einstellung von Luthers Vater zu dessen Klostertritt verändert hat, ebd. Vgl. ferner: Eric Metaxas. *Luther: Der Mann, der Gott neu entdeckte*. Holzgerlingen: SCM Hänssler, 2019. S. 66.

⁴⁴Vgl. hierzu: Martin Brecht. *Martin Luther: Ordnung und Abgrenzung der Reformation. 1521–1532*. Stuttgart: Calwer Verlag, 1986. S. 205–206; Metaxas. *Luther*. S. 501–502.

⁴⁵Luther Deutsch. Bd. 10. *Die Briefe*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1959. S. 183ff.

⁴⁶Brecht. *Martin Luther: Ordnung und Abgrenzung der Reformation*. S. 206.



Pesthaube, 17. Jahrhundert: Zum Schutz vor der Pest trugen Ärzte ein Ledergewand mit Überwurf und eine Maske. In dem schnabelartigen Fortsatz befanden sich Kräuter oder Essigschwämme zum „Filtern“ der Luft. [Erklärung: Wikipedia]

Thomas Schirrmacher

Siegfried Zimmer und der „Menschensohn“

Ein Kommentar zu einer Passage aus dem Worthaus-Vortrag
„Der Prozess vor Pilatus (Mk 15,1–15)“ von Prof. Dr. Siegfried Zimmer¹

Ich gebe zu, dass ich die Vorträge von Professor Siegfried Zimmer nicht unvoreingenommen höre, seitdem ich erlebt habe, dass er mich bei einer Podiumsdiskussion in Bad Blankenburg im Tagungszentrum der Deutschen Evangelischen Allianz belehrt hat, als Evangelikaler und „Bibeltreuer“ hätte ich keine Ahnung von Wissenschaft und wissenschaftlichen Begriffen und würde mich dem modernen Denken verweigern, und mich mit spöttischen Bemerkungen über meine vermeintliche Ängstlichkeit bedachte. Als jemand, der nicht nur in der Theologie auf allen Ebenen die unterschiedlichsten Formen wissenschaftlichen (und unwissenschaftlichen) Arbeitens auskostet

hat, sondern neben der Theologie auch eine säkulare wissenschaftliche Laufbahn hat, vom Studium bis hin zu zwei Jahrzehnten als Religionssoziologe und Kulturanthropologe an staatlichen Universitäten in Rumänien, war ich völlig perplex angesichts dieser Vorwürfe.

Doch dann habe ich beim Hören seiner Vorträge aus vielen Jahren festgestellt, dass er bei mir nur das gemacht hat, was er in fast allen Vorträgen ähnlich macht – und nur nicht gemerkt hat, dass sein Standardschema auf mich angewandt etwas lustig wirkte.

Ich habe einmal einen fast beliebigen Abschnitt aus einem seiner Vorträge gewählt, den ich am Ende meines Kom-

mentars komplett von der Aufnahme abgetippt wiedergebe, um den meines Erachtens kritikwürdigen Stil der Auseinandersetzung mit Andersdenkenden aufzuzeigen. Wobei es fast besser ist, das Original zu hören. Denn die Vorträge haben diesbezüglich einen erstaunlich einheitlichen Stil, und was ich hier am konkreten Beispiel sage, gilt für fast alle Vorträge ebenso:

1. Zimmer argumentiert meist sehr emotional, nicht mit belegten Argumenten oder Forschungsergebnissen. Er bezieht sich auf die Emotionen von ‚Laien‘ unter seinen Gegnern (in unserem Abschnitt mehrfach sehr heftig) oder appelliert an

die Vermutungen und Emotionen der Zuhörer, hier etwa, ob sie sich vorstellen können, dass Jesus dies oder das gewollt und gefühlt habe, und das, obwohl er gerade die Evangelientexte, die allein darüber Auskunft geben könnten, als recht unzuverlässig hinstellt. Wie aber will der Zuhörer ohne Textgrundlage 2000 Jahre nach Jesus wissen, wie dieser sich fühlte?

2. Zimmer stellt seine Sicht immer als die reine Sicht der Wissenschaft dar, für die Gegenposition zitiert er aber nie Wissenschaftler, die sie vertreten, sondern lässt verängstigte ‚Laien‘ auftreten, die ihm tatsächlich oder vermeintlich dies und

das vorgeworfen haben. Diese werden belustigend und völlig überzogen dargestellt, das Gelächter des Publikums folgt immer hörbar. So gewinnt man jede Diskussion.

Professor Zimmer sollte sich an seinesgleichen messen oder wenigstens an ‚gebildeten Laien‘, nicht aber an Extrembeispielen von ‚Laien‘, die dann noch karikiert werden. So aber ist die Diskussion der wissenschaftlichen Theologie unwürdig.

Er sollte auch aufhören, sich über die Sorgen andersdenkender Christen lustig zu machen. Einmal davon abgesehen, dass Jesus nicht so über andere gesprochen hat.

3. Zimmer stellt Andersdenkende pauschal als ungebildete, unwissende und fromme Angsthasen dar. In unserem kurzen Abschnitt tut er dies gleich dreimal – und das entspricht der typischen Häufung in seinen Vorträgen: „Christen, die gleich den Flattrich kriegen“, „dann fällt ja die ganze Welt zusammen“, „Da muss ich fast kotzen“, „dieses Titelgeklapper ... dann werden die Leute ganz unruhig“.

4. Lange bevor eine solche Sprache in den Kommentarspalten der Internetmedien Alltag wurde, benutzte Zimmer eine große Bandbreite spöttischer Formulierungen gegenüber Andersdenkenden. Man schreibe einmal alle solche

Ausdrücke in einem einzigen Vortrag mit oder streiche sie mit Textmarker in einer abgetippten Fassung an. Das geht wirklich nicht, ein Mindestmaß an Respekt gegenüber Andersdenkenden sollte man haben. Und man sollte seine Zuhörer nicht zum Auslachen Anderer verleiten oder wenn das Gelächter zu deutlich wird, dagegen einschreiten.

Wenn ich die Ausdrücke einmal einfach auf mich beziehe, muss ich zu dem vorliegenden Vortragsauszug sagen: Ich bekomme nicht den Flattrich, für mich fällt die Welt nicht zusammen, mich interessiert auch kein Titelgeklapper, ich bin einfach nur nach Studieren und Abwägen der verschiedenen Sichtweisen und Argumente auf dem Markt wohlbe-gründet anderer Meinung als Professor Zimmer.

5. Zimmer tut so, als wäre seine jeweilige Sicht die eine, wahre Sicht der Wissenschaft und alle Andersdenkenden teilen sie nicht, weil sie unwissend seien und mit der Wissenschaft auf Kriegsfuß ständen. Er wird damit der Vielfalt der Positionen auch im Bereich der nicht-bibeltreuen Theologie nicht gerecht, denn zumeist ist seine Position auch im nicht-bibeltreuen nur eine Position unter vielen. So zu tun, als gäbe es in der neutestamentlichen Wissenschaft zu fast jedem Thema nur *die eine* wissenschaftliche Position und ihr gegenüber eben *die eine* dieser widersprechende fromme

Position, ist selbst unwissenschaftlich, denn die Wissenschaft hört auf alle Facetten der Diskussion.

Zimmer tut so, als wenn *alle*, die seine Position ablehnen, dies nur täten, weil sie sich nicht mit der Materie beschäftigt hätten und sich der wissenschaftlichen Diskussion verweigerten. Es gibt aber genügend Fachkollegen, deren greifbare wissenschaftliche Forschung die von Zimmer um ein Vielfaches übersteigt, die aber trotzdem Positionen vertreten, die Zimmer als dumm abtut.

6. Zudem sind Zimmers Positionen zumeist die Standardpositionen aus den Jahrzehnten seiner Studienzeit und anfänglichen Dozentenzeit, nicht aber der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion. Es finden sich keine Belege, dass er sich vor einem Vortrag bemüht, den tatsächlich *aktuellen* Stand der Forschung zum Thema zu erarbeiten, und zwar zu keinem der beiden vermeintlichen Lager. Die moderne evangelikale Forschung zu Hermeneutik, Exegese und neutestamentlicher Wissenschaft in der angelsächsischen Welt oder etwa in Asien scheinen ihm völlig unbekannt zu sein. *Plakativ stellt er lieber Lager und Positionen von einst einander gegenüber, und das – man entschuldige den Ausdruck – mit deutschem Tunnelblick.*

Im vorliegenden Fall des Themas des Vortragsauszuges unten – der Frage, ob Jesus sich für den Menschensohn und

Messias hielt – will er zwar so tun, als wäre seine Position die wissenschaftliche Standardposition, von der nur ‚bibeltreue‘ Vertreter abweichen, tatsächlich aber vertreten längst wieder viele Mainstreamtheologen und Neutestamentler an Universitäten, dass Jesus sich selbst für den Menschensohn oder Messias gehalten hat.

Die Aussage des Petrus: „Du bist der Messias (= Christus), der Sohn des lebendigen Gottes“ (Mt 16,16, kürzer in Mk 8,29; Lk 9,20), die Jesus für eine direkte Offenbarung Gottes, des Vaters hielt (Mt 16,17), wird auch von vielen nicht-bibeltreuen Exegeten für vorösterlich und nicht für spätere Gemeindebildung gehalten, von Oskar Cullmann bis zu Peter Stuhlmacher und Papst Benedikt in seinem Jesus-Buch.

Der Neutestamentler *Rainer Riesner*, der sicher kein Anhänger der Unfehlbarkeit der Bibel oder gar der Chicago-Erklärung zur biblischen Irrtumslosigkeit ist, hat jüngst als Lebenswerk auf 512 Seiten zusammengefasst, was die theologische Wissenschaft zum „*Messias Jesus*“ (Brunnen, 2020, ISBN 978-3-7655-9410-6) zu diskutieren und zu sagen hat. Bei jedem Vers der Evangelien diskutiert er, ob er ursprünglich, bearbeitet, eingefügt usw. ist. Doch insgesamt lässt er keinen Zweifel daran, dass Jesu Wirken nicht ohne seinen Messiasanspruch zu verstehen ist. Zum Ausdruck Menschensohn, den er ausführlich diskutiert

(S. 102–105, 266–269), schreibt Riesner: „Aufgrund der Paradies- und Machterfahrung am Beginn seines Weges wandte Jesus von da an die Bezeichnung ‚Menschensohn‘ auf sich an. Schon die Tatsache, dass dieser Ausdruck außer bei der Vision des Stephanus (Apg 7,56) und in zwei Zitaten von Daniel 7,13 (Offb 1,13; 14,14) innerhalb des Neuen Testaments ausschließlich im Mund von Jesus vorkommt, belegt seine Echtheit“ (S. 102).

Das klingt doch ganz anders als bei Zimmer.

Oder wählen wir das Handwörterbuch RGG, auch nicht gerade als Hort der Frommen bekannt. Dort heißt es: „Der Ausdruck ‚M.‘ ... ist die am häufigsten benutzte Selbstbez. Jesu in den Evv. An insg. 82 Stellen. Sie verteilen sich mit 69 auf die synopt. Evv. ... und 13 im Joh. Von Parallelen abgesehen gibt es 38 verschiedene synopt. M.-Logien. Dazu kommt, daß 24 synopt. M.-Logien Parallelen haben, in denen der Ausdruck fehlt, aber häufig durch ein ‚Ich‘ ersetzt wird. Außer Joh 12,34 (und Luk 24,7) kommt ‚M.‘ in den Evv. nur im Munde Jesu vor.“ (Mogens Müller. „*Menschensohn im Neuen Testament*“. Sp. 1098–1100. In: *Religion in Geschichte und Gegenwart*, 4. Aufl., Bd. 5. Mohr Siebeck: Tübingen 2002, hier Sp. 1098–1099).

7. Siegfried Zimmer springt in seiner Argumentation ständig zwischen verschiedenen Themen hin und her, statt bei

den Argumenten pro und contra zum Thema zu bleiben, und vermischt gerne die Diskussion über den Befund der Evangelien mit modernen Fragestellungen und Forderungen. Ich möchte das an drei Beispielen (A, B, C) im Auszug aus dem Vortrag deutlich machen:

Beispiel A: Zimmer: „Jesus war vielleicht selber der Überzeugung, dass er selber gar nicht der Menschensohn ist, dass das ein späterer christlicher Eintrag war, dass er aber über das Kommen und was da geschieht, verblüffend Bescheid weiß. Was man mindestens sagen kann: Jesus wusste sich mit dem Menschensohn sehr fest verbunden. Das auf jeden Fall.“

Kommentar: Wie will Zimmer aufgrund der Quellenlage absolut eindeutig (so eindeutig, dass er deswegen Andersdenkende verurteilen kann) feststellen, ob Jesus sich für den Menschensohn hielt oder sich ihm nur „sehr fest verbunden“ fühlte, was immer das heißen mag? Und wenn sich Jesus dem Menschensohn sehr fest verbunden fühlte, wen hielt er dann für den Menschensohn, dem er sich verbunden fühlte? Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Jesus einen anderen für den wahren Messias oder Menschensohn hielt! Und falls Jesus nicht wusste, wer der Menschensohn ist, wie konnte er sich dann dem Menschensohn verbunden fühlen?

Zudem bleibt bei Zimmer offen, wieso Jesus im Prozess wegen der Ansprüche in Bezug auf ihn selbst verurteilt wurde. Als er etwa unter Eid gefragt wurde: „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ und „Bist du der König der Juden?“, hat er das einfach bejaht. Die hier genannten drei Zuschreibungen machen deutlich, dass es um den gesamten Komplex der alttestamentlichen Ankündigungen über den zukünftigen Heilsbringer ging, die Jesus in sich in Erfüllung gehen sah.

In den Evangelien wird – wie wir oben gesehen haben – der Begriff Menschensohn von Jesus selbst benutzt und auf sich selbst bezogen, so häufig, dass in manchen Evangelien in Paralleltextrn stattdessen einfach nur „Ich“ steht. Stephanus beschreibt in Apg 7,56 damit Jesus. Ansonsten erscheint der Begriff nur noch in Hebr 2,6 (vgl. Ps 8,5) und als Zitat aus dem Buch Daniel in Offb 1,13, 14,14. Bei Paulus und anderen neutestamentlichen Autoren fehlt er völlig. Das heißt, auch ohne die ‚bibeltreue‘ Vorgabe, dass die Evangelien historisch zuverlässig berichten, spricht sehr viel dafür, dass Menschensohn gerade keine Bezeichnung für Jesus ist, die die Kirche später in die Jesusworte und -überlieferungen hineingetragen hat, sondern, vor Jesu Tod eine zentrale Rolle spielte und einer der offiziellen Gründe seiner Verurteilung durch den Hohen Rat war, und später so von der Kirche nicht weiter in der Bekenntnissprache verwendet wurde.

Beispiel B: Zimmer: „Jesus hat schon einen messianischen Anspruch gehabt, aber wie viele messianische Ansprüche gab es?“

Kommentar: Jetzt hat Jesus plötzlich einen „messianischen Anspruch“ gehabt, warum sollte dazu nicht auch der Ausdruck ‚Menschensohn‘ gehören? Aber dass auch andere Personen messianische Ansprüche erhoben, ist doch ein ganz anderes Thema, das mit der Frage, ob Jesus diesen Anspruch erhoben hat und ob er ihn zu Recht erhoben hat, nichts zu tun hat. Es fehlt jeder Beleg, dass Jesus selbst konkurrierende Messias-Ansprüche anerkannte und sich für einen unter mehreren Messiasen hielt.

Beispiel C: Zimmer: „Meint ihr, dass Jesus alle Details, alles klar war? Er ist schon ein normaler Mensch, bitte! ... Meint ihr, dass Jesus dann jedes Detail – Endzeitfahrplan? Nein, ich glaube erst einmal, dass für Jesus Titel sowieso gar nicht das Wichtigste sind. Er hat überhaupt nie mit Titeln groß gearbeitet.“

Kommentar: Jetzt wird die Frage, ob sich Jesus für den Messias hielt, mit zwei modernen Problemen vermischt, der Existenz von überzogenen Endzeitfahrplänen und der Titelsucht. Mal angenommen, Jesus wusste nicht „jedes Detail“ und ihm waren Titel nicht wichtig, weswegen sollte er sich dann nicht trotzdem für den gehalten haben, der die alttestamentlichen Pro-

phetien erfüllt, von denen die meisten ja gar nicht den Titel „Messias“ enthalten? Im Übrigen hat Zimmer im Satz zuvor gesagt, Jesus habe einen messianischen Anspruch gehabt. Kann man den denn haben, wenn man Titel wie „Messias“ aus Prinzip ablehnt?

Zudem halten viele Exegeten den Terminus „Menschensohn“ in der Form, wie Jesus ihn geprägt hat (doppelter bestimmter Artikel, also „der Sohn des Menschen“), nicht für einen Titel, weil er vor und nach Jesus nicht nachgewiesen ist.

Zudem sei gefragt: Als Jesus unter Eid gefragt wurde: „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ und „Bist du der König der Juden?“, warum hat er da nicht geantwortet: „Ich mache mir nichts aus Titeln?“

Noch einmal, das trägt meines Erachtens eine moderne Problematik und heutige ethische Forderung 2000 Jahre rückwärts in eine völlig andere Welt und Kultur.

Im Übrigen geht es bei der Frage, ob Jesus sich für den Menschensohn, den Messias, den König der Juden oder den leidenden Gottesknecht usw. hielt, nicht um einen vorgegebenen Amtstitel, denn für dieselbe Sache finden sich im Alten Testament viele Titel, Bezeichnungen und Beschreibungen, sondern um den Inhalt des Namens Immanuel: Gott ist unter uns. Und genau das beanspruchte Jesus, dass wer ihn sieht, den Vater sieht (vgl. Joh 14,9). Jesus benutzte dabei den doppelten

Artikel „der Sohn des Menschen“, der genau in dieser Form weder vorher noch hinterher verwendet wurde. Der Schluss, dass es sich um die ganz spezifische, von ihm selbst formulierte, alltägliche und am häufigsten verwendete Selbstbezeichnung Jesu handelte, kann sich auch dann nahelegen, wenn man nicht ‚bibeltreu‘ argumentiert, ja selbst, wenn man das christliche Bekenntnis zu Jesus Christus nicht teilt oder der Auffassung ist, Jesus habe sich geirrt.

Der Vortragsauszug

(Hervorhebungen stammen von mir)

„Gehört bitte nicht zu den Christen, die gleich den Flatterich kriegeln, wenn ich sage: Jesus war vielleicht selber der Überzeugung, dass er selber gar nicht der Menschensohn ist, dass das ein späterer christlicher Eintrag war, dass er aber über das Kommen und was da geschieht verblüffend Bescheid weiß. Was man mindestens sagen kann: Jesus wusste sich mit dem Menschensohn sehr fest verbunden. Das auf jeden Fall.“

Aber ob er sich selber als Menschensohn gesehen hat, lassen wir mal offen. Es kam dann jemand zu mir: ‚Herr Zimmer, aber wenn man das offen lässt, oh – dann fällt ja die ganze Welt zusammen.‘ – Nein, so hat er es auch nicht gesagt. Ich möchte den lieben Bruder jetzt nicht karikieren. Es ist ja auch verständlich, dass er sagt:

‚Was, Jesus – das war er vielleicht gar nicht!?!‘ Ich gehe mal davon aus, dass Jesus kein Hellseher war. Er hat kein Orakelwissen gehabt. Meint ihr, dass Jesus alle Details, alles klar war? Er ist schon ein normaler Mensch, bitte! Jesus hat schon einen messianischen Anspruch gehabt, aber wie viele messianische Ansprüche gab es? Meint ihr, dass Jesus dann jedes Detail – Endzeitfahrplan? Nein, ich glaube erst einmal, dass für Jesus Titel sowieso gar nicht das Wichtigste sind. Er hat überhaupt nie mit Titeln groß gearbeitet.“

Wenn dann so, sagen wir mal *eine fromme Kinderzeitschrift* – hab’ ich mal gelesen – Jesus, war Mitarbeiterheft für Tausende Sonntagsschulmitarbeiter. Und da hat die Frau einen Artikel über Jesus geschrieben – den habe ich mal zufällig gelesen. Da schreibt die Frau so einen kleinen Steckbrief ‚Wer war Jesus?‘: ‚Jesus war der Gottessohn und der Retter der Welt. Er kam, um zu sterben, und er hat viele Wunder getan und konnte übers Wasser laufen.‘ Das schreibt eine Frau für Tausende von Mitarbeitern in der Sonntagschule. *Da muss ich fast kotzen*. Ich kann’s nicht anders sagen. *Also alles gleich Titel*, er war der Sohn Gottes (was stellt sich ein 7-jähriger unter Sohn Gottes vor?), Retter der Welt, also alles nur *Titel, ein Titelgeklapper*. Ich habe dann dem Vorstand von diesem Verlag geschrieben: Sie könnten doch mit gleicher Buchstabenanzahl – also es ist nicht viel mehr – Sie könnten doch sagen: ‚Jesus war aufmerksam für die

Armen, er schätzte die Frauen höher als es damals üblich war, und er liebte die Kinder. Das ist doch Millionen Mal mehr als dieses Titelgeklapper. *Und wenn die Titel dann nicht kommen, dann werden die Leute ganz unruhig.*“



Prof. Dr. Dr. Thomas Schirmacher ...

ist stellvertretender Generalsekretär der Weltweiten Evangelischen Allianz (WEA) für Theologische Fragen und Vorsitzender der Theologischen Kommission der WEA. Daneben ist er Vizepräsident für internationale Kooperationen des Martin Bucer Seminars und lehrt er als Professor für Religionssoziologie an der Staatlichen Universität des Westens in Timisoara, Rumänien, und an der Oxford University (Regent’s Park College).

Anmerkungen

¹ Quelle: URL: <https://worthaus.org/worthausmedien/der-prozess-vor-pilatus-mk-15-1-15-9-4-2/> [Stand: 15.06.2020].

Markus Till

Quo Vadis Worthaus? Quo Vadis evangelikale Bewegung?

11 Vorträge von Worthaus 9 – zusammengefasst und kommentiert

Woran liegt es, dass die Spannungen, Gräben und Risse unter Evangelikalen scheinbar immer größer werden? Leiden wir an schlechter Streitkultur, Enge, Rechthaberei und fehlender „Ambiguitätstoleranz“? Ja, auch das spielt eine Rolle. Aber zugleich bin ich überzeugt: Man kann die wachsenden Spannungen in „Evangelikalien“ nicht verstehen, wenn man nicht die Inhalte und dazu den wachsenden Einfluss von „Worthaus“ und seine Referenten kennt und versteht.

2018 hatte Siegfried Zimmer berichtet: Worthaus habe „viele, viele zehntausend Hörer“. Bei einer freikirchlichen Konferenz hätten alle (!) anwesenden 30 bis 35

Pastoren gemeldet, dass sie regelmäßig Worthaus hören. Sein Eindruck sei: „*Die Pastorenfortbildung läuft eigentlich über Worthaus.*“¹ Seither ist der Einfluss von Worthaus unter Evangelikalen nach meinem Eindruck noch einmal deutlich größer geworden. Die beiden Hauptreferenten, Siegfried Zimmer und Thorsten Dietz, schulen immer wieder evangelikale Leiter (z. B. von ICF, von den Apis, vom Bund evangelischer Gemeinschaften, vom CVJM oder von Gnadau). Thorsten Dietz gehört zum Gnadauer Arbeitskreis Theologie, er spricht bei evangelikalen Großveranstaltungen wie z. B. beim Gnadauer Upgrade-Kongress, ist bei evangelikalischen Medien wie z. B.

beim ERF zu hören und zu sehen, und er hat natürlich Einfluss auf die freikirchlichen Ausbildungsstätten, z. B. die IHL, die IGW und selbstverständlich auf die evangelische Hochschule Tabor, an der Dietz selbst lehrt und die bis vor kurzem noch zur Konferenz bibeltreuer Ausbildungsstätten gehörte. Für die kommende Worthaus-Tagung 10 wurden mit Volker Rabens und Sandra Bils gleich zwei Dozenten der CVJM-Hochschule als Referenten eingeplant.

Wer die freien Ausbildungsstätten prägt, prägt die zukünftigen Verantwortlichen und Multiplikatoren und damit auch die Zukunft der freien Gemeinden und Gemeinschaften. Wer die evangeli-

kalen Medien prägt, prägt schon jetzt die Ausrichtung der evangelikalen Bewegung insgesamt. Umso wichtiger ist die Frage: Welche Theologie wird da vermittelt? Findet da eine gesunde Weitung traditioneller evangelikaler Positionen statt? Macht sich die evangelikale Bewegung damit fit für die Herausforderungen einer modernen, gewandelten Gesellschaft? Oder ist zu befürchten, dass damit wachsende Spannungen und Spaltungen in die evangelikale Bewegung hineingetragen werden, weil sich die theologischen Positionen zu deutlich und zu grundlegend von evangelikalen Bekenntnissen und Grundüberzeugungen unterscheiden? Weil diese Fragen für die Zukunft der

evangelikalen Bewegung insgesamt so enorme Bedeutung haben, sollten sich eigentlich alle Verantwortlichen im evangelikalen Umfeld fundiert damit auseinandersetzen. Genau dafür will dieser Artikel Hilfestellung geben.

Die Vorträge von Worthaus 9, die im Juni 2019 in Tübingen gehalten wurden, eignen sich besonders gut, um die Ausrichtung von Worthaus genauer kennen zu lernen. Denn sie beschäftigen sich nicht mit Randfragen, sondern mit echten „Knackpunkt-Themen“, die den innersten Kern des Christentums berühren:

- Hat Gott immer wieder wundersam in die Geschichte eingegriffen?
- War Jesus von Nazareth nicht nur ganz Mensch, sondern auch ganz Gott?
- Starb Jesus am Kreuz einen stellvertretenden Opfertod?
- Ist Jesus leiblich auferstanden?

Acht der elf Vorträge von Worthaus 9, die in diesem Artikel betrachtet werden, werden von Thorsten Dietz und Siegfried Zimmer gehalten. Sie zeigen in besonderer Weise zentrale Züge der Theologie und Christologie der beiden prägenden Worthaus-Hauptreferenten auf. Von zentraler Bedeutung sind vor allem die Vorträge 9 und 10 von Thorsten Dietz zur Kreuzestheologie und zur Auferstehung. Sie werden deshalb besonders ausführlich betrachtet.

Elf Vorträge von Worthaus 9 in der Übersicht:

1. Thorsten Dietz: Die Nachfolge – Wie kann man heute an Jesus Christus glauben?
2. Christine Jacobi: Der aktuelle Stand der historischen Jesus-Forschung
3. Siegfried Zimmer: Das besondere Evangelium – Wie unterscheidet sich das Johannes-Evangelium von den drei anderen Evangelien?
4. Thorsten Dietz: Der Sohn – Wer ist und wer war Jesus Christus?
5. Siegfried Zimmer: Das nächtliche Verhör vor dem Hohen Rat (Mk 14,53–65)
6. Peter Wick: Das Mysteriöse – Von der rationalen Wunderkritik über den postmodernen Wunderglauben zurück zu Jesus
7. Peter Wick: Warum musste Jesus sterben?
8. Siegfried Zimmer: Der Prozess vor Pilatus (Mk 15,1–15)
9. Thorsten Dietz: Der Prozess – Warum ist Jesus gestorben?
10. Thorsten Dietz: Der Lebendige – Die Begegnung mit dem Auferstandenen
11. Siegfried Zimmer: Jesus und die blutende Frau (Mk 5,25–34)

Originalzitate aus den Vorträgen sind nachfolgend in *blau* dargestellt.

1. Vortrag 9.1.1 – Prof. Dr. Thorsten Dietz am 7. Juni 2019: Die Nachfolge – Wie kann man heute an Jesus Christus glauben?

Der Eröffnungsvortrag von Thorsten Dietz verspricht „eine kleine Brillologie“ basierend auf Markus 8,27–30. In diesem Text fragt Jesus seine Jünger: „Für wen halten mich die Leute?“ Damals wie heute wird diese Frage sehr unterschiedlich beantwortet (wenn man sich denn überhaupt für sie interessiert). Die Antworten machen deutlich, wie sehr Jesus aus der damaligen Tradition heraus gesehen wurde. Und für Thorsten Dietz gilt auch heute noch: Wie wir Jesus sehen oder auch nicht, hat sehr viel zu tun damit, welche Brille wir auf der Nase tragen. Denn „*Gott ist kein Gegenstand, kein Sachverhalt, kein Etwas oder jemand, den man an für sich beschreiben kann in einer objektiven Einstellung, völlig abgesehen von dir und deiner Geschichte und deiner Haltung dazu, kein Ding, auch nichts, das du begreifen, ergründen, durchrechnen, erschließen kannst, sondern er bleibt ein ewiges, undurchdringliches, ganz präsent, dir ganz nahes, aber am Ende doch faszinierendes Geheimnis*“ (ab 48:11). Dietz kommt schließlich auf den „Segen der Bibelwissenschaft“ zu sprechen. Sie könne Menschen geradezu „heilen“, wenn sie unter der Spannung zwischen biblischen Aussagen und der modernen Weltansicht leiden. Denn sie könne zeigen, dass die bisherige Art, die Bibel zu lesen,

nur eine bestimmte Brille ist, die Bibel zu betrachten. Die Bibelwissenschaft könne aber auch „Spannungskopfschmerz“ erzeugen, wenn sie einen Gläubigen zwingt, die Bibel nicht durch seine bisherige Glaubens- sondern durch die Wissenschaftsbrille zu lesen. So sei es auch ihm selbst gegangen. Aber das könne uns reifen lassen. „*Die Bibelwissenschaften nehmen dir deinen Jesus weg*“ (1:10:52), damit man lernen könne, „*dass Jesus nie dein Jesus ist, dass er immer größer ist, immer anders*“ (1:11:26). Das sei ein schmerzhaftes „Rütteln und Schütteln“ an Dingen, die für manche zentral sind. Aber darin liege der „*Segen, Voreinstellungen zu entdecken, die der Sache nicht gerecht werden*“ (1:13:05). Natürlich sind auch die Bibelwissenschaften ständig bedroht, durch ideologische Färbung verblendet zu werden. Genau darin liege aber auch ihre Stärke. Es sei ja seit Generationen ihr Alltagsgeschäft, ideologische Einflüsse zu hinterfragen und aufzudecken. Bibelwissenschaft sei ein kollektives, kämpferisches, kritisches Unternehmen zur gegenseitigen kritischen Überwachung und Kontrolle, weshalb sie helfen könne, „*Dinge zu hinterfragen, zu überprüfen und sie nochmal ganz neu und anders wahrzunehmen*“ (1:16:26).

Kommentar: Thorsten Dietz legt hier einen großen Wissenschaftsoptimismus an den Tag. Ist die universitäre Bibelwissenschaft wirklich so selbstkritisch, dass

sie sich von ihren Brillen befreien kann? Tatsache ist, dass auch in den Naturwissenschaften bestimmte Leitparadigmen vorherrschen und sich trotz starker Gegenargumente hartnäckig halten. Das beste Beispiel ist das Paradigma, dass grundsätzlich nur das als wissenschaftlich gelten darf, was innerhalb der Naturgesetze verstehbar ist – auch bei den Ursprungsfragen. Das postaufklärerische Wissenschaftsparadigma des methodischen Atheismus wurde auch in Worthaus 8 vertreten.³ Eine kritische Gegenstimme zu dieser „Brille“ liefert bei Worthaus 9 nun der Vortrag 6 von Peter Wick (siehe unten). Darin bestätigt Wick aber auch: Das Paradigma des Wunderausschlusses ist nach wie vor weit verbreitet an den Universitäten, gerade auch in den theologischen Fakultäten. Es ist also eine steile Behauptung, dass die universitäre Bibelwissenschaft besonders vorurteilsfrei arbeiten würde, zumal sich der Wunderausschluss ja nicht nur auf den Umgang mit miraculösen Texten auswirkt, sondern grundlegende Konsequenzen für das Offenbarungsverständnis und für die Glaubwürdigkeit der Bibel insgesamt mit sich bringt.⁴

Zudem habe ich mich beim Hören des Vortrags gefragt: Braucht man wirklich Heerscharen von Wissenschaftlern, um der Bibel vorurteilsfreie Botschaften und objektive Aussagen entnehmen zu können? Muss ich mir meinen Jesus

wirklich zuerst von der universitären Bibelwissenschaft wegnehmen lassen, weil er ohnehin nur ein Ergebnis meiner persönlichen Brillen ist? Welches der immer neuen Jesusbilder aus der akademischen Jesus-Forschung (siehe Vortrag 2!) wird mir die Bibelwissenschaft zurückgeben? Wenn es stimmen würde, dass sich nur der akademische Wissenschaftsbetrieb einigermaßen von Brillen befreien könnte, dann wären jedenfalls alle Laien verloren. Dann gäbe es keine Klarheit der Schrift mehr. Dann wäre es Luthers größter Fehler gewesen, mit seiner Bibelübersetzung den Laien die Bibel in die Hand zu geben und sie auch noch aufzufordern, die Lehre der Theologen auf Basis der Schrift zu prüfen.

Ja, ich lasse mir „meinen Jesus“ von der Bibel selbst gerne hinterfragen. Ich lasse ihn mir auch gerne von Theologen hinterfragen, wenn sie mir zeigen, dass sie aus der Schrift heraus argumentieren und sich selbst der Bibel als Maßstab und Autorität unterordnen. Solange aber wunder-, offenbarungs- und sachkritische Paradigmen im akademischen Bibelwissenschaftsbetrieb eine wichtige Rolle spielen, sollten wir keinesfalls Laien dazu ermutigen, sich von dieser Art von Bibelwissenschaft ihren Jesus wegnehmen zu lassen.

2. Vortrag 9.2.1: Dr. Christine Jacobi am 8. Juni 2019: Der aktuelle Stand der historischen Jesus-Forschung

Die Theologin Dr. Christine Jacobi distanziert sich in diesem Vortrag von früheren liberaleren Sichtweisen, die stark zwischen dem historischen Jesus und angeblichen nachträglichen mythischen Deutungen trennen wollten. Der Satz „Jesus hat nicht an Jesus geglaubt“ sei so nicht mehr haltbar. Die Darstellung Jesu in den Evangelien zeige, dass er verwurzelt war im Geschichts- und Gottesbild sowie den messianischen Erwartungen des Alten Testaments, weshalb *„seine Selbstausslegung, sein Selbstverständnis gar nicht so weit entfernt wäre von den späteren Darstellungen der Evangelien – nicht so weit jedenfalls, wie ältere Forschungen es annahmen“* (25:30). Somit könne man *„nicht strikt zwischen den historischen Ereignissen und ihrer mythischen Deutung unterscheiden [...] Es gibt eben eine fortgesetzte Linie zwischen dem Wirken, dem Sendungsbewusstsein des irdischen Jesus, seiner Wahrnehmung durch Zeitgenossen [...], durch Anhänger und dann seiner Deutung nach Ostern“* (ab 1:04:17). Zwar distanziert sich Jacobi von der rein metaphorischen Auferstehungsdeutung der liberalen Theologie, zugleich weist sie aber auch die Sichtweise von N.T. Wright zurück, der die Auferstehung als historisches Ereignis belegen möchte, denn in den Evangelien stünde ja die theologische Deutung der Auferstehung im Vor-

dergrund, nicht das historische Ereignis. Historische Jesusforschung sei für den Glauben relevant, denn auch die Evangelien haben ja historisch gearbeitet, um ihre Vorstellungen von Christus als dem Gottessohn zu vermitteln. Die Jesusbilder der historischen Jesusforschung blieben immer auf die biblischen Texte bezogen. Die Jesusbilder seien aber auch immer ein Kind ihrer Zeit, denn die Jesusforschung *„partizipiert an den aktuellen Weltbildern und am Wirklichkeitsverständnis ihrer Zeit und bezieht von dort aus ihre erkenntnistheoretischen Voraussetzungen. Und auf diese Weise, indem sich die Jesusforschung immer selbst auch weiter entwickelt, entstehen immer neue Jesusbilder“* (ab 1:25:57). Diese Erkenntnis habe einst zu einer Krise der historischen Jesusforschung geführt. Jetzt würde man das aber gelassen sehen, denn die historische Jesusforschung sei selbst Teil der Wirkungsgeschichte Jesu.

Kommentar: Der Vortrag wirkte auf mich konservativer als der frühere Worthausvortrag zur historischen Jesusforschung von Stefan Schreiber, weil der Textbezug stärker betont wird und weil Frau Jacobi keine „strikte“ Unterscheidung zwischen der Evangeliendarstellung und dem historischen Jesus verfolgen möchte. Aber wirklich überwunden wird diese Trennung auch hier nicht, wie in vielen Formulierungen deutlich wird. So erwähnt Frau Jacobi zum Beispiel,

dass „die Geburts- und auch die Kindheitsgeschichten bei Lukas legendarisch“ seien. Nur die Taufe sei wohl eine „der wenigen wirklich gesicherten Daten seines Wirkens“ (27:40). Jacobi möchte theologisch gedeutete Berichte der Evangelien nicht als historische Daten behandeln, denn „das hieße nämlich, den Glauben an Jesus letztlich von historisch-kritischer Exegese abhängig zu machen“ (ab 1:21:20). Dabei war die historische Tatsächlichkeit der in den Evangelien geschilderten Ereignisse für die ersten Christen noch von grundlegender Bedeutung (z. B. Apg 4,20)! Wenn diese jetzt keine Rolle mehr spielen soll, dann ändert sich natürlich auch die theologische Aussage. Dieses Problem zeigt sich besonders bei der Kritik Jacobis an N.T. Wrights Apologetik für die Historizität der Auferstehung. Jacobi hat zwar recht, dass in den Evangelien das eigentliche Auferstehungsgeschehen im Grab nicht dargestellt wird und dass das Osterereignis AUCH theologisch gedeutet wird. Aber das ändert ja nichts daran, dass der physisch-leibliche und damit auch der historische Charakter der Begegnungen mit dem Auferstandenen im Neuen Testament eine entscheidende Grundlage für alle weiteren theologischen und praktischen Konsequenzen ist (siehe dazu auch den Kommentar zu Vortrag 10).

Ich finde deshalb die Trennung zwischen dem historischen Jesus und dem Jesus der Evangelien bzw. des Glaubens

weder fruchtbar noch attraktiv. Wer möchte schon sein Jesusbild und seinen Glauben auf eine historische Jesusforschung beziehen, die ausdrücklich ein Kind ihrer Zeit sein will und ständig neue Jesusbilder hervorbringt, die dann zwangsläufig nur zeitlich befristete Gültigkeit haben können? Wie soll man zu einem Jesus mit Ablaufdatum eine persönliche Vertrauensbeziehung entwickeln? Da bleibe ich doch besser bei dem Vertrauen, dass die Evangelien-schreiber zu Recht versprochen haben, seriös und verlässlich den historischen Jesus dargestellt zu haben (Lk 1,1–4), so dass mein Glaube primär von der Schrift statt von aktuellen Urteilen der historisch-kritischen Exegese oder der historischen Jesusforschung abhängen kann.

3. Vortrag 9.2.2: Prof. Dr. Siegfried Zimmer am 8. Juni 2019: Das besondere Evangelium – Wie unterscheidet sich das Johannes-Evangelium von den drei anderen Evangelien?

Siegfried Zimmer begründet in diesem Vortrag ausführlich seine Sichtweise, dass im Johannes-Evangelium an vielen Stellen nicht der historische Jesus, sondern der Auferstandene spricht, mit Worten, die durch den „Parakleten“, also den Heiligen Geist, nachösterlich offenbart wurden. Dies werde zum einen deutlich durch zahlreiche inhaltliche und stilistische Unterschiede zu den Reden Jesu bei den Synoptikern Mat-

thäus, Markus und Lukas. Das werde auch deutlich durch seine hoheitlichen Aussagen oder die Lehre der Präexistenz (die nur in jenen Evangelien vorkomme, die nicht von der Jungfrauengeburt sprechen) oder in den Abschiedsreden. Es sei „abstrus“, sich vorzustellen, Jesu habe solche Dinge vor Ostern geäußert. Geradezu „bizarr“ und „kannibalisch“ sei die Vorstellung, der historische Jesus habe zu den Juden gesagt: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben“ (Joh 6,54).

Kommentar: Leider verschweigt Siegfried Zimmer, dass Johannes ja selbst ausführlich von den verstörten Reaktionen der jüdischen Zuhörer berichtet: „Da stritten die Juden untereinander und sprachen: Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben? [...] Das ist eine harte Rede; wer kann sie hören? [...] Von da an wandten sich viele seiner Jünger ab und gingen hinfort nicht mehr mit ihm“ (Joh 6,52.60.66). Hat Johannes das dann auch dazu erfunden, damit es wie eine Erzählung aus dem vorösterlichen Leben Jesu aussieht? Eine ausführliche, wissenschaftlich fundierte Gegendarstellung zu Zimmers Sichtweise findet sich z. B. in der Einleitung in das Neue Testament von Armin Baum auf den Seiten 691–712. Baum sieht dort keinen wesentlichen inhaltlichen Unterschied zwischen der Christologie der Synoptiker und des Johannes-Evangeliums: „Die implizite

Christologie der Synoptiker und die explizite Christologie des Johannes unterscheiden sich zwar im Wortlaut, sind aber inhaltlich auf derselben theologischen Hochebene angesiedelt“ (S. 711). „Jesus beansprucht in allen vier Evangelien, die einzigartige göttliche Macht und Identität zu besitzen, etwa gegenwärtig ewiges Heil zu schenken und am jüngsten Tag das Endgericht zu halten“ (S. 712). Die Jesusreden habe Johannes zwar „dynamisch-äquivalent in eine für seine Leserschaft leichter verständliche Sprache übersetzt“ (S. 711). Aber ein Historiker war auch gar „nicht verpflichtet, den Wortlaut historischer Reden zu reproduzieren. [...] Andererseits erwartete man aber von ihm, dass er den Inhalt historischer Reden korrekt wiedergab.“ Die Jesusreden im Johannesevangelium inhaltlich dem historischen Jesus zuzuschreiben ist für Armin Baum möglich, denn: „Der umfangreiche Redestoff des vierten Evangeliums enthält neben einer begrenzten Zahl johanneisch-synoptischer Wortlautparallelen eine sehr große Zahl johanneisch-synoptischer Konzeptparallelen. Gemessen an den synoptischen Jesusworten erweist sich die (seit Bretschneider vertretene) These, die johanneischen Jesusreden seien im Wesentlichen als unauthentisch zu beurteilen, auf der inhaltlichen Ebene als weit überzogen“ (S. 699). Baum nennt weitere prominente Befürworter der Historizität der johanneischen Jesusreden wie z. B. Friedrich Schleiermacher, Theodor Zahn, Adolf

Schlatter oder der Brite John Robinson. Es sind also nicht nur die von Zimmer immer wieder beklagten konservativen Kreise, die sich Zimmers Sichtweise nicht anschließen wollen.

4. Vortrag 9.2.3: Prof. Dr. Thorsten Dietz am 8. Juni 2019: Der Sohn – Wer ist und wer war Jesus Christus?

Im ersten Teil seiner Christustrilogie befasst Thorsten Dietz sich mit der Frage: War Jesus wirklich wahrer Gott und wahrer Mensch? Wie hat sich dieses Bekenntnis entwickelt? Und wie sehen wir das heute? In der „Volksfrömmigkeit“ werde die Perspektive der Menschlichkeit Jesu heute durchaus öfter vernachlässigt. Das sei aber gemäß dem Bekenntnis von Chalzedon, mit dem Dietz sich hier ausführlich befasst, Häresie. Und auch aus heutiger Sicht sagt Dietz: Man darf 0,0 davon abstreichen, dass Jesus wirklich Mensch war! Und zwar so sehr, *„dass es wirklich auf dem Spiel stand, ob er Gott die Treue hält und ob er diesen Glauben durchhalten kann, dass Gott sein Vater ist trotz allem“* (ab 1:06:14). Aber war Jesus auch wahrer Gott? Hier geht Dietz sehr viel vorsichtiger zu Werke. Er weist zwar darauf hin, dass Jesus bereits unter den allerersten Christen als menschengewordener Gott angesehen wurde, was biblisch eindeutig belegt sei (z.B. Phil 2,5–11 oder Joh 1). Er macht zudem Werbung dafür, das alte Glaubensbekenntnis, dass Jesus wahrer Gott war, in

„kritisch-kreativer Treue“ weiter zu entfalten. Allerdings warnt er auch ausführlich vor dem Zwang, dass man diese „Formel“ unbedingt so nachsprechen müsse. Es sei keine Häresie, wenn man – so wie der theologische Mainstream – in Jesus einen Menschen sehe, der von Gott voll und ganz angenommen, durch die Auferstehung von ihm bestätigt wurde und in dem Gott sein Wesen für uns sichtbar macht.

Kommentar: Die Frage, ob Jesus nicht nur wahrer Mensch, sondern auch wahrer Gott war, ist ein absolutes Knackpunktthema in der Theologie. Hier entscheidet sich Jesu Exklusivität, sein Herrschaftsanspruch und seine Fähigkeit, uns zu erlösen. Ohne das Gottsein Jesu ist das stellvertretende Sühnopfer am Kreuz kein Akt der Selbsthingabe und Liebe Gottes, sondern ein Gericht eines grausamen Gottes, der Menschenopfer will. Kein Wunder, dass die Abkehr von der Göttlichkeit Jesu in der Mainstreamtheologie auch die Abkehr vom stellvertretenden Sühnopfer im Gepäck hat – und damit letztlich katastrophale Konsequenzen für den innersten Kern des christlichen Glaubens. Schade, dass diese weitreichenden Konsequenzen in diesem Vortrag nicht erwähnt werden, sondern dass es phasenweise fast wie eine Geschmackssache wirkt, inwieweit man die Göttlichkeit Jesu nun ernst nehmen möchte oder nicht.

Der Vortrag macht nach meinem Eindruck besonders deutlich, welche Zielgruppe Thorsten Dietz primär vor Augen hat und in welche Richtung er Brücken bauen möchte. Den gegenüber der Göttlichkeit Jesu mehrheitlich skeptischen akademischen Theologen sagt er: Wenn das mit deinem Intellekt im Moment nicht vereinbar ist, dann musst du das ebenso wenig glauben wie die Geschichte, dass Jona von einem Fisch verschluckt wurde. Den „Volksfrömmigen“, bei denen er eine Tendenz zur Vernachlässigung der Menschlichkeit Jesu sieht, sagt er aber: Das geht heute auf gar keinen Fall mehr! Da ist plötzlich keine Rede mehr von Geheimnis, Mysterium, von missverständlichen Begriffen und Brillen angesichts von wechselnden Weltanschauungen, sondern da zeigt Dietz klare Kante: Er fordert strikt die Menschlichkeit Jesu, und zwar in einem Ausmaß, das auch mir schon fragwürdig erscheint. Denn ich glaube zwar auch, dass Jesus wirklich Mensch war und große Angst kannte. Aber ich glaube nicht, dass irgendwann ernsthaft die Heilsgeschichte auf dem Spiel stand.

So sehr ich dafür bin, Zweiflern Raum zu lassen, damit sie ihren Anfragen gründlich nachgehen können und so sehr ich es begrüße, dass Dietz in der theologischen Welt Werbung für einen etwas konservativeren Kurs macht: Die Einseitigkeit, mit der Dietz hier vorgeht, kann ich nicht nachvollziehen. Gerade

angesichts des gewaltigen Flurschadens, den der Verlust der Göttlichkeit Jesu in der Theologie hinterlassen hat, müssen wir es meines Erachtens doch wieder viel deutlicher sagen: Es ist im christlichen Glauben keine Geschmacksfrage, ob Jesus der präexistente, von der Jungfrau geborene Gott war oder nicht. Die Göttlichkeit Jesu war – wie Dietz in diesem Vortrag schön berichtet – für die Väter eine Selbstverständlichkeit, und sie ist in der Bibel klar bezeugt. Dietz macht zudem in diesem Vortrag sehr schön deutlich, dass es für die Väter noch entscheidend war, jedes vorgeschlagene Jesusbild mit der Bibel zu vergleichen und es zu verwerfen, wenn es mit den biblischen Texten nicht zusammenpasst. Die Klarheit, die Dietz gegenüber denen an den Tag legt, die die Menschlichkeit Jesu vernachlässigen, brauchen wir in der anderen Richtung ebenso, denn gerade hier hatte und hat der Verlust einer zentralen Lehre der Bibel und eines zentralen Bekenntnisses der Kirchenväter in den letzten beiden Jahrhunderten katastrophale Konsequenzen für die Theologie und für die Kirche.

5. Vortrag 9.3.2: Prof. Dr. Siegfried Zimmer am 9. Juni 2019: Das nächtliche Verhör vor dem Hohen Rat (Mk 14,53–65)

Siegfried Zimmer stellt in diesem Vortrag die Frage nach der historischen Wahrheit der Schilderung des Evangelis-

ten Markus zur Verurteilung Jesu vor dem Hohen Rat. Dabei werden viele interessante Hintergründe zur damaligen politischen Situation beleuchtet. Besonders spannend ist die Frage nach der Historizität der Verse 61–62: *„Wieder fragte ihn der Hohepriester und spricht zu ihm: Bist du der Christus, der Sohn des Hochgelobten? Jesus aber sprach: Ich bin es! Und ihr werdet den Sohn des Menschen sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen mit den Wolken des Himmels.“* Zimmer wendet sich hier ausdrücklich gegen die liberale theologische Behauptung, dass die Aussage Jesu zu seiner Messianität eine nachträgliche christliche Einfügung sei. Sein Hauptargument ist: Jesus macht hier in Bezug auf seine Wiederkunft eine prophetische Ankündigung, die bis zur Abfassung der Evangelien nicht eingetroffen ist. So etwas hätte niemand erfunden.

Kommentar: Der Vortrag lohnt sich, weil er viele interessante Informationen zu den historischen Hintergründen enthält. Erfreulich fand ich zudem, dass Zimmer entgegen der liberalen Sichtweise ausdrücklich an der Historizität der messianischen Aussage Jesu festhält. Aber zwei Fragen sind bei mir nach dem Vortrag offen geblieben:

1. Zimmer betont immer wieder, dass diese Erkenntnisse das Ergebnis jahrzehntelanger intensiver Forschungsarbeit seien. Wenn diese Erkenntnisse wichtig

sind für unser Verständnis des Kreuzestodes Jesu: Wie soll sich dann ein Laie noch ein Bild davon machen können, warum Jesus eigentlich gestorben ist?

2. Hier wird ja deshalb an der Historizität der Aussage Jesu festgehalten, weil sie sich gut in den alttestamentlichen Zusammenhang fügt, ins jüdische Denken passt und eine christlich motivierte nachträgliche Einfügung unplausibel ist. Aber was wäre denn, wenn das nicht so wäre? Wäre dann die Historizität fraglich, obwohl die Aussageabsicht des Textes dies klar behauptet?

6. Vortrag 9.3.3: Prof. Dr. Peter Wick am 9. Juni 2019: Das Mysteriöse – Von der rationalen Wunderkritik über den postmodernen Wunderglauben zurück zu Jesus

Der Stil und das Thema dieses Vortrags lässt sich am besten durch ein Zitat vom Vortragsanfang beschreiben (ab 02:55): *„Wenn ein Universitätsprofessor zu Jesus und Wundern befragt wird, steht da sofort ein Elefant im Raum, nämlich der Elefant der Wunderkritik, der Aufklärung und des Rationalismus. Der Elefant heißt: Es kann keine Wunder geben, auch nicht bei Jesus, weil es nicht vernünftig ist. Vernünftigerweise muss man davon ausgehen, dass Jesus keine körperlichen Wunder getan hat. In den letzten Jahrzehnten breiteten sich die Populationen dieser Elefantenrasse nicht mehr aus. Aber es finden sich immer noch große Herden vor allem an den Universitä-*

ten, gerade auch in theologischen Fakultäten. Viele angehende Pfarrer oder auch heutige Pfarrer, Theologiestudenten, Religionslehrer wurden von diesem Rüsseltier stark beeindruckt, zum Teil für ihr ganzes Leben und ihre ganze Theologie.“ Wick zeigt auf: Auch die Bibel bestätigt ein Weltbild, in dem in der Natur alles nach festgefügteten Gesetzen funktioniert. Aber die Bibel zeigt eben auch, dass Gott in seiner Gnade immer wieder übernatürlich eingreift. Und wenn Gott Gott ist, warum sollten wir damit ein Problem haben? Wick spricht sich für die Historizität der Wunder aus, zumal ihre Tatsächlichkeit immer eine wichtige theologische Botschaft enthält. Zugleich warnt er vor Gesetzmäßigkeiten im Feld der Wunder, wenn z. B. behauptet wird, korrekter Glaube müsse zwangsläufig immer eine Heilung nach sich ziehen, was dann bei einem ausbleibenden Wunder den Verdacht weckt, der Kranke glaube nicht richtig.

Kommentar: Ein inhaltlich wie rhetorisch großartiger Vortrag, dem ich nur rundum zustimmen kann! Bislang waren bei Worthaus zu diesem Thema eher ganz andere Meinungen zu hören. Genannt seien hier insbesondere die Vorträge von Thomas Breuer zur Auferstehung Jesu oder der Vortrag von Stefan Schreiber zum historischen Jesus, in denen u. a. die Leiblichkeit der Auferstehung Jesu bestritten wird. In Worthaus 8 bekennt

sich Dr. Patrick Becker ausführlich zu einem Wissenschaftsbegriff, der im Gegensatz zu den Ausführungen von Wick gerade nicht mit göttlichen Eingriffen von außen ins Weltgeschehen rechnet (siehe das Zitat in Fußnote 3). Gut, dass Wick hier widerspricht.

7. Vortrag 9.4.1: Prof. Dr. Peter Wick am 10. Juni 2019: Warum musste Jesus sterben?

Wick führt in diesem Vortrag aus, dass das Neue Testament auf diese Frage eine „multiperspektivische“ Antwort gibt. Es erzählt, wie er einmal seinen Sohn aus verschiedenen Richtungen auf sein altes, klobiges Handy schauen ließ und fragte, was er da sieht. Die Antworten waren je nach Perspektive sehr unterschiedlich: Ein Tastaturfeld. Eine ebene Fläche. Eine Gürtelschnalle [...]. Seine erwachsenen Studenten hingegen hätten aus jeder Richtung immer nur ein Handy gesehen. Das NT würde diesen Syntheseblick aber nicht mitmachen. Wick schildert 5 verschiedene „Zugänge“ zum Kreuzesgeschehen, die sich z. T. auch gegenseitig beißen würden: Jesus musste sterben, um (1) mit uns Menschen eins zu werden, um (2) Stellvertreter an unserer Stelle zu sein, um (3) einen „fröhlichen Tausch“ zu ermöglichen (Jesus erniedrigt sich, damit wir erhöht werden), um (4) uns Menschen eine Teilhabe an seinem Tod und seinem Auferstehungsleben zu ermöglichen und um (5) ein radikales Vorbild zu

geben dafür, was hingebungsvolle Liebe bedeutet. Zudem schildert Wick ausführlich die Darstellung Jesu als das wahre Passalamme im Johannesevangelium sowie als Hohepriester und abschließendes wahres Opfer im Hebräerbrief. Seine These ist: Niemand könne alle diese Zugänge gleichzeitig im Blick haben. Es genüge, sich zunächst auf einen Zugang zu konzentrieren und im Rahmen der eigenen Gottesbeziehung nach und nach die Schätze der anderen Zugänge zu entdecken.

Kommentar: Eigentlich ein guter Vortrag, der aber leider der Debatte, die bei diesem Thema tobt, nicht gerecht wird. Ich kenne niemanden, der der Meinung ist, dass das Sühneopfer das einzige relevante Bild für die richtige Deutung des Geschehens am Kreuz wäre. Die Debatte dreht sich ja vielmehr darum, dass viele Theologen das Sühneopfer und die Stellvertretung generell in Frage stellen. So äußerte z. B. Dr. Breuer bei Worthaus, das Sühneopferbild stehe für einen blutigen Rachegott und somit für ein Gottesbild, das er heute nicht mehr akzeptieren könne.⁵ Zudem wird auch bei Worthaus in Frage gestellt, dass Jesu Tod „sein musste“, um uns zu erlösen. Dr. Breuer erwähnt in seinem Vortrag, dass er sich mit Siegfried Zimmer darin einig sei, dass Jesus frühestens in Jerusalem zu der Überzeugung gelangte, dass sein Tod offenbar unausweichlich sei.

Gut, dass Wick hier klarstellt, dass dieses „MUSS“ durchgängig im NT bezeugt wird.

Ein Knackpunkt in Wicks Vortrag ist ein Bericht ganz am Ende: Er erzählt, wie ihm jemand nach einem Vortrag zu diesem Thema geantwortet habe, dass er ausschließlich mit dem Zugang 5 („radikales Vorbild“) etwas anfangen könne. Damit nimmt diese Person genau die Position ein, auf die die weit verbreitete Sühneopfer- und Stellvertretungskritik oft hinausläuft, weil alle anderen Zugänge letztlich etwas mit Stellvertretung zu tun haben. Wicks Antwort: Das ist gut, dann konzentrieren Sie sich doch jetzt einmal auf diesen einen Zugang. Dazu formuliert er die Hoffnung: Das könnte ja dann ein Eintritt in eine Gottesbeziehung sein, die dann schrittweise auch offen macht für die anderen Zugänge. In einem persönlichen Seelsorgegespräch mag das vielleicht tatsächlich ein sinnvoller Zwischenschritt sein. Aber theologisch müssen wir angesichts der laufenden Debatte doch dringend klarstellen: Die Stellvertretung spielt letztlich in fast allen neutestamentlichen „Zugängen“ eine zentrale Rolle⁶ (siehe dazu auch den Kommentar zu Vortrag 9). Die Reduktion des Kreuzesgeschehens auf einen Vorbildcharakter beraubt Jesu Tod im Kern seines Erlösungscharakters und beschädigt deshalb das neutestamentliche Evangelium elementar. Schade, dass das in diesem Vortrag nicht deutlich wird.

8. Vortrag 9.4.2: Prof. Dr. Siegfried Zimmer am 10. Juni 2019: Der Prozess vor Pilatus (Mk 15,1–15)

Siegfried Zimmer schildert in diesem Vortrag den aktuellen Forschungsstand zur Frage, wie es letztlich zum Todesurteil für Jesus kam. Zimmer betont: Die historischen Ereignisse geben keinerlei Anlass, die Schuld an der Verurteilung Jesu „den Juden“ zuzuschreiben. Während der jüdische Prozess des Hohen Rats absolut korrekt und nachvollziehbar gewesen sei, habe Pilatus hingegen inkorrekt taktiert und sich dabei schließlich verrechnet, weil die Zeloten (nicht das jüdische Volk!) bei der Festtagsamnestie ihren Mann „herausgeklatscht“ hätten. Es sei wichtig, zukünftig bei diesem Thema keinerlei Anlass für antijüdische Reflexe zu bieten. Nebenbei befasst sich Zimmer mit der Frage, wie Jesus sich eigentlich selbst gesehen hat. Dazu sagt er ab 53:12: „Gehört bitte nicht zu den Christen, die gleich den Flatterich kriegen, wenn ich sage: Jesus war vielleicht selber der Überzeugung, dass er selber gar nicht der Menschensohn ist, dass das ein späterer christlicher Eintrag war, dass er aber über das Kommen und was da geschieht, verblüffend Bescheid weiß. Was man mindestens sagen kann: Jesus wusste sich mit dem Menschensohn sehr fest verbunden. Das auf jeden Fall. Aber ob er sich selber als Menschensohn gesehen hat, lassen wir mal offen. [...] Ich gehe mal davon aus, dass

Jesu kein Hellseher war, er hat kein Orakelwissen gehabt. Meint ihr, dass Jesus alle Details, alles klar war? Er ist schon ein normaler Mensch, bitte! Jesus hat schon einen messianischen Anspruch gehabt, aber wie viele messianische Ansprüche gab es? [...] Ich glaube erst einmal, dass für Jesus Titel sowieso gar nicht das wichtigste sind. Er hat überhaupt nie mit Titeln groß gearbeitet. [...] In einem Mitarbeiterheft für tausende von Sonntagsschulmitarbeitern hat eine Frau einen Artikel über Jesus geschrieben, den habe ich einmal zufällig gelesen. Da schreibt die Frau so einen kleinen Steckbrief, ‚Wer war Jesus?‘: ‚Jesus war der Gottessohn und der Retter der Welt. Er kam, um zu sterben und er hat viele Wunder getan und konnte übers Wasser laufen.‘ Das schreibt eine Frau für tausende von Mitarbeitern in der Sonntagsschule. Da muss ich fast kotzen. Ich kann’s nicht anders sagen. Also alles gleich Titel, er war der Sohn Gottes (was stellt sich ein 7-Jähriger unter Sohn Gottes vor?), Retter der Welt, also alles nur Titel, ein Titelgeklapper. Ich habe dann dem Vorstand von diesem Verlag geschrieben: Sie könnten doch mit gleicher Buchstabenanzahl [...] sagen: ‚Jesus war aufmerksam für die Armen, er schätzte die Frauen höher, als es damals üblich war, und er liebte die Kinder.‘ Das ist doch Millionen mal mehr als dieses Titelgeklapper. Und wenn die Titel dann nicht kommen, dann werden die Leute ganz unruhig.“

Kommentar: Nein, ich bekomme keinen „Flutterich“ bei diesen Aussagen. Aber ich stelle einfach nüchtern und sachlich fest, dass sich meine Theologie hier an zentraler Stelle fundamental von der Theologie Zimmers unterscheidet. Denn bei der Aussage, dass Jesus der Gottessohn und Retter der Welt war, der gekommen ist, um für uns zu sterben, steigt in mir nun einmal kein Würgereiz, sondern ein lautes „Amen, Halleluja!“ auf. Was mich aber am meisten verstört ist der Umstand, dass Zimmer diesen Text tatsächlich ersetzen möchte durch eine Beschreibung, die genauso auf Mutter Theresa oder Mahatma Gandhi zutreffen könnte. Wie bereits erwähnt: Die Frage, ob Jesus von Nazareth nicht nur wahrer Mensch, sondern auch wahrer Gott war, ist ein absolutes Knackpunktthema in der Theologie. Die biblischen Belege, dass Jesus sich selbst als Gottessohn sah und dass er den Gang der Dinge vorhersah, sind Legion. Spätestens hier tut sich aus evangelikaler Sicht ein tiefer Graben auf, der nicht zuletzt auch durch Zimmers derbe Sprache unüberbrückbar wird.

Zumal auch dieser Vortrag wieder zeigt, welche Folgen es hat, Jesus derart zu vermenschlichen. Denn ich war bislang noch gar nie auf die Idee gekommen, zu überlegen, wer schuld war am Tod Jesu. Jesus war für mich noch nie ein Justizopfer oder ein Opfer von Intrigen oder Machtspielen. Schuld waren weder

die Juden noch die Römer. Schuld am Tod Jesu war aus meiner Sicht schon immer – ICH! Wegen meiner Schuld musste Jesus den Weg ans Kreuz gehen. Er hat es getan aus Liebe zu mir! Sobald das klar ist, wird es völlig absurd, irgendwelche historischen Personen oder Volksgruppen zu beschuldigen. Siegfried Zimmer hat jedoch schon in Worthaus 8 deutlich gemacht, dass er die Lehre vom stellvertretenden Opfertod für „*durch und durch unbiblisch*“ hält, denn das verderbe das „*Evangelium und den liebenden Gott im Kern*“. Deshalb müssten wir „*Jesu Tod erst mal als ‚victim‘ würdigen*“, „*Jesus sei erst mal ein Opfer der römischen Militärbehörde geworden*“ (siehe dazu das ausführliche Zitat in Fußnote²). Erst vor diesem Hintergrund wird für mich verständlich, warum Zimmer die Todesursache Jesu so intensiv in innergeschichtlichen Zusammenhängen und historischen Realitäten sucht.

9. Vortrag 9.4.3: Prof. Dr. Thorsten Dietz am 10. Juni 2019: Der Prozess – Warum ist Jesus gestorben?

Im zweiten Vortrag seiner Christustrilogie geht Thorsten Dietz von der These aus: Ein einheitliches, durchgängiges Verständnis des Kreuzestodes Jesu habe es in der Kirche nie gegeben. Im ersten Jahrtausend sei eine Deutung weit verbreitet gewesen, die den Loskauf-Gedanken in den Mittelpunkt stellt. Dabei sei die Theorie vertreten worden, Gott habe

die Menschen mit dem Blut Jesu vom Teufel losgekauft, der durch die Sünde der Menschen ein Anrecht auf sie hatte. Diese Sichtweise habe Anselm von Canterbury im 11. Jahrhundert durch eine Theorie abgelöst, in der Gott um seiner Gerechtigkeit und Ehre willen nicht auf eine Bestrafung des schuldigen Menschen verzichten kann. Die gerechte Strafe wird dann aber stellvertretend von Jesus am Kreuz getragen. Dietz kritisiert zwar, dass Anselm oft überzeichnet und zu Unrecht kritisiert wird. Anselms Sichtweise sei aber aus heutiger Sicht aus vier Gründen trotzdem problematisch:

- **Das „kultische Opferproblem“:** Die Opferpraxis im Alten Testament sei die längste Zeit der Kirchengeschichte falsch verstanden worden. Erst seit ca. 50 Jahren habe die Bibelwissenschaft zunehmend Konsens darüber, dass die verschiedenen Opferriten im AT nicht bedeuten, dass die Menschen etwas bringen, um einen zornigen Gott zu versöhnen bzw. seinen Zorn zu besänftigen, sondern Gott selbst gewährt dem Menschen Versöhnung (siehe 3Mose 10,17⁸ und 17,11²).
- **Das Problem des gewandelten Rechtsverständnisses:** Anders als im Mittelalter steht im heutigen Rechtsdenken nicht mehr Rache und Vergeltung, sondern Abschreckung, Resozialisierung und Schutz der Bevölkerung im Vordergrund. Eine Vergeltungslogik sei für Menschen mit moderner

Rechtsauffassung deshalb nicht mehr nachvollziehbar, sie wirkt prämodern und abschreckend – und sie entspricht auch nicht dem biblischen Zeugnis.

- **Das „Kohärenzproblem“** liegt für Dietz darin, dass der Gedanke an einen gerechten Gott, der strafen muss, der Ethik Jesu widerspricht (und somit nicht mit ihr „kohärent“ ist). Denn diese fordert doch bedingungslose Vergebung und sogar Feindesliebe. Auch im Gleichnis vom verlorenen Sohn habe der Vater doch bedingungslos und ohne jede Strafe vergeben. Jedes Lehrsystem, das derart grundsätzlich der Ethik Jesu widerspricht, müsse falsch sein.
- **Das „Osterproblem“** liegt für Dietz darin, dass in Anselms Perspektive Ostern für die Erlösung letztlich gar nicht mehr nötig sei. Das vielfache biblische Zeugnis, dass wir als Christen Anteil am Weg Christi durch Sterben und Auferstehung hindurch haben, würde komplett vernachlässigt. Dietz berichtet: Eine breite Strömung in der neueren Theologie möchte aus diesen Gründen die Sprache des Rechtswesens komplett aus der Kreuzestheologie löschen und die biblische Botschaft auf eine reine Liebesbotschaft reduzieren. Dietz plädiert aber dafür, die Rechtssprache nicht aufzugeben, schließlich habe ein rechtsstaatliches System großen Wert. Und gerade dann, wenn die Gefühle etwas anderes sagen, seien

rechtssichere Zusagen besonders wichtig. Sein Plädoyer lautet deshalb: *„Macht doch Liebe und Recht nicht zu einem Gegensatz“* (1:28:56). Insgesamt sei es aber wichtig, Lehre und Dogmatik „flüssig“ zu halten, das heißt: Unsere Lehre soll weder so starr werden, dass man damit einander schlagen kann, noch sich so gasförmig verflüchtigen, dass sich niemand mehr davon ernähren kann.

Kommentar: Dietz verwendet ein schönes Bild in seinem Vortrag: Mehrfach hält er einen Blumenstrauß in die Kamera, mit dem er sagen will: Die biblische Lehre zum Kreuz ist bunt und vielfältig. Und sie lässt sich nicht in eine einheitliche Theorie pressen. Wo immer das versucht wurde, habe das dazu geführt, dass die bunten Blumen geknickt und verbogen werden mussten, um in ein Schema zu passen, das sich so nicht in der Bibel findet. Das führe immer zu einer Verengung und Verarmung der biblischen Botschaft. Dietz hat ohne Zweifel recht: Wir sollten nicht versuchen, das Verständnis des Kreuzestodes über die biblische Botschaft hinaus systematisieren zu wollen, wenn das die Bibel selbst nicht tut. In der Kreuzestheologie hat es immer wieder Einseitigkeiten und Auswüchse gegeben, die über die Schrift hinausgingen und die biblische Botschaft verfälscht haben, wie auch der große evangelikale Theologe John Stott berichtet.¹⁰ Ein „Teufelsdeal“ ist nicht

biblisch.¹¹ Auch eine „Höllenfahrt“ Jesu ist biblisch nicht klar belegt. Aber war deshalb auch die Lehre vom „Loskauf“ und von der stellvertretenden Sühne im Kern falsch? Und gab es wirklich gar keine Elemente in der Kreuzestheologie, die quer durch die Kirchengeschichte hindurch als Kern der biblischen Botschaft verstanden wurden?

Mir scheint: In diesem Vortrag schütet Dietz immer wieder das Kind mit dem Bade aus. Anstatt die Blumen wieder gerade zu biegen und die Auswüchse zu stutzen, wählt Dietz Formulierungen, in denen Blumen komplett herausgerissen werden – was erst recht zu einer Verarmung und Verengung führt. Zudem kämpft er m. E. immer wieder an den falschen Fronten. Lassen Sie mich versuchen, diese Thesen genauer zu begründen, indem ich auf seine wichtigsten Einwände gegen die Anselm'sche Sichtweise genauer eingehe:

In seinen Ausführungen zum „kultischen Opferproblem“ sagt Dietz (ab 59:45): *„Der erste wirkliche Fehlgriff ist, dass man glaubt, mit diesem juristischen Rahmen alles einfach adoptieren zu können, was in der Bibel mit Opfer, mit Sühne zu tun hat. Das war lange in der Kirchengeschichte. Ganz lange dachte man, Opfer und Sühne und das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt, und der Hohepriester, das ist alles Anselm, das sind tausende von Belegen, die ganze Bibel, überall steht im Grunde unsere wunderbare Lehre, der*

ganze Opferkult ist im Grunde Darstellung, was wir gerade hatten. Das ist überhaupt nicht so! Überhaupt nicht so! Und das sind Sachen, die man erst in den letzten 50 Jahren der Exegese besser und besser und klarer herausgestellt hat: Der Opferkult in Israel ist viel komplexer.“

Dietz verweist hier zu Recht auf eine Tatsache, die auch unter Evangelikalen weitestgehend so gesehen wird (weshalb ich mich gefragt habe: Gegen wen wendet sich Dietz hier eigentlich?): Weder im alttestamentlichen Opferkult noch am Kreuz wird Gott ein menschliches Opfer gebracht. Es ist immer Gott selbst, der handelt und der das Opfer gewährt. Gott selbst gewährt die Sühne und die Versöhnung. Wir Menschen können nichts dazu beitragen. Mit keiner religiösen Leistung, mit keiner menschlichen Gabe können wir Gottes Zorn „besänftigen“. Stattdessen sagt Gott: *„Ich – ich allein – bin es, der deine Übertretungen um meiner selbst willen tilgt“* (Jes 43,25). Deshalb ist es ja auch von so entscheidender Bedeutung, dass Jesus am Kreuz nicht nur Mensch, sondern eben auch voll und ganz Gott war. Wenn wir den historischen Jesus nur als Mensch sehen, dann machen wir aus Gottes Selbsthingabe ein menschliches und zudem grausames Menschenopfer.

Richtig ist auch: Wir sollten die neutestamentlichen Bildwelten zur Kreuzestheologie nicht blind miteinander vermischen. Dort gibt es einerseits Bilder aus

der Welt des Gerichtsaals, bei denen es um Rechtfertigung unserer Schuld geht. Dort gibt es aber auch Bilder aus dem Bereich der kultischen Opfer und Tempelrituale. Die Bedeutung der Opfer ist nicht 1:1 mit Begriffen aus der Justiz erklärbar. Insofern kann ich teilweise nachvollziehen, warum Dietz äußert: *„Nicht Menschen versöhnen Gott, sondern Gott versöhnt Menschen. Und der Sühnekult ist ein von Gott gegebener Weg, sich vor Gott einzufinden, sich schuldig zu bekennen, und durch Gottes Barmherzigkeit getrennt zu werden von den Tatfolgen der Sphäre, die man sich als Sünder zugezogen hat. Das ist ein Versöhnungshandeln Gottes, ein Befreiungshandeln, es ist ein Heilshandeln. Und da ist 0,0 bei: Ja, jetzt musst du Gott wieder versöhnen, der ist sauer, der kocht vor Wut, du musst den beschwichtigen. Das ist überhaupt nicht. Und hier müsste man viele Stellen im Neuen Testament, die kriegt man völlig falsch aufgedrösel, wenn man sie mit einer anselmistischen Brille betrachtet. Das machen gute Exegeten, ich weise darauf hin, das ist absoluter Konsens, dass man mit Anselm nicht einfach sagen kann, immer Blut, Sühne, Lamm, Opfer, alles Anselm, das ist diese Theorie. Es ist sie nicht, gar nicht“* (ab 1:10:12). *„Diese stellvertretende Strafleidungstheorie, wo ist das im neuen Testament? Das ist nicht zu finden!“* (1:03:17).

Bei aller notwendigen Unterscheidung zwischen „juristischer“ Rechtfertigung und „kultischer“ Sühne: Entspricht es wirklich dem biblischen Zeugnis, der Verbindung von Bildern aus dem Opferkult mit Begriffen aus dem Strafrecht derart scharf die rote Karte zu zeigen? Stimmt es, dass das „0,0“ bzw. „gar nicht“ miteinander zusammenhängt? Ich meine: Eindeutig nein. In Römer 3,23–26 bringt Paulus die Opferriten ganz direkt mit Rechtsbegriffen zusammen (Elberfelder Übersetzung): *„denn alle haben gesündigt und erlangen nicht die Herrlichkeit Gottes und werden umsonst gerechtfertigt durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christus Jesus ist. Ihn hat Gott hingestellt als einen Sühneort durch den Glauben an sein Blut zum Erweis seiner Gerechtigkeit wegen des Hingehenlassens der vorher geschehenen Sünden unter der Nachsicht Gottes; zum Erweis seiner Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit, dass er gerecht sei und den rechtfertige, der des Glaubens an Jesus ist.“* Der Begriff „Sühneort“ („hilastērion“) wird in der Septuaginta, der antiken griechischen Übersetzung des Alten Testaments, auch für den Deckel der Bundeslade benutzt, an dem der Hohepriester im Allerheiligsten die Bundeslade mit dem Opfertierblut bespritzt. In Römer 5,9 schreibt Paulus zudem: *„Vielmehr nun, da wir jetzt durch sein Blut gerechtfertigt sind, werden wir durch ihn vom Zorn gerettet werden.“* Hier werden also ganz eindeutig direkte Verbindungen zwischen Opfer-

kult, Blut, Schuld, Strafe und Gottes Zorn gezogen. In Römer 5,9 macht Paulus zudem deutlich: Am Kreuz versöhnt Gott nicht nur die Menschen, sondern er versöhnt die Menschen mit sich selbst! *„Es ist ein und derselbe Gott, der uns durch Christus vor sich selbst rettet“*, schreibt John Stott und fügt hinzu: *„Darum weisen wir jede Erklärung für den Tod Christi entschieden zurück, in deren Mittelpunkt nicht das Prinzip der ‚Genugtuung durch Stellvertretung‘ steht, ja der göttlichen Genugtuung seiner selbst durch die göttliche Stellvertretung durch ihn selbst.“*

Es ist deshalb problematisch, wenn Dietz es so darstellt, als müsse Gott überhaupt nicht versöhnt werden – vor allem, wenn damit die breite biblische Realität von Gottes Zorn und Gerichtshandeln in Frage gestellt werden soll. Der große Gedankengang von Paulus in Römerbrief basiert unter anderem auf Römer 1,18: *„Doch vom Himmel her wird Gottes Zorn sichtbar über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit ablehnen.“* Gerade wegen dem offenbar werdenden, gerechten Zorn Gottes braucht es ja die Vergebung. Und auch die beiden Stellen in 3. Mose, die Dietz nennt, belegen: Es geht bei diesem von Gott gestifteten Opfer um eine „Sühnung“ bzw. „Wiedergutmachung“ von Sünde und Schuld. Wer das rechtliche Strafdelikt vollständig aus der Kreuzestheologie verbannen will, schüttet deshalb das Kind mit dem Bade aus.

Das tut Dietz m.E. leider auch beim Problem des gewandelten Rechtsverständnisses, wenn er sagt (ab 1:10:14): *„Das ist ein anselmistisches Problem, das die Reformatoren radikalisiert haben, gut kontextualisiert¹² in gewisser Hinsicht, aber heute abstoßend, abschreckend, kontraproduktiv, weil es nicht mehr auf der Höhe modernen straftheoretischen Denkens ist.“*

Dietz grenzt sich hier scharf von der reformatorischen Kreuzestheologie ab. Dabei stellt sich für mich die Frage: Wer behauptet denn eigentlich, dass der Gott der Bibel einer Rache- und Vergeltungslogik folgt? Schon die kultische Opferung von Tieren durchkreuzt eine solche 1:1-Vergeltungslogik ja komplett, denn kein Tieropfer kann zwischenmenschliche Verbrechen je aufwiegen. Noch mehr gilt das für den Tod Jesu am Kreuz: Der eine Kreuzestod könnte ja niemals genügen, um das millionenfache grausame Unrecht aufzuwiegen, das Menschen sich im Lauf der Weltgeschichte gegenseitig zugefügt haben. So schlimm Jesu Tod auch war: Es gab zahllose Menschen, die noch schlimmer und länger gefoltert worden sind. Nein, niemand muss auf Basis der Bibel behaupten, dass Gott einer strikten Vergeltungslogik folgt. Aber Fakt ist doch auch: Selbst das moderne Strafrecht ist trotz seines gewandelten Denkrahmens immer noch ein Strafrecht! Auch wenn wir keiner Vergeltungslogik folgen, sind also auch

wir moderne Menschen immer noch überzeugt: Strafe muss sein! Mit einer „Schwamm-Drüber-Logik“ könnte kein Rechtsstaat funktionieren. Trotzdem arbeitet sich Dietz auch in seinen Ausführungen zum „Kohärenzproblem“ weiter an der Straflöge ab (ab 1:16:32): *„Diese Logik, da muss aber Strafe sein, da gibt’s ein Kohärenzproblem, das Problem, dass die anselmitische Ethik so ein paar Lichtjahre zurückbleibt hinter der jesuanischen Ethik. Im Zweifelsfall würde ich sagen: Jede Dogmatik, die nicht in irgendeiner guten Übereinstimmung mit der jesuanischen Ethik steht, kann nicht richtig sein, kann nicht stimmen. Da besteht ein großes Problem. [...] Manche Theorien [...] machen Gott zu einem juridisch denkenden ‚Strafe-muss-sein-Fetischisten‘ in einer Weise, wie es vielen Gleichnissen Jesu direkt widerspricht und wie es auch mit der jesuanischen Ethik der Feindesliebe nicht überein zu kriegen ist.“*

Dietz scheint hier offenbar die Ebene des Menschen mit der Ebene Gottes durcheinanderzubringen. Natürlich lehrt Jesus uns Menschen bedingungslose Vergebung und sogar Feindesliebe. Wir Menschen werden maximal davor gewarnt, uns selbst auf den Richterstuhl zu setzen. Aber der gleiche Jesus hat die Warnung vor dem menschlichen Richten vielfach mit der Warnung vor Gottes Gericht verbunden: *„Denn mit welchem Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden“* (Mt 7,2). Wenn wir die jesuani-

sche Lehre zum Maßstab nehmen, dann doch bitte seine ganze Lehre und nicht nur Ausschnitte daraus! Wer behauptet, die „jesuanische Ethik“ käme ohne Strafe aus, der muss doch einen erheblichen Teil seiner Reden und Gleichnisse streichen oder als nachträgliche Zuschreibung einstufen. Da hilft es leider auch wenig, wenn Dietz am Ende seines Vortrags dann doch wieder die Rechtssprache des Neuen Testaments verteidigt, daraus aber nur die Zusage der Vergebung herausgreift.

Aber was ist nun mit der Behauptung, es habe die ganze Kirchengeschichte hindurch keine durchgängige Sichtweise zum Kreuz gegeben? Tatsächlich wendet sich Thorsten Dietz nicht prinzipiell gegen historische kreuzestheologische Sichtweisen, aber er findet es grundfalsch, sie dominant ins Zentrum der Kreuzestheologie zu stellen (ab 1:18:19): *„Wenn man sagen würde, dass das anselm’sche Schema ja nur eine Perspektive unter ganz vielen ist, mir hat’s halt geholfen, dann sind wir sofort in einer anderen Welt. Wenn Leute sagen: Das gibt’s auch, und das gibt’s auch, und es gibt viele Perspektiven, und die Blume gibt’s auch noch, dann sind wir sofort in einer anderen Welt. Wir können dann noch diskutieren über Suboptimalitäten bei Anselm. Aber wenn man das reduziert auf eine mögliche historisch wirkungsvolle Perspektive, wird alles anders. Der Anspruch war ja immer: Es ist DIE Theorie, DIE erschöpfende Theorie,*

die im Wesentlichen alle Bibelverse eigentlich verbraucht hat und du sollst keine andere Theorie haben neben mir. [...] Dass das irgendwo ja große Wahrheitsmomente hat, ist ja völlig klar. Aber der Ausschließlichkeitsanspruch dieser Perspektive ist einfach unmöglich.“

Bei dieser Warnung vor einem falschen Absolutheitsanspruch habe ich mich gefragt: Was meint Dietz an dieser Stelle eigentlich? Meint er die Anselm’sche Theorie? Dann würde die nächste Frage lauten: Wer behauptet denn, dass Anselms Theorie DIE Theorie sei, die alle Christen akzeptieren müssten? Auch John Stott hat sich gegen Einseitigkeiten und Übertreibungen in Anselms Theorie gewandt.¹³ In meiner langen evangelikalen Karriere habe ich noch nie jemanden sagen hören: Lies Anselms Buch, darin findest Du DAS Kreuzesverständnis, das wir alle glauben müssen. Das ist sicher auch Thorsten Dietz bewusst. Aber was meint er dann? Hat Dietz vielleicht das evangelikale Beharren auf der Lehre vom stellvertretenden Sühneopfer vor Augen? Tatsächlich schrieb derselbe John Stott, der sich von Anselms Lehre distanziert hat: *„Wenn Gott in Christus nicht an unserer Stelle gestorben wäre, könnte es weder Sühnung noch Erlösung, weder Rechtfertigung noch Versöhnung geben.“*¹⁴ Stott sagt also: Bei aller Vielfalt und Buntheit der biblischen Bildwelten zur Deutung des Kreuzes gibt es doch etwas Gemeinsames, das vielen dieser Bilder zugrunde

liegt – und das ist das Prinzip der Stellvertretung. Tatsächlich findet sich dieses Prinzip bereits sehr deutlich in der altkirchlichen (und natürlich biblischen!) Kreuzesdeutung vom „Loskauf“. Genauso findet es sich in den Lehren Anselms und der Reformatoren. Einen so harten und grundsätzlichen Wechsel in der Kreuzesanschauung, wie Dietz es darstellt, hat es somit nie gegeben. Das wird schon dadurch deutlich, dass Dietz selbst davon berichtet, dass die altkirchlichen Bilder vom Loskauf auch bei Luther und C. S. Lewis weiterverfolgt wurden.

Tatsächlich zieht sich diese Aussage der Stellvertretung auch quer durch die ganze Bibel! Das beginnt schon in 1. Mose 22 in der Geschichte, in der Abraham beinahe seinen Sohn Isaak geopfert hätte. Aber im allerletzten Moment schickt Gott ein Schaf, das an der Stelle Isaaks geschlachtet wird. Gott hatte Abraham für dieses Ereignis extra nach Moria geschickt hat, also an den Ort des späteren Tempelbergs, bei dem auch Jesus gekreuzigt wurde! In 2. Mose 11–12 lesen wir von Gottes tödlichem Gericht, das kurz vor dem Aufbruch Israels aus Ägypten über die Erstgeborenen kommt. Aber die Israeliten sollen ein Lamm schlachten und sein Blut an die Tür ihrer Häuser streichen, damit der Todesengel an diesen Häusern vorbei geht. Auch hier gilt: Das Lamm stirbt an der Stelle des Kindes. In Johannes 1 wird dann der ganz direkte Bezug

hergestellt: Jesus ist das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt wegnimmt. Und in Johannes 19 lesen wir, dass Jesus genau in dem Moment stirbt, als im Tempel die Passalämmer geschlachtet werden. Gleich 28-mal lesen wir in der Offenbarung von Jesus als dem geschlachteten Lamm, das mit seinem Blut die Gewänder der Heiligen reingewaschen hat. Und in Hebräer 9,14 lesen wir dazu in aller Deutlichkeit: *„Wie viel mehr kann dann das Blut des Christus bewirken, denn durch die Kraft von Gottes ewigem Geist brachte Christus sich selbst Gott als vollkommenes Opfer für unsere Sünden dar. Er befreit unser Gewissen, indem er uns freispricht von unseren Taten, für die wir den Tod verdienen.“*

Da ist also ein großer roter Faden, der sich quer durch die ganze Bibel zieht. Der stellvertretende Charakter des Kreuzestods ist auch nicht nur einfach eine Deutung. Denn eine Deutung ist ja immer etwas Nachträgliches. Aber die Aussage, dass Jesus das geschlachtete Lamm ist, das stellvertretend für unsere Sünden stirbt, finden wir auch schon lange vor dem Kreuzestod in der Bibel, ganz besonders in diesem unglaublichen Kapitel 53 im Buch des Propheten Jesaja. Da lesen wir: *„Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. [...] Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und*

durch seine Wunden sind wir geheilt. [...] Als er gemartert ward, litt er doch willig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird [...] Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat [...] denn er trägt ihre Sünden. [...] dass er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Übeltätern gleichgerechnet ist und er die Sünde der Vielen getragen hat [...].“

Selbst wenn man – so wie Dietz in seinem Vortrag – über einzelne Wortbedeutungen diskutieren mag: Der stellvertretende Charakter des Todes Jesu wird hier vollkommen eindeutig, vielfach und klar zum Ausdruck gebracht – und das wohl-gemerkt schon Jahrhunderte vor Jesu Tod! Die Bibel ist also vollkommen eindeutig in diesem Punkt. Der stellvertretende Charakter des Kreuzestodes ist ein gutes Beispiel für die „Klarheit der Schrift“ in ihren zentralen Heilsaussagen. Deshalb würde es tatsächlich eine brutale Verarmung und Verengung darstellen, diese durchgängige Sichtweise heute vom Tisch zu wischen oder sie auf eine mögliche, keinesfalls aber notwendige Sichtweise zu reduzieren.

Besonders fragwürdig ist für mich deshalb auch diese Aussage (ab 1:00:41): *„Die Kombination konservativ und biblisch, das haut nicht gut hin. Da muss man sich entscheiden. Wenn man konservativ möglichst etwas denken will, was mindestens 1000 Jahre alt ist, dann sollte man nicht zu oft in der Bibel lesen, man wird*

nur verwirrt, das ist nicht gut. Und wenn man Bibel viel liest, muss man damit rechnen, dass man ständig auf neue Gedanken kommt, ständig neue Entwicklungen. Man kann nicht gut konservativ und biblisch sein, da muss man sich ein bisschen entscheiden. Ich entscheide mich für biblisch, muss ich sagen.“

Ist das nicht sehr überheblich? Und muss es uns nicht viel eher skeptisch machen, wenn eine Theologie 2000 Jahre Theologiegeschichte in Frage stellt und dafür eine erst jahrzehntealte theologische Sichtweise für biblischer hält als alles, was zuvor gedacht wurde? Johannes Hartl schrieb vor einiger Zeit auf Facebook: *„Im Zweifelsfall glaub ich, dass die Tradition es richtig gesehen hat; dass alle es 1900 Jahre lang falsch gesehen haben, bis auf einmal wir Erleuchteten kamen, halte ich für wenig plausibel.“* Exakt aus diesem Grund haben Luther und Calvin stets versucht, an die alten Kirchenväter anzuknüpfen und zu zeigen, dass sie nichts „Neues“, sondern etwas Vergessenes bzw. bewusst Verdrängtes wieder neu zur Geltung bringen.

Die Gefahr der universitären Bibelwissenschaften, die unsere evangelischen Ausbildungsstätten und dadurch auch die evangelischen Gemeinden dominieren, ist doch schon längst nicht mehr, dass man dort zu sehr an bestimmten historischen theologischen „Theorien“ klebt. Die Gefahr ist doch vielmehr, dass wir die Er- und Bekenntnisse der Kir-

chenväter viel zu leichtfertig über Bord werfen, die Bibel selbst durch Sachkritik der menschlichen Vernunft unterordnen und dadurch abdriften in eine Subjektivität, in der am Ende kein biblischer Stein mehr auf dem anderen bleibt. Das sehe ich in meiner evangelischen Kirche überall.

Aber was ist denn neben aller Dekonstruktion nun die Meinung von Thorsten Dietz zu der Frage, was tatsächlich die biblische Kreuzesbotschaft im Kern besagt? Dazu sagt Dietz (ab 47:15): *„Was finden wir in der Bibel? Was finden wir da wirklich? Ich finde ja, das Nizäno-Konstantinopolitanum [...] macht das richtig gut. Denn was ist da die Botschaft? Die Botschaft ist: Gott für uns! Jesus für uns! Jesus zu unserem Heil! Das sind die großen Bekenntnisse. Und kuckt euch an: Luthers kleinen Katechismus zu Jesus Christus. Kuckt euch den Heidelberger Katechismus an. Es ist immer dies: Jesus für uns! Es geht um eine Botschaft der Liebe. Es geht um eine Botschaft der radikalen Barmherzigkeit. Es geht um eine Liebeserklärung. Es geht darum, was man manchmal mit einem Blumenstrauß ausdrückt: Ein großes ‚Für Dich‘! Ein großes ‚Ja‘! Und das findet man mit fast jeder Brille im Neuen Testament auf fast jeder Seite. Und das findet man aber so bunt wie diesen Blumenstrauß.“*

Ja, es stimmt: Quer durch die Kirchengeschichte hindurch war der Christenheit bewusst, dass Jesus „für uns sterben

musste“. Aber was bedeutet „für uns“? Und warum „musste“ Jesus denn sterben? Ich behaupte: Wer darin nur eine Liebesbotschaft sieht, hat eine sehr verengende Brille auf. Denn inwiefern kann denn ein grausamer Kreuzestod eine Liebeserklärung sein? Was würde wohl meine Frau sagen, wenn ich mich heute umbringen würde und ihr einen Brief hinterlasse, in dem ich ihr schreibe: Damit wollte ich Dir meine Liebe beweisen. Das wäre schrecklich! Für meine Frau mein Leben zu geben würde nur Sinn machen, wenn mein Tod eine direkte, extrem positive Auswirkung auf ihr Leben hat, indem ich ihr zum Beispiel den letzten Platz im Rettungsboot überlasse und an ihrer Stelle sterbe. Oder indem ich mich grausamen Terroristen und Folterknechten ausliefern, damit sie fliehen kann. Dann könnte ich zu Recht sagen: Ich musste sterben – damit Du an meiner Stelle leben kannst! Deshalb schreibt Gerhard Barth: *„Das ‚für‘ [...] muss [...] nicht immer und überall den Gedanken der Stellvertretung einschließen, sondern kann auch einfach besagen: ‚zugunsten von‘. Wird freilich weiter darüber reflektiert, inwiefern sein Tod zu unseren Gunsten geschehen sei, kommt man doch auf den Stellvertretungsgedanken.“*¹⁵ Und viele historische Dokumente zeigen: Ganz eindeutig war der Christenheit zu allen Zeiten bewusst, dass das „für uns“

im Zusammenhang mit dem Kreuz im Kern etwas mit Stellvertretung zu tun hat.

Egal, wie offen und vieldeutig man die Kreuzestheologie des Neuen Testaments auch sehen mag, sie ist in keinem Fall mit einer Liebesbotschaft vollständig erklärt und charakterisiert. Eine zentrale Kernbotschaft der kompletten Bibel lautet ja: Der Mensch ist aus sich heraus nicht in der Lage, so zu leben, dass es Gottes Gerechtigkeit entspricht. Das ganze Alte Testament schildert wieder und wieder das Versagen der Menschen, Gottes Geboten zu folgen. Das hat in der Bibel immer fatale Konsequenzen: Zuerst die Trennung von diesem heiligen Gott und die Zerstörung der unmittelbaren Nähebeziehung zu ihm. Als zweite Konsequenz folgt immer, dass wir Menschen uns über Gott und andere Menschen erheben, uns gegenseitig verletzen und zerstören, was schließlich zu Recht Gottes Zorn und Gericht zur Folge hat – man denke nur an die Sintflut oder an Israels Vertreibung. Final sieht die Bibel den Tod als Konsequenz unserer Sünde (Röm 6,23). Dabei macht die Bibel immer wieder deutlich: Das Unheil, das der Sünde folgt, ist gerade nicht nur eine Tatfolge im Sinne einer natürlichen Konsequenz des falschen Handelns. Nein, Gott selbst ist der Verursacher der negativen Konsequenzen! Er selbst bringt das Gericht¹⁶ oder er lässt es zumindest zu¹⁷. Und weil wir Menschen in diesem

Gericht unsere Schuld niemals begleichen könnten, entschied Gott, selbst stellvertretend an unserer Stelle zu leiden. So fand Gott einen Weg zum Umgang mit unserer Sünde, der sowohl seiner Liebe und Gnade wie auch seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit entspricht. Er fand einen Weg, durch den wir leben können, ohne dass die tödlichen Konsequenzen unserer Sünde ignoriert werden.

Eine Kreuzestheologie, die sich nur in Zuspruch erschöpft, die uns aber nicht mit unserem Versagen konfrontiert und die die Notwendigkeit des stellvertretenden Leidens verschweigt, verfehlt deshalb ein entscheidendes Element des Evangeliums. Sie beseitigt das Ärgernis des Kreuzes und verkommt zu einer rein emotionalen Selbstannahme, letztlich einer Selbsterlösung durch Selbstbejahung. Denn das Kreuz konfrontiert uns ja mit der Tatsache, dass wir Menschen so hoffnungslos mit der Sünde verstrickt sind, dass wir es unter keinen Umständen schaffen, durch Änderung unseres Lebensstils oder durch irgendeine religiöse Leistung in Gottes Augen „gut“ zu sein und uns selbst zu erlösen. Stattdessen muss ein anderer die Suppe auslöffeln, die wir eingebrockt haben. Wie demütigend! Damit stößt uns das Kreuz vom hohen Ross unserer Selbstgerechtigkeit. Wo unser Stolz und unser Ego stirbt, entsteht Raum für ein neues Leben, das uns aus Gnade unverdient geschenkt wird, das aus dem Geist gebo-

ren ist und von Christus bestimmt wird, so dass wir am Ende sagen: „*Ich lebe, aber nicht mehr ich selbst, sondern Christus lebt in mir*“ (Gal 2,20). Das Evangelium besagt gerade nicht, dass unsere verletzte Identität, unser verunsicherter Selbstwert und unser gekränkter Stolz einfach so getätschelt und ermutigt wird. Das Evangelium verheißt uns Erneuerung durch den Heiligen Geist für unser steinernes Herz, für unser altes Ego, das hoffnungslos unfähig ist, gottgefällig zu leben und das deshalb mit Christus am Kreuz sterben und in der Taufe begraben werden muss. Das Evangelium verspricht Begnadigung, weil wir auf das unverdiente Erbarmen Gottes angewiesen sind, obwohl wir gerechterweise Strafe und Beschämung verdient hätten.

Wo Gnade ohne die Notwendigkeit der Vergebung gepredigt wird, so dass sie uns nicht mehr unseren Stolz kostet, rutschen wir in ein Evangelium der billigen Gnade, das zwar seinen Anstoß, aber damit auch seine erneuernde Kraft verloren hat. Was uns nichts kostet, ist uns auch nicht kostbar. Wem wenig vergeben wurde, der liebt wenig (Lk 7,47). Wenn Christen in unseren Gemeinden immer weniger leidenschaftlich, opferbereit und hingegeben sind, wenn die Liebe zu Jesus immer kühler wird, dann ist das immer auch eine direkte Folge eines verkürzten Evangeliums, das nur noch von der Liebe, aber nicht mehr von der Verlorenheit und Erneuerungsbedürftigkeit des

Menschen spricht. Am Anfang der Umkehr zu Gott steht deshalb immer die Erkenntnis des verlorenen Sohnes (die Dietz in seinen lächerlich-machenden Ausführungen zu diesem Gleichnis leider nicht erwähnt): „*Vater, ich habe gesündigt, gegen den Himmel und auch gegen dich, und bin es nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen*“ (Lk 15,21). Der Vater widerspricht nicht. Er sagt nicht: „Junge, das siehst du völlig falsch, das war doch alles kein Problem für mich!“ Stattdessen verstärkt er die Aussage des Sohnes noch, indem er sagt: „*Mein Sohn hier war tot. [...] Er war verloren.*“ Das zeigt: Auf keinen Fall hätte der Sohn auf dem hohen Ross zurückreiten können, um dort einfach nur ermutigt und ermuntert zu werden. Und ich frage mich: Wo hören wir es heute noch von den Kanzeln, dass Menschen „tot“ und „verloren“ sind, wenn sie fern von Gott ihr eigenes, selbstbestimmtes Leben führen (siehe Eph 2,1ff.)?

Ich stimme Thorsten Dietz zu: Ja, unsere Lehre muss in dem Sinne „flüssig“ bleiben, dass wir unser Herz immer weich und demütig halten müssen, damit wir jederzeit durch die Bibel korrigierbar bleiben. Wir lernen nie aus beim Versuch, die ganze Höhe, Tiefe und Breite des Evangeliums auszuleuchten. Wir bleiben unser Leben lang Lernende. Wir dürfen beim Lesen der Bibel immer wieder neue Schätze heben. Aber in einer Kreuzestheologie, in der die Liebesbot-

schaft die einzige Konstante ist, haben sich entscheidende Grundlagen des Evangeliums, die unseren Durst nach Leben stillen können, verflüchtigt. Für die Reformatoren galt noch, dass der christliche Glaube mit der Rechtfertigungslehre steht und fällt.¹⁸ Wir haben somit allen Grund, dieses Thema intensiv zu diskutieren.

10. Vortrag 9.5.1: Prof. Dr. Thorsten Dietz am 11. Juni 2019: Der Lebendige – Die Begegnung mit dem Auferstandenen

Im dritten Teil seiner Christustrilogie spricht Thorsten Dietz in der ersten Hälfte des Vortrags über die Frage: War die Auferstehung wirklich real? War sie ein historisches Ereignis? War sie „leiblich“? Hätte eine Kamera den Auferstandenen fotografieren können? Thorsten Dietz sagt dazu: Ja, Jesus ist wirklich aufgestanden. Und wenn man „historisch“ mit „wirklich“ gleichsetzen würde (wovon er aus wissenschaftstheoretischen Gründen abrät), dann könne man auch sagen, dass die Auferstehung ein historisches Ereignis war. Zugleich zielen solche Fragen für Thorsten Dietz aber am eigentlichen Ereignis von Ostern vorbei. *„Tatsächlichkeitsfragen sind schon real, sind relevant, aber Glaubensfragen gehen nie darin auf“* (2:36). An Ostern gehe es nicht um die Wiederbelebung einer Leiche, sondern um den Anbruch von Gottes ewigem Reich. Diese tiefere Bedeu-

tung von Ostern konnte man nicht sehen: *„Das, was du glaubst, [...] das sah keiner“* (10:53). *„Es ist ja für den Auferstehungsglauben der Christen immer wesentlich gewesen, dass da mehr geschieht als: Da war was zum Sehen und zum Anfassen“* (6:11). *„Der christliche Glaube ist nicht ein Glauben an das ‚Gesehen-haben‘ irgendeiner physischen Gegebenheit“* (7:16). Die Kategorie „leiblich“ sei zudem schwierig, weil der Aufgestandene ja Dinge tut, die dazu nicht passen (durch Wände gehen, plötzlich verschwinden [...]). Die Oster-texte passen deshalb mehr zum paradoxen Begriff des „geistlichen Leibs“, den Paulus verwendet (1Kor 15,44). Diese paradoxe Realität ist für uns nicht greifbar, wir können sie nicht „scharfstellen“. *„Jede Beschreibung dieses Phänomens, die das ignoriert, die glaubt, es fassbar zu machen, verfehlt die Texte und hat auch nicht mehr das klassische Christentum vor Augen“* (18:06). Deshalb sei auch das Kamerabeispiel eine „tragische Metapher“, denn Fragen nach real oder nicht real, messbar, greifbar, physisch oder nicht physisch seien letztlich falsch gestellt, sie zeugen von einer falschen, „positivistischen“ „Tatsachenbrille“. *„Hier wird versucht, etwas, das von morgen ist, zu sehen mit einer Brille von gestern und heute“* (11:56). Dietz meint aber auch: Zwar gab es Ideen über Ideen, wie die Ostergeschichten rational erklärt werden könnten, trotzdem bleibt es eine sehr wundersame, bleibend mysteriöse

Geschichte, so dass rein naturalistische Ansätze zur Erklärung der Entstehung des Osterglaubens scheitern.

Im zweiten Teil des Vortrags legt Thorsten Dietz die Geschichte von den Emmaus-Jüngern aus (Lk 24,13–36). Er sieht in ihrem Ostererlebnis ein Vorbild für den Weg vieler Jesusnachfolger: Alte Glaubensgewissheiten (in diesem Fall die Hoffnung auf einen politisch wirksamen Messias) sind zerbrochen. Auf dem Weg formen sich neue Gedanken, die schließlich in eine neue Jesusbegegnung führen. Aber kaum wird Jesus erkannt, entzieht er sich schon wieder. Als sie den anderen Jüngern von ihrer Begegnung berichten wollen, überschlagen sich die Ereignisse schon wieder neu. Das zeigt: Glaube bedeutet immer, auf einem Weg zu sein, der niemals fertig ist. Die Wahrheit bleibt „liquide“. *„Es ist doch unendlich viel besser, zu akzeptieren, dass solche Verstehensweisen biblischer Texte immer wieder neu und immer wieder anders und immer wieder frisch sich ereignen müssen. Es kann da keinen ewigen und absoluten Schlüssel geben“* (51:50). Deshalb geht es nicht darum, etwas glauben zu müssen: *„Hier ist nichts, kein Paragraph, keine These, kein Abschnitt, nichts, wo du sagen kannst: Hier rechts unten bitte unterschreiben. Dann hältst du das feste für wahr und das ist dann deine Lebensversicherung für die Unendlichkeit. Das ist nicht das Ding. Sondern das ist eine ganz herzliche Einladung, sich auf Wege zu begeben. Und diese Wege zeichnen sich nicht*

dadurch aus, dass eine große genormte Tür für alle gleich da steht und da müssen wir durch und alles andere ist egal, sondern es gibt so viele Türen, so viele Einstiegsmöglichkeiten auf diesem Weg mit großem Abstand und in großer Nähe“ (ab 1:06:24).

Kommentar: Bei meiner Beschäftigung mit theologischen Texten ist mir in den letzten Jahren immer wieder ein rhetorischer Trick aufgefallen, den man etwa so skizzieren könnte:

1. Benenne eine traditionelle theologische Position und stimme ihr grundsätzlich zu.
2. Zeige aber auf, dass diese Position nicht die ganze Wahrheit ist und dass es bei diesem Thema noch mehr zu beachten gibt. Stelle die traditionelle Position folglich als eine „falsche Verengung“ dar.
3. Sprich ausführlich über die Aspekte, die über die eingangs dargestellte Position hinausgehen, so dass der Schwerpunkt immer mehr auf „falsch“ statt auf „Verengung“ liegt.
4. Im Ergebnis wird die traditionelle Position dann nicht etwa beibehalten und um zusätzliche Aspekte ergänzt, sondern es läuft auf eine oder mehrere der folgenden vier Varianten hinaus:
 - a) Die traditionelle Sichtweise ist falsch.
 - b) Die traditionelle Sichtweise ist nicht bedeutsam für den christlichen Glauben.

- c) Die traditionelle Sichtweise ist nur eine von mehreren Alternativen.
- d) Die traditionelle Sichtweise täuscht eine irrtümliche Klarheit vor, während die Wahrheit doch unklar ist und ein Geheimnis bleibt.

In jedem Fall gilt: Die traditionelle Position kann so entweder nicht mehr vertreten werden oder es wäre zumindest völlig falsch, sie als gemeinsame Glaubensbasis aller Christen darzustellen.

Ich will Thorsten Dietz ausdrücklich nicht unterstellen, dass er bewusst mit rhetorischen Tricks arbeitet! Im Gegenteil: Ich bin überzeugt, dass er ein sehr positives Anliegen hat und einfach nur gesunde, heilsame Theologie vermitteln möchte. Trotzdem wird mir bei diesem Vortrag wie bei kaum einem anderen deutlich, wie grundlegend und tiefgreifend sich meine Theologie von der Theologie von Thorsten Dietz unterscheidet. Denn inhaltlich folgt dieser Vortrag m. E. genau diesem Schema und er mündet letztlich in alle vier genannten Varianten. Man könnte die Argumentation in etwa so nachzeichnen:

1. Die traditionelle Position, dass Jesus wahrhaftig und leiblich auferstanden ist, stimmt ...
2. [...] aber es ist nicht die ganze Wahrheit, denn es gibt noch mehr zu beachten: Der Auferstandene hat einen „geistlichen Leib“, der Dinge tun kann, die die Fähigkeiten eines normalen Leibs übersteigen. Der Fokus auf die

sichtbare, greifbare leibliche Auferstehung wäre deshalb eine falsche Verengung [...]

3. [...] zumal er am Kernanliegen von Ostern vorbeizieht, weil es hier ja um das Hereinbrechen der neuen Welt Gottes geht, nicht um die Überwindung des Todes durch einen Einzelnen.
4. Das Ergebnis ist:
 - e) Der Gebrauch der Kategorie „leiblich“ ist falsch, weil er auf einer falschen Brille basiert, die nicht von Gottes neuer Welt her schaut und weil unsere irdischen Kategorien für den Auferstandenen nicht passen.
 - f) Die Leiblichkeit des Auferstandenen ist für die Osterbotschaft nicht bedeutsam, weil es dort im Schwerpunkt um das Anbrechen von Gottes neuem Reich geht.
 - g) Weil in der Begegnung mit dem Auferstandenen nichts bleibend greifbar ist, gibt es viele alternative und immer wieder neue Zugänge. Kein Zugang kann als gültige Wahrheit für alle festgeschrieben werden.
 - h) Die Wahrheit über die Auferstehung bleibt letztlich unscharf und ein Geheimnis, weil sie in paradoxen Begriffen beschrieben wird.

Die Annahme, Christen müssten an die leibliche Auferstehung glauben, ist deshalb „ein ganz schlechtes Zeichen dafür, dass wesentliche Dinge von dem, was Glaube ausmacht, irgendwie nicht verstanden sind“ (ab 1:06:13).

Folgerichtig hält Thorsten Dietz auch überhaupt nichts von glaubensverteidigender Apologetik, die Argumente sammelt für die Historizität der Auferstehung: *„Es ist so wesentlich für den Glauben, dass er nicht in ein System gepresst wird, was mehr verspricht, irgendeine rational zwingende Apologetik, in irgend so ein Beweisverfahren, wo du am Ende denkst: Gut, dass ich Christ bin, bin ich wenigstens schlau, alle anderen sind doof. [...] Das ist alles so Käse irgendwie, weil diese Spur der entzogenen Präsenz dabei im Grunde nicht mehr gehalten wird“* (ab 58:40).

Führt das Sammeln von Argumenten für die Historizität der Auferstehung (wie es z. B. einer der meistgelesenen AiGG-Artikel¹⁹ oder Lee Strobel im Millionenbestseller „Der Fall Jesus“ tut) somit in arrogante Rechthaberei, statt in eine ermutigende Glaubensvergewisserung? Ist die Rede von der „Historizität der Auferstehung“ ohnehin falsch, weil sie ein irriges Verständnis des Wesens historischer Forschung zugrunde legt und nicht versteht, dass seriöse Historiker sich auf Erklärungen beschränken müssen, die für Menschen jeglicher Weltanschauung nachvollziehbar und akzeptabel sind? Dietz meint, er *„werde nicht anfangen, Gott jetzt zum Teil einer historisch greifbaren Welt zu machen. Das wäre ein Kategorienfehler.“*²⁰ Richtig daran ist: Natürlich ist Gott nicht Teil der Welt. Die Bibel trennt strikt zwischen Schöpfer und Schöpfung. Aber die Bibel läuft über von Berichten, dass Gott

immer wieder wundersam in den Lauf der Geschichte eingegriffen hat (so wie Peter Wick es in Vortrag 6 ausführlich darlegt). Wer diesen „Gottesfaktor“ prinzipiell ausschließt, weil er für Atheisten nicht akzeptabel ist, muss beim Nachzeichnen der historischen Ereignisse zwangsläufig zu falschen Narrativen kommen, sofern die Bibel in ihrer Darstellung recht hat. Es geht bei dieser Debatte ja nicht um Joker für „UFO-Gläubige“ oder „Anhänger von sumerischen Göttern“, wie Dietz meint, sondern um eine simple Grundsatfrage: Dürfen ausschließlich naturalistische Erklärungen als wissenschaftlich gelten? Ist die „Gotteskarte“ bei der Rekonstruktion historischer Entwicklungen grundsätzlich von vornherein verboten, so dass ich mich als Wissenschaftler bei der Frage nach der Entstehung des Osterglaubens oder der biblischen Texte prinzipiell auf innerweltliche Vorgänge beschränken muss, auch wenn sämtliche Zeichen, Spuren und Quellen dagegen sprechen? Auch wenn Thorsten Dietz sich dagegen wehrt: Eine Wissenschaft, die bei der Rekonstruktion historischer Abläufe von vornherein niemals mit Einflussfaktoren rechnen und argumentieren darf, die Atheisten nicht mittragen können, mündet zwangsläufig in genau diesen methodischen Atheismus, der in der Theologie so unendlich großen Schaden angerichtet hat und der in der Ursprungsforschung den Rückschluss von der Schönheit der Schöpfung auf die Größe

des Schöpfers (Röm 1,20) für naiv hält, wie Siegfried Zimmer es in Worthaus 8 formuliert hat.²¹

Trotzdem ist Thorsten Dietz in zwei Punkten natürlich zuzustimmen:

1. Ja, selbstverständlich ist der auferstandene Jesus viel mehr als eine wiederbelebte Leiche.
2. Ja, selbstverständlich erschöpft sich der Osterglaube bei weitem nicht im Fürwahrhalten der Leiblichkeit der Auferstehung Jesu.

Allerdings frage ich mich: Sind das nicht Binsen? Mir sind persönlich noch keine Christen begegnet, deren Osterglaube sich darin erschöpft, die Leiblichkeit der Auferstehung hochzuhalten. Aber obwohl Ostern natürlich viel, viel mehr ist als der Jubel über das leere Grab und das historische Ereignis der leiblichen Auferstehung, kommen trotzdem Millionen von Christen nicht auf die Idee, diesen historischen Kern der Ostergeschichte und die Leiblichkeit des Auferstehungsgeschehens für unklar oder unwichtig zu halten. Warum ist das so? Warum ist die „historische Tatsache“ der berichteten Ereignisse offenkundig nicht so nebensächlich, wie heute immer öfter behauptet wird?²² Lesen wir dazu doch noch einmal, was der Evangelist Lukas direkt im Anschluss an die Emmaus-Episode schreibt: „Als sie aber davon redeten, trat

er selbst mitten unter sie und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Sie erschraken aber und fürchteten sich und meinten, sie sähen einen Geist. Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so erschrocken, und warum kommen solche Gedanken in euer Herz? Seht meine Hände und meine Füße, ich bin's selber. Fasst mich an und seht; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Knochen, wie ihr seht, dass ich sie habe. Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen seine Hände und Füße. Da sie es aber noch nicht glauben konnten vor Freude und sich verwunderten, sprach er zu ihnen: Habt ihr hier etwas zu essen? Und sie legten ihm ein Stück gebratenen Fisch vor. Und er nahm's und aß vor ihnen.“ (Lk 24,36–42)

Bemerkenswert ist, dass Lukas den Gedanken an eine nicht-leibliche Auferstehung ausdrücklich aufgreift und ausführlich widerlegt. Lukas berichtet sogar: Auch die Jünger „meinten, sie sähen einen Geist“. Kein Wunder, denn sie hatten ja soeben erlebt, dass dieser Jesus auch durch Wände gehen kann. Aber dann nimmt Lukas sich ausführlich Zeit, um dieses Missverständnis explizit zu widerlegen und zu zeigen: Jesus ist zwar verwandelt. Aber das Grab ist leer. Jesus hat immer noch diesen Leib mit den Narben, die ihm am Kreuz zugefügt wurden. Jesus bittet extra um etwas zu essen, weil es ihm wichtig ist, klarzustellen: Ich lebe! Und zwar nicht nur in eurer Predigt, in euren Herzen

oder in einer vergeistigten Form, sondern physisch, aus „Fleisch und Knochen“, anfassbar, greifbar und ganz real!

Warum betont Lukas diese Dimension der Leiblichkeit so ausführlich? Ganz einfach: Berichte von geisterhaften Erscheinungen gab es zu allen Zeiten. Damit rechneten die Menschen, auch die Jünger damals, wie Lukas beschreibt. Erst die Leiblichkeit macht das Osterereignis so einzigartig. Erst darin steckt eine radikale Hoffnungsbotschaft: Der Tod, der ultimative Feind des Menschen und des Lebens, ist ganz real besiegt worden! Dieser Jesus, der den Lazarus auferweckt hat, ist selbst wieder aus dem Grab gekommen. Wer die leibliche Dimension als historische Tatsache aus diesen Berichten entfernt oder für irrelevant erklärt, nimmt ihnen deshalb ihre Spitze, ihren Glanz und ihre Wucht.

Im Neuen Testament wird die Hoffnung der Gläubigen auf eine eigene Auferstehung direkt mit der Auferweckung Jesu verknüpft (1Kor 6,14; 2Kor 4,14). Ohne diese Auferstehungshoffnung ist die gewaltige Opferbereitschaft der ersten Christen nicht erklärbar. Der leiblich auferstandene Jesus war und ist deshalb für den christlichen Glauben absolut zentral.²³ Natürlich ist richtig, dass die Osterbotschaft noch viel mehr enthält. Aber das heißt nicht, dass die Leiblichkeit deshalb nebensächlich oder irrelevant wäre. Im Gegenteil! Das Bekenntnis: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ (Lk 24,34) ist

der Urschrei der christlichen Kirche. Wenn die Behauptung der biblischen Autoren von der historischen Tatsache der Auferstehung in den Bereich des Subjektiven, Nebensächlichen und Beliebigen verschoben wird, dann wird die allerzentralste Botschaft der Kirche Jesu entkernt.

Es ist deshalb eine schwerwiegende Verengung, zu behaupten, der christliche Glaube sei „nicht ein Glauben an das ‚Gesehen-haben‘ irgendeiner physischen Gegebenheit“. Die Apostel sagten ja ganz im Gegenteil: „Wir können nicht aufhören, von dem zu erzählen, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20). Richtig ist zwar: Der christliche Glaube IST nicht ein Glaube an etwas, was physisch gesehen wurde. Aber er basiert nun einmal unter anderem genau darauf! Der bekannte US-amerikanische Theologe Timothy Keller schreibt: „Das christliche Evangelium ist kein gut gemeinter Rat, sondern es ist gute Nachricht. Es ist keine Handlungsanleitung, was wir tun sollten, um uns selbst zu retten, sondern vielmehr eine Verlautbarung, was bereits für unser Heil getan wurde. Das Evangelium sagt: Jesus hat in der Geschichte etwas für uns getan, damit wir, wenn wir im Glauben mit ihm verbunden sind, Anteil an dem bekommen, was er getan hat, und so gerettet werden.“²⁴ Deshalb hängt für die Glaubwürdigkeit des biblischen Zeugnisses und somit letztlich auch für den christlichen Glauben insgesamt so unendlich viel

darán, ob die Berichte über die großen Taten Gottes auch tatsächlich geschehen sind, wie die biblischen Autoren es uns berichten wollten, wie es in der Bibel selbst an keiner Stelle bezweifelt wird und wie es die Kirchenväter in Bekenntnisform gegossen haben. Ob man an die Leiblichkeit der Auferstehung glauben MUSS, um gerettet zu werden, kann ich nicht beurteilen, das möchte ich Gott überlassen. Aber Fakt ist: Diesen Glauben aufzugeben oder in den Bereich des Subjektiven und Beliebigen zu verschieben, hat gewaltige Konsequenzen für die Botschaft der Kirche. Wenn nicht einmal die Osterbotschaft irgendetwas enthält, das wir ganz selbstverständlich gemeinsam mit allen Christen weltweit fröhlich gemeinsam bekennen, besingen, feiern und weitergeben können, dann hat die Kirche ihren gemeinsamen Grund und ihre gemeinsame Botschaft verloren. Dann verlieren die kirchlichen Institutionen ihre Einheit, ihre missionarische Dynamik, ihre Mitglieder und ihre Zukunft, so wie es überall in den liberal geprägten Kirchen der westlichen Welt zu beobachten ist.

11. Vortrag 9.5.2: Prof. Dr. Siegfried Zimmer am 11. Juni 2019: Jesus und die blutende Frau (Mk 5,21–43)

In diesem Vortrag legt Siegfried Zimmer die miteinander verbundenen Berichte der Heilung der blutflüssigen Frau und

der Auferweckung der Tochter des Jairus aus. Beide Frauen sind weder Ehefrau noch Mutter – ein Status, der weder in der damaligen Gesellschaft noch in der Kirche große Wertschätzung erfahren habe. Deshalb meint Zimmer (ab 19:23): *„Beide Erzählungen haben irgendwie die gleiche Frage: Wie kann man als Frau glücklich leben in einer männerdominierten Welt? Irgendwie kreisen die Erzählungen um solche Fragen.“* Aufgrund der unmenschlichen Vorgaben des mosaischen Gesetzes sei die blutflüssige Frau als „Unreine“ und „Unberührbare“ umfassend aus der Gesellschaft ausgegrenzt und stigmatisiert worden, weil alles, was sie berührte, als unrein galt. Trotzdem muss diese Frau geahnt haben, dass Gott anders ist als das damalige destruktive religiöse System, auch *„wenn es millionenmal in irgendeiner heiligen Schrift steht“* (45:41). Deshalb brachte sie den Mut auf, sich heimlich „wie eine Diebin“ bei Jesus ihre Heilung zu holen, obwohl sie dabei viele Menschen berühren musste. Zu ihrer Überraschung nimmt Jesus wahr, was geschehen ist. Aber statt sie zu verurteilen, nennt er sie eine „Tochter“ und zeigt ihr damit seine Nähe und bestätigt, dass sie alles richtig gemacht hat.

Kommentar: Noch nie ist mir innerhalb einer Worthaustagung ein so direkter Gegensatz zwischen zwei Referenten aufgefallen. Während Peter Wick in Vortrag 6 den Wunderbegriff verteidigt, hält

Zimmer ihn hier für eine „Nebelkerze“. Er möchte ihn sogar genauso wie den Begriff „übernatürlich“ am liebsten verbieten, denn: *„Die Leute, die vom Übernatürlichen ein bisschen auffallend viel reden, unterschätzen in aller Regel das Natürliche“* (3:31). Die Evangelien, in denen auch aus der Sicht Zimmers die Heilungsgeschichten eine große und wichtige Rolle spielen, hätten ganz bewusst nicht die üblichen griechischen Begriffe für spektakuläre, Nervenkitzel auslösende Wunder („Terata“ oder „Thaumata“) verwendet,²⁵ sondern die Wunder Jesu zumeist als „Dynamis“ (Kraftwirkungen) bezeichnet – ein Begriff, der auch für Jesu Verkündigung verwendet wird, die somit auf das gleiche Niveau gehoben sei wie die Wunder. Zur Ursache des Blutflusses stellt er ausführliche Vermutungen über psychosomatische Ursachen an (v. a. eine gestörte, kalte, abwertende Vaterfigur).

Aber was bedeutet all das für die Frage nach der historischen Tatsächlichkeit der Wunder, die aus evangelikaler Sicht bedeutsam ist? Dazu sagt Zimmer nichts. Aber jedenfalls grenzt er sich ganz bewusst vom evangelikalen Wunderverständnis ab (ab 6:42): *„Ich bin ja kein evangelikaler Theologe, ich bin aber auch überhaupt nicht ein liberaler Theologe. Ich halte beides für gleich problematisch.“*

Noch viel schmerzlicher ist aus evangelikaler Sicht Zimmers derbe Disqualifizierung des mosaischen Gesetzes, wenn er z. B. ab 36:57 sagt: *„In religiösen Din-*

gen, da gibt es Systeme, da gibt es Reinigungsgesetze von äußerster Kälte und Frauenfeindlichkeit. Die können auch in der heiligen Schrift stehen. 3. Buch Mose – sagt man ja so – das ist Gottes Wort. Meint ihr wirklich, dass Gott selber dermaßen frauenfeindliche Gesetze erlassen hat? Stellt ihr euch Gott so vor? [...] Oder sind das nicht eher Männerphantasien? Priesterphantasien? Die Frau ist ja in ein Leben gezwungen, wo eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung unmöglich ist.“

Nun gibt es aus evangelikaler Sicht in Bezug auf die Regeln der Tora sicher einige anspruchsvolle Fragen zu bearbeiten. Immer wieder wurde aber auch schon gezeigt: Das mosaische Gesetz ist – vor allem im Vergleich mit dem Gesetz anderer Völker – außerordentlich human und segensreich für das jüdische Volk gewesen.²⁶ Davon höre ich bei Zimmer nichts. Stattdessen wirken auf mich die verschiedenen Bekundungen Zimmers, dass für ihn die Bibel Gottes Wort sei, hohl und inhaltsleer, wenn er zugleich biblische Texte als „Männerphantasie“ abqualifiziert.

Fazit und Ausblick

Quo Vadis Worthaus? Am 29. Februar 2020 hat Worthaus ein besonderes Event veranstaltet, bei dem neben Siegfried Zimmer und Thorsten Dietz auch Eugen Drewermann gesprochen hat²⁷ – also ein

Mann, der sämtliche in der Einleitung genannten „Knackpunkt-Fragen“ eindeutig und klar verneint hat.²⁸ Die Thesen Drewermanns werden von Worthaus leidenschaftlich und undifferenziert beworben. In einer einmaligen Aktion wurden extra noch Drewermanns Antworten auf die Fragen des Publikums nach dem Vortrag veröffentlicht. Das unterstreicht: Bei Worthaus sind zwar regelmäßig Abgrenzungen gegenüber evangelikalen Überzeugungen zu hören, aber auf der liberalen Seite des Spektrums werden keine wirksamen Grenzen gezogen.

Das führt zu der wichtigeren Frage: Quo vadis evangelikale Bewegung? Welche Konsequenzen wird es haben, wenn diese Theologie unsere evangelikale Welt immer stärker mitprägen darf? In den letzten Jahren begegnet mir auch innerhalb der evangelikalen Bewegung immer öfter die Klage, dass es den Konservativen an Toleranz fehle. Meine evangelische Kirche ist derweil schon längst einen Schritt weiter: Da sind die Konservativen immer öfter nicht mehr nur Störenfriede einer schönen Pluralität, sondern grundsätzlich Störenfriede mit einer nicht zu duldbaren Position.²⁹ Die theologische Liberalisierung hat meiner evangelischen Kirche gerade keine Pluralität, sondern den immer weiter voranschreitenden Abschluss konservativer Standpunkte gebracht. Worthaus 9 macht an vielen Stellen deutlich, woran das liegt, und damit meine ich nicht nur die übliche

Polemik, die Siegfried Zimmer seit Jahren gegenüber Konservativen an den Tag legt. In Vortrag 9 ist Thorsten Dietz zwar bereit, das stellvertretende Sühneopfer (er nennt das das „anselm'sche Schema“) trotz all der von ihm empfundenen Unstimmigkeiten gelten zu lassen, wenn es denn subjektiv als hilfreich erlebt wird – aber eben nur als „eine Perspektive unter ganz vielen“. So höre ich das oft in meiner evangelischen Kirche: Evangelikale werden zwar geduldet, aber nur, wenn sie ihre Position nicht mehr objektiv für alle, sondern nur noch subjektiv für sich persönlich für bedeutsam halten. Aber um diese Forderung zu erfüllen, müssten Evangelikale aufhören, Evangelikale zu sein.

Evangelikale sind nun einmal im Kern davon überzeugt, dass es für jeden Menschen entscheidend wichtig ist, sich auf das stellvertretend für uns vergossene Blut Jesu am Kreuz zu berufen und die darin angebotene Vergebung persönlich anzunehmen. Es war diese Überzeugung, die seit Jahrhunderten bibeltreue Christen motiviert hat, unter größten persönlichen Opfern als Missionare in die ganze Welt zu gehen und allen Menschen aller Religionen das rettende Evangelium zu bringen. Neben dem von kirchlichen Stellen immer härter geführten Kampf gegen evangelikale Sexualethik ist es genau dieser missionarische Eifer der Evangelikalen, der in einem unversöhnlichen Widerspruch steht zu einer Theologie, die evan-

gelikale Kernbotschaften in Frage stellt und Mission insgesamt mit größter Skeptik begegnet.³⁰

Evangelikale Leiter müssen sich deshalb bewusst sein, dass sie sich einen unlösbaren Konflikt mitten in ihre Gemeinschaften und Organisationen holen, wenn sie dieser Theologie Raum geben in ihren Ausbildungsstätten, ihren Medien und ihren Gemeinschaften. Die Frage, wie man mit Worthaus und ähnlichen theologischen Einflüssen zukünftig umgehen möchte, sollte deshalb unbedingt offen besprochen werden, wenn man nicht unvorbereitet in harte und schmerzhaft Spaltungen hineinschleudern möchte. Der Theologe Thomas Schirrmacher schrieb jüngst in einem bemerkenswerten Text „Theologischer Streit muss sein!“, *„Es ist keine Lösung, theologische Differenzen einfach unter den frommen Teppich zu kehren, um eines lieben Scheinfriedens willen. Verdrängte Differenzen führen am Ende nur in umso tiefere Konflikte und Gräben.“*

Dabei sollte meines Erachtens klar sein: Keine Entscheidung ist auch eine Entscheidung! In meiner evangelischen Kirche hat sich nie eine Kirchenleitung bewusst für die heutige theologische Ausrichtung ihrer Ausbildungsstätten entschieden, obwohl genau dort ja über die zukünftige Ausrichtung der Kirche entschieden wird. Man hat die Entwicklung laufen lassen. Das Ergebnis ist, dass diese Art von Theologie unsere Ausbildungs-

stätten im Sturm genommen und alles Konservative weitgehend und unumkehrbar verdrängt hat. Ich halte es für naiv, zu glauben, dass das an freien Ausbildungsstätten nicht genauso kommen könnte – wenn es in Teilen nicht schon längst in vollem Gange ist. 2015 schrieb Sandra Bils, die neue Dozentin an der CVJM-Hochschule und geplante Referentin von Worthaus 10, in ihrem Blog: *„Ich freue mich, wenn sich mein Landesbischof öffentlich äußert und stolz auf die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare in der Hannoverschen Landeskirche hinweist und gleichzeitig merke ich, dass es mir nicht weit genug geht, weil er im gleichen Atemzug anderen Meinungen eine Daseinsberechtigung zuspricht.“*

Keine Daseinsberechtigung für die konservative Position? Auch hier zeigt sich: Selbst wenn man grundlegende theologische Differenzen menschlich und im Geist der Liebe Christi auszuhalten vermag – der spaltende Konflikt kommt spätestens dann, wenn man im Gemeindealltag praktische Entscheidungen treffen muss. Die methodistische Weltkirche musste das im letzten Jahr schmerzhaft durchbuchstabieren.

Meine Bitte ist umso mehr: Wir müssen reden – offen, respektvoll, sachlich, im Geist der Liebe Jesu, aber auch ehrlich und ohne Beschönigung der offenkundigen Differenzen. Denn nur eine ehrliche Diagnose kann den Weg für eine wirksame Therapie eröffnen für die

Konflikte, die unter uns Evangelikalen schon jetzt schmerzhaft aufgebrochen sind und die unsere Einheit, unsere Ausstrahlung und missionarische Dynamik belasten.



Dr. Markus Till ...

(Jg. 1970) ist verheiratet, hat zwei erwachsene Kinder und wohnt in Weil im Schönbuch. Er hat Biologie studiert und arbeitet beim Universitätsklinikum Tübingen. Bekannt wurde er unter anderem durch seinen Blog mit theologischen und seelsorgerlichen Artikeln (blog.aigg.de). Im Jahr 2019 ist sein Buch „Zeit des Umbruchs“ erschienen, in dem er das Phänomen der sogenannten „Postevangelikalen“ analysiert (zeitdesumbruchs.aigg.de).

Anmerkungen

¹In Hossa Talk Nr. 105 „Siggi wehrt sich“, ab 1:34:00.

²Insgesamt wurden bei Worthaus 9 dreizehn Vorträge gehalten. Die beiden letzten Vorträge waren zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Artikels noch nicht veröffentlicht worden.

³Siehe dazu den Vortrag in Worthaus 8 von Dr. Patrick Becker „Wo bleibt der Sinn? Zu den Einseitigkeiten naturwissenschaftlicher Weltdeutung“, in dem er ab 24:09 sagt: „Ich würde prognostizieren, die Entstehung des Lebens wird uns von den

Naturwissenschaften erklärt werden. [...] Und selbst wenn es eine Seele geben soll, dann [...] kann sie keine Relevanz haben, denn [...] es gibt nicht den Moment, wo irgendwann mal etwas eingreift, was ich als Naturwissenschaftler prinzipiell nicht fassen könnte. Das meint nicht, dass ein Naturwissenschaftler meint, er hätte den Allerklärungsanspruch. [...] Kein Naturwissenschaftler wird den Schöpfungsakt oder den jüngsten Tag in Frage stellen, dafür wird er sich nicht zuständig erklären. Aber die Zeit dazwischen, da wird er sagen: Wenn ein Thomas von Aquin darauf besteht, da finden Wunder statt – also ein duales Denken, ein Eingreifen von außen in die Welt hinein – da wird der Naturwissenschaftler sagen: Du magst daran glauben, aber das sind alles nur subjektive Vorstellungen von einem Geschehen, das ich dir, vorausgesetzt genügend Intelligenz, genügend Zeit, [...] naturwissenschaftlich erklären könnte. [...] Weil das duale Denken inzwischen nicht mehr viele Freundinnen und Freunde findet, darum hat auch diese Intelligenz-Design-Richtung zumindest in Europa eher einen Außenseitercharakter.“ Becker schließt sich im Verlauf des Vortrags diesem Wissenschaftsbegriff ausdrücklich an.

⁴Ausführlich erläutert in der ersten Hälfte des Vortrags von Markus Till „Starke Argumente – Warum es auch heute noch vernünftig ist, der Bibel zu vertrauen“ vom 1.11.2019, gehalten bei einer Tagung des DCTB.

⁵Im Vortrag „Die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu aus heutiger Perspektive“ vom 9.6.2012.

⁶Siehe dazu Markus Till: „Das Kreuz – Stolperstein der Theologie“ im AiGG-Blog, 25.1.2018.

⁷Siegfried Zimmer im Worthausvortrag „Gibt es einen strafenden Gott?“ ab 1:03:58: „Der Sünder hat den ewigen Tod verdient. Er müsste jetzt eigentlich bestraft werden. [...] Aber Gott will eben den Tod des Sünders nicht. Was kann er machen? Der Sünder selber kann die Sühne nicht leisten. Also schickt er den sündlosen Gottessohn und der opfert sich stellvertretend und damit sind die Rechnungen beglichen. [...] Dieses Verrechnungsmodell ist durch und durch unbiblich. [...] In diesem Modell ist Gott das Problem. Gott wird versöhnt. Der Gottessohn bringt ein Sühnopfer seinem Vater, damit der zornige Gott jetzt besänftigt wird und vergeben kann. [...] Nein. In der Bibel wird der Mensch mit Gott versöhnt, aber nicht Gott mit dem Menschen. [...] Golgatha ist nicht so gemeint, dass man Gott hier umstimmt vom zornigen Gott auf den sanftmütigen Gott. Nein. [...] Gottes Wesen ist die Liebe vorher und nachher. Das andere, was

ganz gefährlich ist in diesem Modell: [...] Der Tod Jesu wird isoliert von seinem öffentlichen Auftreten und das darf man nicht, denn der Tod Jesu ist ja innergeschichtlich die Konsequenz seines Auftretens. Warum wurde er verurteilt vom hohen Rat und römischer Militärjustiz? Leider gibt es im Deutschen nur das Wort ‚Opfer‘. Das ist ein sehr schillerndes Wort. Im Englischen unterscheidet man zwischen ‚victim‘ [...] und ‚sacrifice‘. ‚Victim‘ ist ein Opfer VON etwas: Verkehrtsopfer, Kriminalitätsoffer. Und ‚sacrifice‘ ist ein Opfer FÜR etwas. Wir müssen Jesu Tod erst mal als ‚victim‘ würdigen. Jesus ist erst mal ein Opfer der römischen Militärbehörde geworden und er ist gefoltert worden. Wenn wir sofort mit ‚sacrifice‘ arbeiten, dann haben wir ein Modell, da muss Jesus halt ans Kreuz. [...] Dieses Modell löst sich völlig aus den historischen Realitäten, den Personen aus Fleisch und Blut, mit denen Jesus es im Prozess usw. zu tun hatte. Es ist ein Sandkastenspiel. So hat man in den Jahrhunderten des Abendlands das Christusverständnis und das Gottesverständnis hineingezwängt in eine Strafolgie, als ob Gott die Strafe nötig hätte. Im Grunde genommen muss man sagen: In diesem Modell ist Gott gar nicht mehr der Herr. Er ist eigentlich ein Knecht einer Strafolgie. Denn am Ende muss Gott eben diese Strafolgie erfüllen und damit seiner Gerechtigkeit Genüge tun. Diese Vorstellung, dass [...] es irgendwie eine heilige, göttliche Rechtsordnung gäbe oder Gerechtigkeitsordnung gäbe, die man erst erfüllen muss, bevor Gott verzeihen kann, ist ein Märchen. [...] Jesus wird da verkürzt auf einen Typ, der die Rechnung bezahlt. [...] Aus diesem Modell, ihr Lieben, müssen wir, dürfen wir – jubilate – ganz aussteigen. Dieses Modell verdirbt das Evangelium und den liebenden Gott im Kern.“ Das Bild des „Loskaufs“ ist jedoch keine Verkürzung sondern biblisch breit belegt (Mt 20,28; Mk 10,45; 1Kor 6,20; 7,23; Gal 3,13; 4,5; 1Tim 2,6; 1Petr 1,18; Offb 5,9; 14,3). Eine ausführliche Antwort auf Zimmers Position, Gott müsse nicht versöhnt werden, bietet der Artikel von Markus Till „Das Kreuz – Stolperstein der Theologie“ sowie Holger Lahayne in „Warum musste Jesus sterben?“

⁸„Das Sündopfer [...] ist besonders heilig! Der Herr hat es euch gegeben, damit ihr die Gemeinschaft von ihrer Schuld befreit und vor dem Herrn Wiedergutmachung für sie schafft.“

⁹„Ich habe euch das Blut gegeben, damit ihr dadurch Wiedergutmachung für eure Sünden bewirken könnt.“

¹⁰In seinem Buch „Das Kreuz“ benennt er eine Reihe solcher „Übertritte“, in denen über das biblische

Zeugnis hinausgegangen wurde: „Das Kreuz war kein Tauschhandel mit dem Teufel [...] ebenso wenig ein exaktes Äquivalent, [...] um einen Ehrenkodex oder einer juristischen Spitzfindigkeit Genüge zu tun; ebenso wenig eine notgedrungene Unterordnung Gottes unter eine moralische Autorität über ihm, der er auf andere Weise nicht hätte entkommen können; ebenso wenig die Bestrafung eines sanftmütigen Christus durch einen strengen und rachsüchtigen Vater; ebenso wenig ein Abbringen des Heils von einem gemeinen und widerwilligen Vater durch einen liebenden Christus; ebenso wenig ein Handeln des Vaters, das Christus als den Mitler aussparte. Stattdessen erniedrigte sich der gerechte, liebende Vater selbst, indem er in [...] und durch seinen einzigen Sohn Fleisch, Sünde und Fluch für uns wurde, um uns zu erlösen, ohne seinen eigenen Charakter zu kompromittieren.“ In John Stott. Das Kreuz: Zentrum des christlichen Glaubens. Marburg: Francke, 2009. S. 204.

¹¹In der alten Kirche wurde dieser Vorgang auch stets als „Betrug“ des Teufels bezeichnet mit Bezug auf den großen Versöhnungstag in 3. Mose 16, an dem der Sündenbock in die Wüste zu Asasel geschickt wird. Vom Verständnis her soll das keine „Gabe“ an den Teufel sein im Sinne eines Handels, sondern die Sünde soll buchstäblich dorthin zurückgeschickt werden, wo sie herkommt. Der Sündenbock soll die Sünde zu Asasel, dem Satan, zurückschicken.

¹²Auch die Reformatoren waren fraglos geprägt durch ihre Zeit. Aber viel mehr als heute entwickelte sich ihre Argumentation in Auseinandersetzung mit den Kirchenvätern, den Mystikern und der Scholastik, man kann sagen: in Auseinandersetzung mit 1500 Jahren Kirchengeschichte. Es ging ihnen niemals um eine zeitbedingte Lehre, sondern darum, die Wahrheit des Evangeliums wieder zur Geltung zu bringen. Man tut den Reformatoren deshalb unrecht, wenn man ihre Leistungen nur auf eine gute Kontextualisierung reduziert.

¹³Vor allem dort, wo es „an einen Feudalherrn erinnert, der Ehre fordert und Unehrebarkeit bestraft“. In John Stott. Das Kreuz: Zentrum des christlichen Glaubens. Marburg: Francke, 2009. S. 152.

¹⁴In John Stott. Das Kreuz: Zentrum des christlichen Glaubens. Marburg: Francke, 2009. S. 259.

¹⁵Gerhard Barth. Der Tod Jesu Christi im Verständnis des Neuen Testaments. Göttingen, 2003. S. 42.

¹⁶Besonders deutlich wird das im Buch der Klagelieder, siehe dazu der AiGG-Artikel „Das Evangelium – Gottes Zorn und Gottes Gnade“, veröffentlicht im AiGG-Blog, 2.8.2018.

¹⁷Siehe z. B. Jesaja 42,24–25.

¹⁸„Ursprung und Wesen alles christlichen Lebens liegen beschlossen in dem einen Geschehen, das die Reformation Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein genannt hat.“ B. D. Bonhoeffer. Ethik. München, 1958. S. 75.

¹⁹„Die Auferstehung Jesu: Fakt oder Fiktion? Der Indizienprozess“, im AiGG-Blog, 25.3.2018.

²⁰Wörtlich sagt Dietz zu der Frage, ob die Auferstehung ein historisches Ereignis ist: „Das ist nicht meine Sprache dafür, denn ich halte es für sinnvoll, ‚historisch‘ als eine bestimmte Betrachtungsweise zu verwenden, wo Historiker völlig unabhängig von ihren Weltanschauungen mit den gleichen Karten spielen. Ich glaube, historische Wissenschaft kann nur so funktionieren, dass Christen und Atheisten und Humanisten und UFO-Gläubige und Sektierer und Menschen, die an sich selbst glauben, und alle im Grunde sagen: Wir einigen uns in der historischen Wissenschaft darauf: Wir akzeptieren nur allgemein einsichtige Evidenz. Wir konzentrieren uns allein auf die greifbare, quellenbasierte, evidente Vorfindlichkeit von Thesen und Hypothesen, und das muss für uns eben im Rahmen menschlicher Gestaltung erklärbar sein. Ich halte es auch für nicht so ganz glücklich zu sagen: Das nennen wir dann methodischen Atheismus. Es geht gar nicht darum, irgendwie atheistisch da was reinzubringen, das ist ja gar nicht der Punkt. Atheisten werden bei dieser Betrachtung nicht privilegiert. Es geht um Evidenz, es geht um Spuren, es geht um Zeichen, es geht um Quellen. DAS ist der Punkt, das hat mit Atheismus überhaupt nichts zu tun. Es geht nur darum, dass alle mit denselben Karten spielen. Es wär komisch zu sagen: Alle spielen mit denselben Karten, die 32, die man vom Skat kennt, aber Christen kriegen noch einen Joker dazu, im Zweifelsfall spielen sie die Gotteskarte. Die UFO-Gläubigen kriegen noch einen Joker dazu: Im Zweifelsfall waren es grüne Männchen oder so. Und noch jemand: Die an die sumerischen Götter glauben, ja, O.K., ist auch ein Joker, ist O.K. [...] Das ist ja Blödsinn irgendwie. Das ist dann Käse. Da würde ich dann doch lieber sagen: Wir machen historisches Arbeiten als seriöse Wissenschaft. Es wird Menschen geben, die sagen: So, das was historische Arbeit ist, das setze ich für mich gleich mit den Rahmenbedingungen von Realität. Ich glaube, dass das histori-

sche, empirische, evidenzbasierte Fragen nach Zeichen, Spuren, Quellen usw. es ist für mich weltanschaulich identisch mit dem, was für mich mein Realitätsrahmen ist. Das ist aber natürlich nicht das, worauf alle und jede und so sich verpflichten kann oder muss. Es wird manchmal so getan, als würden die historischen Bibelwissenschaften atheistisch arbeiten und als sei es eine weltanschauliche Voraussetzung der Bibelwissenschaft, alles atheistisch zu betrachten. Das ist so nicht der Fall. Und selbst wenn man ein paar Theologen findet, die das genau so sagen, dann ist es ihre Entscheidung, das Instrumentarium historischer Wissenschaft für sich selbst als allein akzeptablen weltanschaulichen Rahmen zu setzen. Und es gibt viele, die historisch arbeiten und an solchen Stellen sagen: Hier ist irgendwas bleibend mysteriös. Es entzieht sich unserer letzten Auflösbarkeit und als Christ oder als Christin sage ich: Ich glaube, dass Gott da seine Finger im Spiel hat. Aber das ist ein Glaubensurteil und ich werde nicht anfangen, Gott jetzt zum Teil einer historisch greifbaren Welt zu machen. Das wäre ein Kategorienfehler. So würde ich es sagen, so würde ich es empfehlen. Jetzt muss man auch gleich dazu sagen: Das ist ja, man muss da den ganzen Brillenvortrag sich gut durchdenken und muss das letztlich auch akzeptieren, dass Wirklichkeitszugänge in diesem Sinne immer matrixgesteuert sind, paradigmaabhängig in bestimmte Horizonte eingespeist sind. Das muss man verstehen, das ist nicht für den normalen Schüler der Mittelstufe oder so zu erwarten, vielleicht auch für viele Menschen nie so ganz. Wenn Menschen letztlich sagen: Historisch ist für mich wirklich und wirklich ist für mich historisch, so dann ist Jesus meinetwegen historisch auferstanden. Aber ich hab da eben die Gedanken, die ich da gerade dazu erläutert habe, wie ich es für sinnvoll halte“ (ab 26:21).

²¹„Man kann intelligent-design-mäßig Gottes Schaffen nicht analysieren. [...] Aus der Analyse der Welt kann man erkennen: Das hat ein Schöpfer gemacht. [...] So einfach ist es nicht. [...] Die lieben Christlein legen es sich so hübsch naiv zurecht.“ Siegfried Zimmer in: Die erste Schöpfungserzählung (1. Mose 1,1–2,4a) – Teil 2, Vortrag vom 21.5.2018 in Weimar.

²²So schreibt z. B. Jakob Friedrichs in seinem aktuellen Buch: „Wenn es Dir also wichtig ist, an Jesus als den Sohn einer Jungfrau zu glauben, dann tu es. Mit Freude. Wenn dich diese Vorstellung jedoch eber befremdet, dann lass es. Und bitte nicht minder freudig. Es ist nicht der Kern der Weihnachtsgeschichten!“

In: Ist das Gott oder kann das weg? Asslar: Gerth, 2020, S. 18.

²³Der ehemalige Papst Benedikt XVI schreibt dazu: „Nur ein wirkliches Ereignis von radikaler Qualität konnte die apostolische Predigt ermöglichen, die nicht mit Spekulationen oder inneren, mystischen Erfahrungen zu erklären ist. Sie lebt in ihrer Kühnheit und Neuheit von der Wucht eines Geschehens, das niemand erdacht hatte und das alle Vorstellungen sprengte.“ In: Jesus von Nazareth. Bd. 2, Freiburg: Herder, 2011. S. 300f.

²⁴In: Adam, Eva und die Evolution. Giessen: Brunnen, 2018. S. 33.

²⁵Was Zimmer nicht erwähnt: In Apostelgeschichte 2,22 verwendet Lukas diesen Begriff sehr wohl in Bezug auf Jesu Wundertätigkeit, wenn er Petrus in der Pfingstpredigt sagen lässt: „Jesus von Nazareth, von Gott unter euch ausgewiesen durch mächtige Taten und Wunder („Terata“) und Zeichen“.

²⁶Siehe dazu z. B. den Blogartikel von George Athas: „Does the bible force a woman to marry her rapist?“

²⁷Eine Zusammenfassung und Kommentierung des Worthausvortrags von Eugen Drewermann findet sich in Markus Till: „Ist Angst das Grundproblem der Menschheit?“, veröffentlicht in „Daniel-Option“ am 1.5.2020.

²⁸So äußerte Eugen Drewermann z. B. in einem Spiegel-Interview unter anderem: „Alle Wundererzählungen über Jesus sind, sieht man von den Heilungsberichten ab, symbolischer Natur, obwohl sie von den Evangelisten so verfasst wurden, dass sie als historische Berichte verstanden werden konnten. [...] SPIEGEL: Also geben Sie Bultmann recht: ‚Ein Leichnam kann nicht wieder lebendig werden und aus dem Grabe steigen.‘ DREWERMANN: So ist es, das gilt für das Grab Jesu, und es gilt für alle anderen Gräber, in Verdun und in Vietnam, in Paderborn und in Hamburg. Die Auferstehung ist dort genauso wenig sichtbar wie drei Tage nach Ostern in Jerusalem. [...] Die Auffassung, Gott könne die Naturgesetze für die Zeit und die Person Jesu außer Kraft gesetzt und Wunder bewirkt haben, halte ich für falsch und gefährlich. [...] Nicht bei unwichtigen, sondern gerade bei den wichtigsten Passagen des Neuen Testaments müssen wir feststellen, dass es sich um Legenden, um Symbole, um Mythen handelt. Das gilt insbesondere für die Darstellung von Jesu Geburt, Tod,

Auferstehung, Himmelfahrt. [...] Diese Opfer- und Sühnetheologie war Jesus völlig fremd. [...] SPIEGEL: Welchen Sinn sah Jesus in seinem Tod, wenn nicht den eines Opfers? DREWERMANN: Er sah in seinem Tod überhaupt keinen Sinn. Er wollte nicht sterben.“

²⁹So wies aktuell zum Beispiel das komplette Professorium der Tübinger theologischen Fakultät in einem gemeinsamen offenen Brief die theologische Ablehnung öffentlicher Gottesdienste anlässlich der Eheschließung gleichgeschlechtlicher Paare als unwissenschaftlich zurück und ergänzte, es sei „unerträglich, wenn Ansichten, die eine solche Diskriminierung unterstützen, bis heute in der evangelischen Kirche vertreten werden“.

³⁰So schreibt Alexander Garth im Sammelband „Mission Zukunft“: „Es fällt auf, dass die wenigsten innovativen missionarischen Projekte aus dem Bereich der Großkirchen kommen [...] obgleich sie über immense Ressourcen an Finanzen und Manpower verfügt“ (S. 292). Michael Diener meint dazu: Es ist „wohl nicht ganz zufällig, dass sich alle Beiträge aus der Leitung der EKD mit [...] ethischen Haltungen der Mission beschäftigen“ (S. 17). Der EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm äußert: „Mission, wie ich sie verstehe, ist nicht der strategische Versuch, Menschen zu einem bestimmten Bekenntnis zu veranlassen“ (S. 72). Gleich mehrfach wird Fulbert Steffensky mit dem Satz zitiert: „Mission ist die gewaltlose, ressentimentlose und absichtslose Werbung für die Schönheit eines Lebenskonzeptes“ (S. 18). Aber war Paulus auf seinen Missionsreisen wirklich „absichtslos“ unterwegs? Wollte er in erster Linie einfach mal die Welt bereisen? Johannes Reimer entgegnet: „Gemeindeaufbau setzt intentionale Verkündigung des Evangeliums und damit die Hinführung des Menschen zur Entscheidung für den Glauben voraus“ (S. 192). In: Michael Diener und Ulrich Eggers (Hrsg.). Mission Zukunft – Zeigen, was wir lieben: Impulse für eine Kirche mit Vision. Holzgerlingen: SCM R. Brockhaus, 2018.

Das geheimnisvolle Jahrhundert in Bezug auf den neutestamentlichen Kanon (ca. 70–170 n. Chr.)

Die Entstehung des Neuen Testaments war Gottes größtes Geschenk an uns Menschen nach dem Kommen Jesu und der Ausgießung des Hl. Geistes.¹ Der Niederschrift von u. a. Evangelien und Paulusbriefen mussten noch weitere Schritte folgen, so dass ein „NT-Kanon“ entstand, nämlich die Zusammenstellung solcher Schriften, deren Anerkennung als Autorität und die schlussendliche Abgrenzung. Die Mehrzahl der zur Bildung des NT-Kanons führenden Entscheidungen fiel in den ungefähr 100 Jahren von ca. 70 n. Chr. bis ca. 170 n. Chr. Dieses Jahrhundert ist insofern *geheimnisvoll*, als die Gründe für

bestimmte Entscheidungen uns nicht durch historische Quellen mitgeteilt werden. Danach stand der Kern (etwa 80 % vom Inhalt) des NTs fest. Es blieb noch eine „Randzone der Unsicherheit“, und über etwa zwei Jahrhunderte hinweg kam es zur Klärung in dieser „Randzone“.

Beim Begriff „Bibel-Kanon“ schwingen unterschiedliche Aspekte mit.² Ich verwende den Begriff „Kanon“ in einem breiten Sinn: Nicht erst die schlussendliche genaue Abgrenzung unseres 27-Schriften-NTs stellt die Bildung des Kanons dar; es gehören auch die davorliegenden Schritte dazu, dass nämlich

schriftliche Texte zu einem NT gesammelt wurden und in der Kirche Autorität hatten.

Die etwa 100 Jahre von ca. 70–170 n. Chr.

Den Beginn dieses „geheimnisvollen Jahrhunderts“ setze ich mit etwa 70 n. Chr. an, mit einer Schwankungsbreite von einigen Jahrzehnten. Damals entstanden die später im NT gesammelten Schriften. Das Ende jenes Jahrhunderts datiere ich mit etwa 170 n. Chr., weil sich danach die Zusammensetzung eines NTs

im Grundbestand gut erkennen lässt, außerdem werden Begründungen für die Aufnahme von Schriften ins NT dargelegt.

Die Entstehung der ntl. Schriften in den Jahrzehnten um 70 n. Chr.

Die frühesten ntl. Paulusbriefe entstanden ab etwa 50 n. Chr., und aus der Zeit davor rechnet man mit schriftlichen Vorformen der synoptischen Evangelien. Nach dem Entstehen und Bekanntwerden solcher Texte stellten sich bereits Fragen nach dem Umgang damit: Sollen Paulusbriefe abgeschrieben und verbreitet werden, sollen sie im Gottesdienst

verlesen werden? Soweit es bereits evangelienartige schriftliche Texte gab (z. B. Perikopen, Redenquelle Q): Sollen diese beibehalten und z. B. im Gottesdienst gebraucht werden, oder sollen sie zu umfangreicheren Evangelien weiterverarbeitet werden?

Ob es bereits vor 70 n. Chr. zu einer Mehrzahl synoptischer Evangelien kam, ist umstritten. Ebenso umstritten ist der Zeitpunkt für die Entstehung der meisten ntl. Briefe. Was die Schriften des Johannes betrifft, so werden sie zumindest teilweise auch von manchen konservativen Neutestamentlern spät datiert (erst um 100 n. Chr.). Aber sobald die genannten Schriften entstanden waren, stellte sich die Frage, ob diese eine autoritative Stellung haben sollen. Eine solche Frage stellte sich in Bezug auf manche Schriften bereits in den Jahren vor 70 n. Chr. und dann weiterhin in den Jahrzehnten danach. Der von mir für den Beginn des „geheimnisvollen Jahrhunderts“ angegebene Zeitpunkt 70 n. Chr. soll eine ungefähre Orientierung geben.

Eine Hochschätzung ntl. Schriften war durch den darin an manchen Stellen ausgedrückten Anspruch begünstigt. Z. B. sagte Jesus: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen“ (Lk 21,33). Darin könnte die Erwartung stecken, dass Jesu Worte aufgeschrieben und auf diese Art bewahrt werden (und als überragende

Autorität gelten). In solchen Aussprüchen Jesu könnten schon erste Ansätze zur NT-Kanonsbildung liegen. Und vielleicht wird bereits in einem Pastoralbrief (1Tim 5,18) eine Evangelienstelle (Lk 10,7) als „Schrift“ zitiert.

In ntl. Briefen finden wir Aussagen, wonach Paulusbriefe als Autorität angesehen werden: In 2Petr 3,16 heißt es: „Paulus in seinen Briefen [...] wie auch die übrigen Schriften“. Die Verlesung von Paulusbriefen vor der Gemeinde (wohl im Gottesdienst) wird nahegelegt: Paulus drängt auf eine Verlesung seines Briefes in der Gemeindeversammlung (1Thess 5,27), und Paulus empfiehlt einen Brief-Austausch mit der Gemeinde in Laodicea (Kol 4,16).³ Hier sehen wir mögliche Ansätze zur NT-Kanonsbildung bereits im NT selbst, also in den Jahrzehnten um 70 n. Chr. Aber es sind bloß erste Ansätze, und wir wissen kaum, aufgrund welcher Kriterien die Christen in den folgenden Jahrzehnten über verschiedene christliche Schriften urteilten.

Verwendung ntl. Schriften von ca. 70–170 n. Chr.

In den etwa 100 Jahren ab der Entstehung mehrerer neutestamentlicher Schriften, also in der Zeit von ca. 70–170 n. Chr., wirkten die so genannten „Apostolischen Väter“ sowie die Apologeten. Bei diesen frühen Kirchenvätern beobachten wir nur vereinzelt

etwas davon, dass sie ntl. Bücher neben atl. als „Schrift“ zitieren. Aus der Zeit um ungefähr 140 n. Chr. kennen wir zwei solche Fälle: Der 2. *Klemensbrief* 2,4, eigentlich eine Predigt, zitiert ein „Schriftwort“ aus den synoptischen Evangelien (den Ausspruch Jesu: „Ich bin nicht gekommen, Gerechte, sondern Sünder zu berufen“), und der *Barnabasbrief* 4,14 zitiert ein Jesuswort mit der Einleitung „wie geschrieben steht“ („Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“).

Für die damalige Hochschätzung der Evangelienbücher haben wir noch weitere Indizien: Um oder nach 150 n. Chr. erwähnt der in Rom wirkende *Justin der Märtyrer* Evangelien in der Mehrzahl – diese werden neben atl. Propheten im Gottesdienst gelesen.⁴ Sein Zeitgenosse Markion, der 144 n. Chr. aus der Gemeinde in Rom ausgeschlossen wurde, begründete eine eigene Kirche und anerkannte 10 Paulusbriefe sowie das Lukas-Evangelium, wobei er diese Schriften stark bearbeitete, denn er lehnte den Gott des ATs ab. Gegen 170 n. Chr. entwarf der Syrer Tatian eine Evangelien-Harmonie (*Diatessaron*) auf Grundlage der vier Evangelien.

Ein Grundbestand eines NTs ist gut erkennbar nach etwa 170 n. Chr.

Das Ende dieses „geheimnisvollen Jahrhunderts“ setze ich mit etwa 170 n. Chr. an. Damals tritt die NT-Kanonsge-

schichte in ein helleres Licht. Ungefähr um 180 n. Chr. wurde der *Kanon Muratori* verfasst,⁵ und etwa um 185 n. Chr. veröffentlichte Irenäus von Lyon sein Werk *Adversus haereses*. Diese Texte zeigen einen anerkannten NT-Grundbestand. Außerdem werden abgelehnte Schriften erwähnt; die Kanonsbildung ist also verknüpft mit dem Bemühen um eine Abgrenzung zwischen kirchlich akzeptierten Texten und abgelehnten.

Die hier nach 170 n. Chr. sichtbar werdende Einschätzung hat *wahrscheinlich* eine lange Vorgeschichte, ist also *vermutlich* keine Neuerung. Wenn Irenäus als Selbstverständlichkeit ausspricht, dass es genau vier Evangelien gibt, nicht mehr und nicht weniger, dann drückt er damit vermutlich eine bereits seit Jahrzehnten vorherrschende Sichtweise aus, und nicht eine Ansicht, die er gerade erst erfunden hätte. Solche Rückschlüsse auf die Jahrzehnte vor etwa 180 n. Chr. sind naheliegend, aber diese Vorgeschichte lässt sich quellenmäßig nur ansatzweise fassen (es ist gewissermaßen ein „schweigsames Jahrhundert“).

Danach, um 200 n. Chr., gab es Kirchenschriftsteller, von denen viele Werke erhalten sind: Tertullian sowie Klemens von Alexandria. Damit lässt sich der Kreis damals anerkannter ntl. Schriften gut erfassen. Origenes z. B. erwähnte die von manchen Kirchen geäußerten Unsicherheiten in Bezug auf manche ntl. Bücher (z. B. Zweifel an der Echtheit

von 2. Petrus). Aber um 240 n. Chr. präsentierte Origenes bereits eine Liste ntl. Schriften, die mit dem 27-Schriften-NT übereinstimmt.⁶ So zu finden in seinen *Homilien zu Josua*.⁷ Das ist insofern bemerkenswert, als generell der Kirche in Ägypten und namentlich Origenes ein eher erweiterter Kanon zugeschrieben wird, der angeblich Schriften wie Didache, Barnabasbrief oder Hirte des Hermas mit enthielt.⁸ Bei punktuellem respektvollem Gebrauch dieser Schriften ist allerdings auch folgende Möglichkeit mit zu bedenken: Manchmal wurden einige Schriften im Umfeld der Bibel zur privaten Lektüre empfohlen (etwa für werdende Christen, zur Taufvorbereitung), die aber nicht für die kirchliche Verlesung im Gottesdienst vorgesehen waren. Mit dieser Möglichkeit ist also zu rechnen – Wertschätzung und gelegentliche Bezugnahme, ohne solche Schriften deshalb ins NT aufzunehmen. Um die tatsächliche Autorität einzuschätzen, die bestimmte Schriften beim jeweiligen Kirchenvater hatten, ist deren praktische Verwendungs-Intensität mit zu bedenken, also zu berechnen, wie oft auf eine bestimmte Schrift im Vergleich mit ihrem Umfang Bezug genommen wurde.⁹ Solche Berechnungen führten mich zur Einschätzung, dass mit Origenes „bereits der ntl. ‚Endzustand‘ erreicht ist, nämlich fast 100%iger Einfluß durch das (heutige) NT“.¹⁰

Welche Entscheidungen fielen in jenem „geheimnisvollen Jahrhundert“?

Es war nicht von vornherein klar, dass der damaligen Hl. Schrift der Juden, also – christlich gesprochen – dem AT, eine solche Zusammenstellung von NT-Schriften zur Seite gestellt wird. Es wären auch andere Möglichkeiten denkbar gewesen, etwa: Das AT alleine bleibt Hl. Schrift, wird aber vom Kommen Jesu her neu interpretiert, oder: Das schriftliche AT wird ergänzt durch mündlich weitergegebene Jesus-Botschaften, oder: Das AT wird ergänzt durch ein Evangelium, also gewissermaßen durch ein Buch über das Wirken des höchsten Propheten.

Abgesehen von der grundsätzlichen Entscheidung, eine NT-Schriften-sammlung zusammenzustellen und diese dem AT an die Seite zu stellen, also ebenfalls als „Hl. Schrift“ zu betrachten: Bei der Zusammenstellung konnte es zu vielen Fragen kommen.

In Bezug auf die Evangelien konnten die Fragen folgendermaßen lauten: Soll zu diesem NT nur ein einziges Evangelium gehören? Soll man mehrere synoptische Evangelien aufnehmen, obwohl sich diese teilweise wiederholen? Soll auch das Markus-Evangelium aufgenommen werden, obwohl es nur wenig Sondergut enthält (verglichen mit Mt und Lk)? Soll man sich auf von Augen-

zeugen geschriebene Evangelien (Mt, Joh) beschränken? Falls es ein aramäisches oder hebräisches Evangelium gab: Soll dieses ins Griechische übersetzt und ins NT aufgenommen werden?

In Bezug auf andere ntl. Schriften stellten sich folgende Fragen: Soll man über Evangelien hinausgehend weitere Schriften aufnehmen? Z. B. Briefe von Paulus, der aber kein Augenzeuge des Wirkens Jesu war (die Paulusbriefe machen etwa ein Viertel des NTs aus). Soll z. B. der Hebräerbrief aufgenommen werden (oder nur dann, falls man davon ausgeht, dass Paulus sein Verfasser war)?

Von welchen Überlegungen die Gemeinden während jenes „geheimnisvollen Jahrhunderts“ bei ihrer Beantwortung dieser Fragen geleitet waren, wissen wir nicht, weil die Quellen schweigen. Wir können dazu Vermutungen anstellen, und insbesondere im Bereich der Apologetik geschieht das auch, weil dort die Notwendigkeit empfunden wird, die Bibel als normative Hl. Schrift in ihrer genauen Abgrenzung zu begründen. Da erscheint es als unbefriedigend zu sagen: „Wir wissen nicht, warum z. B. Jak, Hebr und Offb zum NT gehören, aber wir nehmen zur Kenntnis, dass die Kirchen im 4. Jh. sich darauf verständigten, diese 27 Schriften anzuerkennen, und wir akzeptieren deren Festlegung als Autorität.“

Der inspirierte Leser

Grundsätzlich gilt für AT und NT: *Zum inspirierten Autor gehören „inspirierte“ Leser¹¹ oder Hörer*: Wenn es solche Hörer oder Leser nicht gegeben hätte (schon unter den Zeitgenossen des Autors), wäre das Manuskript bald untergegangen, es wäre nicht verbreitet und nicht abgeschrieben worden. D. h. es war erforderlich, dass im Umfeld des Propheten oder Autors einige Menschen die präsentierten Botschaften wichtig fanden. Es besteht eine gewisse Analogie: Hier der von Gottes Geist erleuchtete Autor, dort der erleuchtete Leser, der erfasst, dass es sich hier um Texte handelt, die letztlich Gott zum Urheber haben.

Im Zusammenhang mit der Kanongeschichte wird manchmal kritisch darauf hingewiesen, dass die Liste der NT-Schriften nicht von vornherein feststand und dass es kirchliche Verantwortliche (Theologen, Bischöfe als einzelne und in Synoden versammelt) waren, die sagten, welche Schriften dazugehören. Doch das Prinzip, dass es Leser waren, die aussprachen, welche Texte inspiriert sind, ist eigentlich nicht überraschend. Darauf soll meine etwas überspitzte Formulierung „der inspirierte Leser“ hinweisen. Es ist also nicht verwunderlich, dass in der Geschichte des Kanons die Bestätigung und Festlegung seitens „der Kirche“ wichtig war. Denn wenn Gott den Menschen etwas mitteilen wollte,

genügte es nicht, wenn er Redner und Autoren inspirierte; er musste auch einigen Zeitgenossen und einigen späteren Lesern klarmachen, dass es sich hier um Gottes Botschaften handelt.

Vermutungen über die Vorgänge im „geheimnisvollen Jahrhundert“

Wir versuchen, das im „geheimnisvollen Jahrhundert“ Beobachtete zu erklären, insbesondere aber auch Faktoren zu erkennen, die zu dem ab ca. 170 n. Chr. fassbaren Ergebnis in Bezug auf einen NT-Kanon führten. Dabei ist wichtig, den Vermutungs-Charakter unserer Erklärungsversuche zu beachten. Es besteht hier die Versuchung, nun nachträglich für die Aufnahme von Schriften Kriterien so zu formulieren, dass sich daraus genau unser 27-Schriften-NT ergibt.

In der Fachliteratur werden insbesondere drei Kriterien für die Aufnahme von Schriften in ein NT genannt, aber wir wissen nicht, ob es tatsächlich diese waren, aufgrund deren die Gemeinden in jenem „geheimnisvollen Jahrhundert“ entschieden. Solche Kriterien werden für uns eher erst um 200 n. Chr. erkennbar. Z. B. stellt Metzger die Frage, „welche Kriterien die frühen Christen anlegten, um den Wert bestimmter Schriften festzustellen“. Bei den hier genannten „frühen Christen“ würde man an das 1. Jh. und eventuell an

das beginnende 2. Jh. denken. Metzger nennt als Antwort „drei Kriterien für die Anerkennung kirchlicher Schriften“, nämlich die inhaltliche Übereinstimmung mit den normativen Traditionen („Orthodoxie“), die Apostolizität sowie die Annahme in allen Kirchen. Diese Kriterien, so Metzger, „setzen sich im Laufe des zweiten Jahrhunderts durch und wurden nie geändert“.¹² Um 300 n. Chr. meint Euseb von Cäsarea wohl diese 3 Kriterien, wenn er von den „nach der kirchlichen Überlieferung wahren, echten und allgemein anerkannten Schriften“ spricht.¹³

Dass solche Kriterien wichtig waren, ist naheliegend; aber wie diese Kriterien von der Christenheit vor 170 n. Chr. beim Beurteilen von Schriften angewandt wurden, darüber wissen wir wenig. Z. B. beim Kriterium der „Apostolizität“ steht nicht von vornherein fest, wie eng es gefasst wird. Es muss erweitert werden, damit z. B. Lukas, Hebräer oder Judas als „apostolisch“ im weiteren Sinn gelten. Andererseits darf dann die *Didache* (= „Zwölf-Apostel-Lehre“, manchmal als „Apostellehre“ angeführt) nicht als „apostolisch“ gelten – sie wird als unecht eingestuft, jedenfalls nicht direkt auf die Apostel zurückgehend. Hier würden dann also auch unsere Echtheits- und Datierungs-Beurteilungen in die Anwendung des Kriteriums „Apostolizität“ hineinspielen. Also, selbst wenn die (naheliegende) Vermutung zutrifft, dass für die Christen im 2. Jh. das Kriterium der Apostolizität

wichtig war bei der Beurteilung christlicher Schriften, so bleibt noch offen, wie sie dieses Kriterium fassten – und ob es darüber vielleicht Diskussionen gab. Hier geben uns die Quellen leider kaum Aufschluss.

Nun stelle ich vier Thesen (= Vermutungen!) für die Geschichte des Kanons in der Alten Kirche auf; es ließen sich wohl noch einige weitere formulieren:

These 1: Das Geschehene überstrahlt seine Verschriftlichung

Der sensationelle *Inhalt* der NT-Schriften überstrahlte, ganz besonders anfangs, die Bedeutung der NT-Bücher als *Hl. Schrift*. Diese naheliegende Vermutung könnte eine Erklärung dafür sein, warum in diesem „geheimnisvollen Jahrhundert“ nur vereinzelt ntl. Texte als „Schrift“ zitiert wurden (während atl. Texte sehr wohl oft als „Schrift“ angeführt wurden, wie schon in den ntl. Schriften selbst). Dass diese formale Schrift-Autorität weit stärker auf atl. Texte bezogen wurde (indem sie angeführt wurden mit Formeln wie: „die Schrift sagt“) als auf ntl. Texte, drückt keine Höherbewertung der atl. Texte aus. In gewisser Weise war es umgekehrt: Der *Inhalt* der ntl. Texte war überlegen, und man achtete im 2. Jh. vor allem auf den Inhalt und nicht so sehr auf seine schriftliche Darstellung im Sinne einer Autorität als „Hl. Schrift“. Die „Apostolischen Väter“ und die Apologeten hoben vor allem das *Ereignis* hervor, nicht so sehr

den Sachverhalt, dass darüber geschrieben wurde; sie erwähnen, *was Jesus tat und sagte*, aber kaum, dass das in einem bestimmten Evangelium geschrieben steht.

Das entspricht übrigens der Sichtweise des Johannes-Evangeliums 1,17: „das Gesetz ist durch Mose gegeben, die Gnade und die Wahrheit sind durch Jesus Christus geworden“: Beim Gesetz geht es um *schriftlich* Niedergelegtes, bei der Gnade um ein *Ereignis*. Und es entspricht auch der Sichtweise Jesu: „die Schriften sind es, die von mir zeugen“ (Joh 5,39). Wenn die Schriften (damals: das AT) von Jesus zeugen, dann steht ab dem Kommen Jesu im Vordergrund, dass der Bezeugte nun tatsächlich gekommen ist (und nicht, dass dessen Wirken in Texten niedergeschrieben wurde, die nun ihrerseits auch als „Schrift“ gelten können).

Dass allmählich auch die schriftliche Fassung dieses sensationellen Inhalts wichtig wurde, war eine naheliegende Entwicklung – aber anscheinend war es eine Entwicklung, und es war nicht von Beginn an so bewusst.

These 2: Romane (Apokryphen) entstanden ab etwa 150 n. Chr.

Es gibt eine Reihe apokrypher Evangelien und „Acta“ (Apostelgeschichten).¹⁴ Diese machen zu einem großen Teil den Eindruck von Romanen; ausgehend von einigen historischen Grundinformationen (aufgrund der vier Evangelien sowie der

Apg des Lukas) wurden weitere Ereignisse ausgemalt. Es kann sein, dass auch manche historische Informationen mit einfließen (vielleicht Hinweise darauf, in welchen Ländern einzelne Apostel später wirkten), aber wohl nur vereinzelt. Solche „Romane“ waren vielleicht von vornherein als Romane gedacht, also zur Lektüre, ohne Anspruch darauf, historische Berichte zu sein, und ohne Anspruch auf gottesdienstliche Lesung mit kirchlicher Anerkennung. Jedenfalls waren die vier ntl. Evangelien sowie die Apg bereits seit etwa einem Jahrhundert in kirchlichem Gebrauch, als die ersten dieser ntl. Apokryphen entstanden. Diese stellten daher kaum eine ernsthafte Konkurrenz dar, sondern gewannen bloß regionale Beachtung. Bei der Überlegung, welche Schriften in eine ntl. Sammlung hineingehören, spielten sie keine Rolle. Es war also nicht so (wie manchmal von Kritikern behauptet), dass die Kirche später aus einer Vielzahl von Evangelien einige „auswählte“ – diese Auswahl war bereits vollzogen, als die ersten apokryphen Evangelien entstanden.

Unter den so genannten „ntl. Apokryphen“ gibt es nur wenige Briefe – diese Literaturgattung reizte also nicht so sehr zur Nachahmung wie die erzählenden ntl. Schriften (vor allem Evangelien, daneben auch Apg). Das ist ein Indiz dafür, dass es bei der Entstehung solcher Apokryphen oft um den Wunsch ging, Romane zu schreiben und zu lesen.¹⁵

These 3: Entfaltung des Wirkens Jesu als Ergänzung zu den Evangelien

Warum erhielten neben den vier Evangelien noch andere Schriften einen Platz in einer ntl. Sammlung? Solche Entscheidungen wurden in dem geheimnisvollen, schweigenden Jahrhundert getroffen, lassen sich daher quellenmäßig nicht beantworten. Eine mögliche Erklärung ist, dass solche Schriften (z. B. der Römerbrief) als besonders wertvoll empfunden wurden für ein besseres Verständnis des Wirkens Jesu sowie dafür, mehr über die Augenzeugen zu erfahren (Apg, Petrus- und Johannes-Briefe). Die Briefe des Paulus waren vielleicht „konkurrenzlos“, d. h. es gab vielleicht keine anderen Texte, die das Wirken Jesu und dessen Bedeutung für die Christen in ähnlich hilfreicher Weise erläuterten. Daher wurden die Briefe des Paulus geschätzt und verbreitet. Hätte man viele ähnlich hilfreiche, von Augenzeugen geschriebene Texte gehabt, wäre diesen vermutlich der Vorzug gegeben worden. Aber vielleicht gab es keine solchen, oder nur wenige Briefe von Augenzeugen.

These 4: Ein einzigartiges neutestamentliches eschatologisches Buch

Die Offenbarung des Johannes ist im Verband der ntl. Schriften etwas Einzigartiges. Diese Sonderstellung könnte mitgewirkt haben an Vorbehalten, die im Laufe der Kirchengeschichte gegen die Offb manchmal geäußert wurden.¹⁶

Dass dieses Buch in den Kreis ntl. Schriften aufgenommen wurde, lag wohl an mehreren Gründen. Vor allem äußert dieses Buch selbst einen hohen Anspruch, schon in der Einleitung: „Offenbarung Jesu Christi, die Gott ihm gab, um seinen Knechten zu zeigen, was bald geschehen muss“ (Offb 1,1). Dann weiter: „Ich, Johannes, [...] war am Tag des Herrn im Geist, und ich hörte hinter mir eine laute Stimme: ‚Was du siehst, das schreibe in ein Buch und sende es den sieben Gemeinden [...]‘“ (1,9–11). Danach wird deutlich, dass es Jesus selbst ist, der hier mit Johannes redet. Am Schluss wird dieses Buch als „Buch dieser Prophetie“ bezeichnet, dem die Christen hohe Wertschätzung entgegenbringen sollen (Offb 22,6–19). Sobald dieser Anspruch für glaubwürdig gehalten wird, ist es naheliegend, diese Johannes-Offenbarung den atl. Propheten-Schriften an die Seite zu stellen.

Der Verfasser dieser Offenbarung gibt seinen Namen als „Johannes“ an. In den Jahrzehnten ab ca. 160 n. Chr. äußern mehrere Kirchenväter die feste Überzeugung, dass es sich bei diesem Johannes um einen der zwölf Apostel handelt, der außerdem zum engsten Dreierkreis um Jesus gehörte, und von dem man auch ein hochgeschätztes Evangelium sowie eine theologische Abhandlung (1. Joh) hatte. Falls diese Überzeugung bereits auf die Anfangszeit der Verbreitung der Offenbarung zurückgeht (als man noch gute Möglichkeiten hatte, die Verfasserschaft durch

Befragungen zu überprüfen), so wird daraus die frühe Akzeptanz der Offenbarung verständlich.

Justin der Märtyrer erwähnte in seinem *Dialog mit dem Juden Tryphon* 81,4 um 160 n. Chr. das 1000jährige Reich, von dem „der Apostel Johannes in einer Offenbarung“ schreibt. Melito von Sardes verfasste um 170 n. Chr. ein Buch über „die Offenbarung des Johannes“.¹⁷ Auch wenn ein Kirchenvater nicht ausdrücklich vom „Apostel“ Johannes spricht, so legt die bloße Nennung des Namens „Johannes“ ohne genauere Bezeichnung nahe, dass es sich eben um jenen Johannes handelt, den man von den Evangelien her gut kennt.¹⁸ Theophilus von Antiochien zitierte um 180 n. Chr. aus der „Offenbarung des Johannes“.¹⁹ Auch im Kanon Muratori um 180 n. Chr. ist sie enthalten, und für die Jahrzehnte danach sind Irenäus und Tertullian wichtige Zeugen.

Die Anerkennung in Ost und West, nachweisbar im späten 2. Jh., ist ein Indiz dafür, dass die Offenbarung schon in früher Zeit als Werk des Apostels Johannes galt. Zweifel an ihr kamen erst nach 200 n. Chr. auf, und zwar wegen des in ihr erwähnten 1000jährigen Reiches (in Offb 20).

Die endgültige Aufnahme in die NT-Sammlung erfolgte ab 367 n. Chr. aufgrund der Bereitschaft zur „einschließenden“ (inkluisiven) Aufnahme.

Die Klärung der Randzone ab ca. 300 n. Chr. erfolgte „inklusiv“

In den ersten Jahrhunderten gab es im Gebrauch des NTs seitens der Christenheit eine „Randzone der Unsicherheit“,²⁰ eine „Unsicherheit in den Randbereichen“²¹. D. h. die meisten NT-Schriften standen hinsichtlich der Anerkennung fest (vier Evangelien, Paulusbriefe), aber einige Schriften waren umstritten (Hebr im Westen, Offb im Osten). Solche Unsicherheiten lassen sich in der Bestandsaufnahme des Euseb erkennen.²²

Ab 367 n. Chr., im Osterfestbrief des Bischofs Athanasius von Alexandrien, zeigt sich die Abgrenzung des 27-Schriften-Kanons. Hier kommt es also zu einer Klärung (aber nicht zu einer „Auswahl“, als ob es noch eine beträchtliche Zahl von in Frage kommenden Schriften gegeben hätte). Diese Entscheidungen waren *einschließend* (= inklusiv), d. h. die bisher nicht allgemein anerkannten Schriften wurden aufgenommen (nämlich alle jene Schriften, die Euseb als „bestritten“ (als „*Antilegomena*“) bezeichnet, „die aber bei den meisten in Ansehen stehen“).²³ Diese Bestandsaufnahme des Euseb erfolgte um 300 n. Chr., d. h. damals bahnte sich der 27-Schriften-Kanon des NTs bereits an – was noch fehlte, war die Entscheidung, „inklusiv“ vorzugehen.²⁴

Zusammenfassung: Zwei Phasen der Herausbildung des NT-Kanons

In den Jahrzehnten nach der Entstehung der ntl. Schriften wurden diese zum Großteil von der Christenheit als Autorität akzeptiert. Das gilt vor allem für die vier Evangelien und die Paulusbriefe. Wie es zu dieser Akzeptanz als Autorität (also quasi zu ihrer „Kanonisierung“) kam, wissen wir kaum, denn diese Vorgänge liegen im Dunkeln, sie werden kaum durch historische Quellen sichtbar. Daher bezeichne ich die Zeit von ca. 70 n. Chr. bis ca. 170 n. Chr. als „geheimnisvolles Jahrhundert“ in Bezug auf den NT-Kanon. Aus der darauf folgenden Zeit, in den Jahrzehnten um 200 n. Chr. sowie im 3. und 4. Jh., haben wir viele Texte von Kirchenvätern. Darin werden auch Kriterien angesprochen für die Entscheidung, ob eine christliche Schrift zur normativen ntl. Schriftensammlung gehören soll. Vor allem geht es dabei um folgende drei Kriterien: Apostel (oder -schüler/-begleiter) als Verfasser, Rechtgläubigkeit („Orthodoxie“) und Akzeptanz in den Kirchen aller Regionen. Diese Kriterien konnten die bereits allgemein anerkannten NT-Schriften bestätigen, und sie wurden bei der Klärung der noch bestehenden „Randzone der Unsicherheit“ angewandt, also bei der Beurteilung einiger noch umstrittener Schriften.

Ob es dieselben Kriterien waren, die auch bereits im „geheimnisvollen Jahrhundert“ angewandt wurden (und wenn ja, in welcher Weise sie eingesetzt wurden – wie wurde z. B. die „Rechtgläubigkeit“ beurteilt?), wissen wir nicht. Die Wirksamkeit dieser Kriterien wird jedoch in der theologischen Fachliteratur auch auf die Anfangszeit rückprojiziert. In diesem Beitrag will ich deutlich machen, dass es sich um Vermutungen handelt, wenn wir überlegen, wie es zur Akzeptanz ntl. Schriften in dem Jahrhundert von ca. 70–170 n. Chr. kam. Es ist naheliegend, dass wir über diese Frage nachdenken, aber wir sollten uns dessen bewusst bleiben, dass unsere Antwortversuche Vermutungen sind.



Dr. Franz
Graf-Stuhlhofer ...

geb. 1955, verheiratet, lebt in Wien, Dr. phil., BSc. Er unterrichtet an der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems mehrere Fächer im Rahmen der Ausbildung freikirchlicher Religionslehrer: Kirchengeschichte, Dogmatik, Neues Testament. Seine Forschungsgebiete sind u. a. die Kanongeschichte, Apologetik, Freikirchengeschichte.

Anmerkungen

¹So formuliert in Anlehnung an Rainer Riesner. „Ansätze zur Kanonbildung innerhalb des Neuen Testaments“. In: Gerhard Maier (Hrsg.). Der Kanon der Bibel. Gießen: Brunnen, 1990. S. 153–164, dort S. 160.

²Die Bedeutungen sowie die Übertragung des Begriffs „Kanon“ auf die Bibel wird erläutert von Uwe Swarat. „Die Entstehung des neutestamentlichen Kanons“. In: Heinz-Werner Neudorfer, Eckhard J. Schnabel (Hrsg.). Das Studium des Neuen Testaments. Bd. 2: Spezialprobleme. Wuppertal: Brockhaus, 2000. S. 267–289, dort S. 267–270.

³Was sich aus diesen NT-Versen jeweils ergibt, ist nicht ganz eindeutig. Das wird in Bibelkommentaren zu den betreffenden Versen dargelegt.

⁴Über die eher seltene Verwendung des Ausdrucks „Evangelien“ in der Mehrzahl in der Alten Kirche siehe Martin Hengel. Die vier Evangelien und das eine Evangelium von Jesus Christus. Tübingen: Mohr Siebeck, 2008. S. 3; über Justin dort S. 34–36.

⁵Dass diese traditionelle Datierung plausibler ist als eine Spätdatierung, zeigt die Diss. (an der Univ. Wien) von Joachim Orth. Das Muratorische Fragment: Die Frage seiner Datierung. Aachen: Patrimonium, 2020, S. 317 (Orth datiert auf Ende 2. Jh.).

⁶Abgesehen davon, dass er „Johannesbriefe“ in der Mehrzahl nennt, aber ohne konkret zu schreiben, dass es sich um drei handelt.

⁷In deutscher Übersetzung bei Orth. Das Muratorische Fragment (wie Anm. 5). S. 201.

⁸Das behauptet z. B. Uwe Swarat. „Das Werden des neutestamentlichen Kanons“. In: Gerhard Maier (Hrsg.). Der Kanon der Bibel. Gießen: Brunnen, 1990. S. 26.

⁹Siehe Franz Stuhlhofer. Der Gebrauch der Bibel von Jesus bis Euseb: Eine statistische Untersuchung zur Kanongeschichte. Wuppertal: Brockhaus, 1988, und spätere Aufsätze mit methodischen Verbesserungen (aufgelistet auf URL: <http://graf-stuhlhofer.at/Bibelgebrauch.phtml>).

¹⁰Stuhlhofer. Gebrauch der Bibel (wie Anm. 9). S. 54.

¹¹Meine Formulierung geht zurück auf den Buchtitel von Ulrich H. J. Körtner. Der inspirierte Leser. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1994. Dort geht es aber um etwas anderes, nämlich um die Auslegung der Bibel.

¹²Bruce Metzger. Der Kanon des Neuen Testaments. Ostfildern: Patmos, 2012², S. 238 u. 240.

¹³Euseb. Kirchengeschichte. III,25. Die „wahren“ Schriften sind jene, in denen Wahrheit (*Orthodoxie*) gelehrt wird, und die „echten“ sind solche, die tatsächlich von Aposteln geschrieben wurden (*Apostolizität*) und nicht fälschlich den Namen eines Apostels als Verfasser tragen.

¹⁴In deutscher Übersetzung zu lesen bei Wilhelm Schneemelcher. Neutestamentliche Apokryphen. 2 Bände. Tübingen: Mohr, 1999⁶.

¹⁵Daneben gibt es unter den ntl. Apokryphen eine Reihe von Apokalypsen, wie z. B. die Petrus-Offenbarung.

¹⁶Eine Gesamtdarstellung der Bedeutung der Offb durch die Kirchengeschichte hindurch bietet Gerhard Maier. Die Johannesoffenbarung und die Kirche. Tübingen: Mohr, 1981.

¹⁷Gemäß Euseb. Kirchengeschichte (oft lateinisch als „*historia ecclesiastica*“ angeführt). IV,26.

¹⁸Dass es sich nicht um den gleichfalls aus den Evangelien bekannten „Johannes den Täufer“ handelt, der während Jesu öffentlichem Wirken getötet wurde, war ohnehin klar.

¹⁹Gemäß Euseb. Kirchengeschichte. IV,24.

²⁰Adolf Pohl. Staunen, daß Gott redet: Die Bibel im Rahmen der Offenbarung Gottes. Wuppertal + Kassel, Oncken, 1988, S. 21, spricht von einer „beweglichen Randzone seines Kanons“.

²¹John Wenham. Jesus und die Bibel: Autorität, Kanon und Text des Alten und Neuen Testaments. Holzgerlingen: Hänssler, 2000 (engl. Orig. 1993). S. 215: „Die Unsicherheit in den Randbereichen des Textes oder des Kanons kann ein Segen sein, denn sie zwingt uns, die Aufmerksamkeit auf die Kernwahrheiten der Offenbarung zu richten.“

²²Euseb. Kirchengeschichte. III,25.

²³Ebd.

²⁴Diese „inklusive“ Entscheidung des Athanasius, auf einem Weg, der sich schon anbahnte, wird manchmal als radikale Neuerung hingestellt, z. B. von Swarat. „Das Werden des neutestamentlichen Kanons“ (wie Anm. 8). S. 25–51, dort S. 27: „etwas durchaus Neues und Eigenwilliges“.

Unser
Nächster

ist jeder
Mensch,

besonders
der,

der unsere
Hilfe braucht.

Martin Luther (1483–1546)

deutscher Theologe
und Reformator



○ **Abstract:**

Apologetik wurde von Jesus vorgemacht, den Aposteln übernommen, der Kirche praktiziert, im Neuen Testament angeordnet und wird bis heute als hilfreich erlebt. Bei vielen Entkehrungen spielt ihre Abwesenheit eine Rolle. Speziell die Pastoralbriefe

geben wichtige Hinweise auf die besondere Rolle der Gemeindeleitung in Bezug auf Apologetik. Aus ihren Zielen und Aufgaben werden zehn konkrete Vorschläge entwickelt, wie der apologetische Auftrag der Gemeinde von Gemeindeleitungen umgesetzt werden kann.

Christian Bensel

Apologetik im pastoralen Dienst

Wo Apologetik herkommt

Apologetik beantwortet Fragen nach der Begründung der christlichen Hoffnung und widerlegt argumentativ Einwände gegen den christlichen Glauben. Sie ist traditionell eine Teildisziplin der systematischen Theologie mit praktischen Auswirkungen, langer Geschichte¹ und Grundlagen im Alten Testament².

Im Neuen Testament hat Jesus hat es vorgemacht: er argumentierte, belegte seine Ansprüche, antwortete auf Fragen und widerlegte Einwände.³ Die Apostel übernahmen seine Praxis, sie verkündeten ihre Botschaft mit Begründung und widerlegten Einwände.⁴ Sie waren bereit zu Debatten und Diskussionen⁵ und wollten ihre Zuhörerschaft überzeugen⁶, egal ob sie ablehnend, interessiert oder bereits wohlwollend eingestellt war. Diese Haltung spiegelt sich in den Texten des Neuen Testaments wider, die Evangelien von

Johannes und Lukas präsentieren zum Beispiel ihre apologetische Motivation explizit.⁷

Das passt hervorragend zur Theologie des Neuen Testaments: Gott will, dass Menschen ihn auch mit dem Verstand lieben.⁸ Daher ist es folgerichtig, dass die Bibel einerseits Aufforderungen an Gläubige zum Denken enthält.⁹ Andererseits gehören Diskussionsbereitschaft und Argumentation aus demselben Grund zur Art, wie andere Menschen zum Glauben eingeladen werden. Deswegen werden Gläubige aufgefordert, Gründe für ihren Glauben weiterzugeben und zu wissen, wie sie auf Fragen antworten sollen.¹⁰ Natürlich sollen sie das taktvoll, „mit Sanftmut und Gottesfurcht“ (1Petr 3,16 LUT 1984)¹¹, freundlich, ansprechend und weise (Kol 4,5–6) tun und dabei „eine fröhliche Gelassenheit“¹² an den Tag legen.

Wo Apologetik hilft

Ein solcherart begründeter Glaube hat viele Vorteile. Der Philosoph und Theologe William Lane Craig nennt drei positive Auswirkungen von Apologetik.¹³

Apologetik schafft ein Umfeld für Denkende

Apologetik hilft erstens dabei, ein kulturelles Umfeld zu schaffen, in dem das Evangelium auch für Denkerinnen und Denker als „glaubwürdige Option“ attraktiv werden kann:

„In den meisten Fällen werden nicht die Argumente einen Suchenden zu Christus führen – das ist die Halbwahrheit, die Apologetikgegner sehen – aber dennoch wird die Apologetik Suchenden sozusagen die intellektuelle Erlaubnis zu glauben geben, indem sie das Evangelium zur glaubwürdigen Option macht. Daher ist es lebensnotwendig, dass wir ein kulturelles Milieu bewahren, in dem das Evangelium als lebendige Möglichkeit für denkende Menschen gehört wird, und die Apologetik wird beim Erreichen dieses Ziels eine Hauptrolle spielen.“¹⁴

Apologetik stärkt leidende, ängstliche und zweifelnde Gläubige

Zweitens stärkt Apologetik Gläubige. Diese „reflektierende Apologetik“¹⁵ findet sich auch schon im Neuen Testament.¹⁶

Craig hält das Studium der Apologetik für einen Faktor, der Menschen verändert, sie zu tieferen und interessanteren Personen werden lässt, weil sie mit tiefen Fragen ringen.¹⁷ Darüber hinaus hilft sie leidenden, ängstlichen und zweifelnden Gläubigen.

Apologetik stärkt leidende Gläubige: Diese reflektierende Funktion der Apologetik kann auch in schweren Situationen helfen. Für Craig kann sie hilfreich dabei sein, am Glauben festzuhalten in Zeiten des Zweifels oder anderer Schwierigkeiten:

„Wenn Du harte Zeiten durchmachst und Gott weit weg scheint, kann Dir Apologetik dabei helfen dich zu erinnern, dass Dein Glaube nicht auf Emotionen beruht, sondern auf Wahrheit, und dass Du deswegen daran festhalten musst.“¹⁸

Apologetik stärkt ängstliche Gläubige: Apologetik hilft denen, die aus Angst vor Fragen und Einwänden nicht über ihren Glauben sprechen. Ihr Glaube wird zuversichtlicher und sie können ihn weniger ängstlich weitergeben:

„Viele Gläubige sprechen nicht mit Andersdenkenden über ihren Glauben, einfach weil sie Angst haben. Sie fürchten sich vor Fragen oder Einwänden, die sie nicht beantworten können. [...] Apologetische Ausbildung gibt Evangelisation enormen Auftrieb.“¹⁹

Apologetik stärkt zweifelnde Gläubige: Zweifel und Unsicherheit sind keine ungewöhnlichen Erfahrungen im Glaubensleben.²⁰ Apologetik hilft hier laut Neuem Testament. Wie antwortet Jesus auf die Zweifel von Johannes dem Täufer? „Geht hin und verkündet Johannes, was ihr hört und seht“ (Mt 11,4). Jesus argumentiert mit guten Gründen für Glauben.²¹

Zusätzliche Brisanz erhält die „reflektierende Apologetik“ aus der Dekonversionsforschung. Sie belegt, was vorher nur anekdotenhaft bekannt war.²² In der Untersuchung von Faix, Hofmann und Künkler wurden intellektuelle Fragen am häufigsten als Motiv für die Entkehrung angegeben: „Am häufigsten erwähnt wurden [in der Onlinebefragung] ‚Zweifel an der Lehre‘. Nimmt man ‚Probleme mit der Bibel‘ und ‚neuen ‚Atheismus‘ (sic!) dazu, verstärkt sich diese Tendenz.“²³

Intellektuelle Fragen spielten in der Mehrheit der anschließenden Interviews „eine bedeutende Rolle“:

„In zehn von 15 Interviews spielt die intellektuelle Dimension (kritische & intellektuelle Reflektion, Zweifel an der Lehre, Kontingenz der Gefühle) eine bedeutende Rolle im Dekonversionsprozess. In vier Fällen ist sie die Schlüsselkategorie.“²⁴

Entkehrungen sind längere Prozesse mit vielen Faktoren. Dennoch sind intellektuelle Fragen solche Faktoren.²⁵

Matthias Clausen, Professor für Evangelisation und Apologetik, weist zu recht darauf hin, dass Vertrautheit mit apologetischen Überlegungen vielen ehemaligen Gläubigen helfen hätte können, ihren Glauben nicht zu verlieren:

„Manchen der Entkehrten aus ‚Warum ich nicht mehr glaube‘ stand der Werkzeugkasten moderner Apologetik anscheinend nicht oder nicht ausreichend zur Verfügung. Apologetik wurde ihnen möglicherweise nicht genügend vorgelebt bzw. nicht genügend mit ihnen eingeübt.“²⁶

Für ihn wirkt Apologetik wie ein Impfschutz und trägt zur Glaubensresilienz bei:

„Apologetik funktioniert dabei auch wie eine Impfung: Das Immunsystem des eigenen Glaubens wird bewusst Kritik ausgesetzt – kontrolliert und unter Begleitung durch kompetente Gesprächspartner –, um es so fit zu machen für künftige Anfragen und um zur geistlichen Reifung zu verhelfen. Resilienz wird dabei vor allem durch das stetige und bewusste Einüben einer solchen geistigen Auseinandersetzung erworben.“²⁷

Craig ist ebenfalls überzeugt: „Apologetik kann Ausharren nicht garantieren, aber sie kann helfen, und in manchen Fällen mag sie in Gottes Vorsehung sogar notwendig sein.“²⁸ Entsprechend lautet Clausens These: „Apologetik kann Dekonversion vorbeugen.“²⁹

Apologetik hilft beim Evangelisieren

Neben der Etablierung eines Umfeldes für Denkende und der Stärkung von Gläubigen ist Evangelisation eine dritte Auswirkung von Apologetik. Schon der biblische Befund³⁰ sollte uns das erwarten lassen: Apologetik ist evangelistisch. Auch heute noch hilft Apologetik in der Evangelisation. Craig berichtet aus eigener Erfahrung:

„Lee Strobel hat mir gegenüber kürzlich erwähnt, dass er aufgehört hat zu zählen, wie viele Menschen durch seine Bücher Der Fall Jesus und Glaube im Kreuzverhör zu Christus fanden. Vortragende wie Josh McDowell und Ravi Zacharias haben Tausende zum Herrn geführt durch ihre apologetisch ausgerichtete Evangelisationen. Auch ich selbst, wenn ich eine persönliche Bemerkung machen darf, habe nicht erfahren, dass Apologetik für die Evangelisation unwirksam wäre.“³¹

Lee Strobel berichtet in diesem Zusammenhang die folgende Auswirkung einer öffentlichen Debatte zwischen dem christlichen Apologeten William Lane Craig und dem Atheisten Frank Zindler:

„[...] 47 Personen kamen als Ungläubige, hörten sich beide Seiten an, und gingen als Gläubige nach Hause. Hingegen wurde keine einzige Person Atheist. Es war eine verblüffende Bestätigung, dass Christen einen unfairen Wettbewerbsvorteil auf dem Markt der Ideen haben: wir haben die Wahrheit auf unserer Seite!“³²

Die „Wahrheit auf unserer Seite“ zu haben, verpflichtet Gläubige natürlich dazu, sie nicht arrogant oder überheblich, sondern taktvoll, freundlich und angemessen weiterzugeben.

Wie Apologetik in die Gemeinden kommt

Man sollte meinen, dass eine Aktivität, die Jesus vorgemacht hat, die die Apostel übernommen haben, die die Kirche quer durch die Jahrhunderte praktiziert hat, für die es klare Anweisungen im Neuen Testament gibt und die vielen Menschen bis heute geholfen hat, keine ausführliche Begründung nötig hat.³³ Wie könnte dieser neutestamentliche und historische Befund in heutiger Glaubenspraxis konkret umgesetzt werden?

Ein Schlüssel liegt in den Ortsgemeinden. Sie prägen Glaubenskulturen von Einzelnen und Gruppen nachhaltig und wirken stärker als vorübergehende Initiativen, Tagungen oder Programme. Die universitären und außeruniversitären Ausbildungsprogramme werden sich dadurch ändern, wenn Kirchen und Studierende mehr Apologetik einfordern.³⁴ Die Nachfrage ist vorhanden.³⁵ Aber wie kommt Apologetik in die Gemeinden?

Die Gemeinde und Apologetik

Apologetische Literatur vernachlässigt die Ortsgemeinde meist, weil sie sich vorwiegend an Menschen außerhalb der Gemeinden richtet. Dabei steht „Christentum schlechthin“ im Vordergrund, nicht die einzelne Kirchengemeinde.³⁶ Wenn von der Kirche die Rede ist, geht es meist um die universale Gemeinde oder ihren jeweils weltweit sichtbaren Teil.

In der Literatur wird darauf verwiesen, dass Apologetik nicht die Aufgabe von wenigen, sondern die der Gemeinde bzw. aller Gläubigen sei. Alle Gläubigen sind mit der Aufforderung konfrontiert, zu denken, Fragen zu beantworten und alle Menschen zum Heil einzuladen – in jeder Gemeinde. Wenn das so ist, muss sie sich aber auch in der konkreten Ausformung einer Ortsgemeinde niederschlagen, im „gesamten Gemeindeleben einschließlich der Katechese, Verkündigung, Seelsorge oder Evangelisation“³⁷.

Zusätzlich gibt es auch eine Rolle für Spezialistinnen und Spezialisten bei der Umsetzung des apologetischen Auftrages. Einen solchen Spezialisten sehen wir zum Beispiel in Apollos (Apg 18,24–28). Er wirkt öffentlich, evangelistisch und ist „den Gläubigen durch die Gnade sehr behilflich“³⁸. Seine Tätigkeit ist für sie sicher nicht nur ermutigend, sondern trägt durch ihre

Schriftbezogenheit und sein Vorbild auch zu ihrer Ausbildung bei. Sein Dienst vollzieht sich in Zusammenarbeit mit Ortsgemeinden und ihren Leitungen, er nahm bei aller Vorbildung nicht nur weitere Ausbildung an, sondern wurde von „den Brüdern“ in seinem Dienst bestätigt und ausgesandt, um Gläubigen zu helfen.

Neben der Rolle von Spezialistinnen und Spezialisten sowie dem Auftrag an alle Gläubigen stellt Siegbert Riecker für das Neue Testament fest, dass „sich auch eine besondere Verantwortung der geistlichen Leiter erkennen lässt“³⁹. Welche Rolle kommt der Gemeindeleitung bei der Umsetzung apologetischer Aufgaben für einzelne und Gruppen sowie in der Zusammenarbeit mit Spezialistinnen und Spezialisten zu? Welche Rolle spielt die Apologetik bei der Aufgabe, eine Gemeinde zu leiten?

Die Pastoralbriefe zur apologetischen Aufgabe der Gemeindeleitung

Die Pastoralbriefe geben wertvolle Hinweise für Gemeindeleitungen und ihre Aufgaben, sie sprechen nicht nur konkret über Leitungsgämter, sondern geben auch Anweisungen, wie sich die adressierten Personen in der Gemeinde zu verhalten haben.

Die Leitung hat die Aufgabe, für die Gemeinde zu sorgen (1Tim 3,5), das schließt die ein, die Fragen und Zweifel haben.

Eine Schlüsselqualifikation für Leitungspersonen, die sie nicht nur selbst haben, sondern in allen Gläubigen wecken sollen, ist Besonnenheit (1Tim 3,2; Tit 1,8; 2,2.4.5.6.12).⁴⁰ „Besonnen“ bedeutet „gesund im Denken“⁴¹.

Dieses Denken weckt die Gemeindeleitung durch „gesunde Lehre“. Im Zusammenhang des Titusbriefes wird die in Jesus erschienene Gnade Gottes die Gläubigen zu gesundem Denken bringen (Tit 2,11–12).⁴² Wenn Gnade die Gläubigen lehrt und prägt, werden sie sanftmütig, milde, nicht streitsüchtig (Tit 3,2) sein und wissen, dass alle Gnade brauchen. Das führt zu einem barmherzigen Umgang mit Zweiflern, wie ihn der Judasbrief gebietet: „Erbarmt euch derer, die zweifeln“ (Jud 22).

Die Leitung wird also die Wahrheit sanftmütig zur Sprache bringen⁴³, mit dem Ziel „durch Weisung“ „Liebe aus ungeheuchelten Glauben“ (1Tim 1,5) zu wecken – und ungeheuchelt ist der Glaube, wenn er nicht so tun muss, als ob, sondern echtes, begründetes Vertrauen da ist. Die Gemeindeleitung wird also dafür sorgen, dass Menschen die Wahrheit hören, verstehen und annehmen. Das wird im Meiden von leeren Reden und Einwänden (1Tim 6,20), im Abweisen von Fabeln oder Irrtümern

und im Erklären dessen, was richtig ist (1Tim 4,1–11), im Vorlesen, Ermahnen und Lehren passieren (1Tim 4,13). Die Leitung hat auch die Aufgabe, falschen Gedanken zu widersprechen und sie zu meiden (Tit 1,9) – hier geht es um eine „Gefährdung auf der Ebene des Denkens“⁴⁴.

Die Leitung wird sanftmütig lehren und zurechtweisen mit der Hoffnung, dass auch Widersacher umdenken und die Wahrheit erkennen (2Tim 2,24–26). Dazu ist Dialog und Argumentation nötig. Dabei wird das Wort Gottes eingesetzt (2Tim 4,2) – Timotheus soll damit „überführen“. Bei dem an dieser Stelle verwendeten Wort ἐλέγχω (elenchō) liegt der Gedanke an die sokratische Elenktik (bzw den Elenchos) nahe.⁴⁵

Eine Leitungsperson wird fähig sein, wie Titus 1,9 sagt, „sowohl mit der gesunden Lehre zu ermahnen als auch die Widersprechenden zu überführen“. Das klingt geradezu wie eine Definition von Apologetik.

Zehn konkrete Vorschläge für Gemeindeleitungen

Der Befund aus den Pastoralbriefen zeigt: Die Gemeindeleitung sorgt sanftmütig, barmherzig, klar, konzentriert und dialogisch dafür, dass die Wahrheit und ihre Begründung verständlich vermittelt wird, dass falschen Gedanken widersprochen wird, dass Zweifeln barmherzig begegnet

wird und Fragen beantwortet werden, dass gesundes Denken bei allen gefördert wird. Welche konkreten Handlungen ergeben sich aus den bisherigen Gedankengängen für Gemeindeleitungen? Zur Umsetzung schlage ich folgende zehn Anregungen vor:

1. Die Gemeindeleitung bildet sich selbst apologetisch weiter: Für die Umsetzung des apologetischen Auftrags ist es eine Voraussetzung, dass die Leitung der Gemeinde selbst apologetisch gebildet ist. Dafür stehen viele Ressourcen zur Verfügung, die einzeln oder als Gruppe genutzt werden können, intensiv-sporadisch oder kontinuierlich in kleineren Dosen.⁴⁶

2. Die Gemeindeleitung setzt sich kontinuierlich mit Fragen auseinander: Ein Tagesordnungspunkt bei Sitzungen könnten konkrete Fragen von Gläubigen in der Gemeinde oder aus ihrem Umfeld oder ihrer Kultur behandeln.

3. Die Gemeindeleitung ist offen für Fragen, Einwände und Zweifel: Sie spricht von Apologetik nicht nur als etwas für Menschen „da draußen“, die Jesus noch nicht vertrauen.⁴⁷ Sie spricht über ihre eigenen Fragen und Zweifel und ermutigt dadurch die Gemeinde, ihre eigenen Fragen zu stellen.⁴⁸ Sie vermittelt, dass es nicht auf alles eine glatte Antwort gibt und sagt manchmal den Satz: „Ich weiß es nicht.“⁴⁹

4. Die Gemeindeleitung arbeitet an einer „Kultur der Fragen“: Wird die Gemeindeleitung, wie oben vorgeschlagen, von Fragen erreicht, oder sind die Gläubigen sich unsicher darüber, bei der Leitung auf Gehör, Hilfe und Barmherzigkeit zu stoßen? Die oben erwähnten Forschungen zur Dekonversion zeigen:

„Immer wieder wurde in den Gesprächen deutlich, dass sich die Befragten mit ihren Zweifeln in der Gemeinde nicht ernst genommen fühlten. Es gab aus ihrer Sicht wenig oder sogar keinen Platz für ihr Nachfragen und Hinterfragen.“⁵⁰

Die Gemeindeleitung hat die Aufgabe, an einer „Kultur der Fragen“ zu arbeiten, in der Menschen bereit werden, ihre Fragen zu stellen. Sie könnte einen anonymen Briefkasten einrichten für derartige Fragen und sie regelmäßig öffentlich besprechen.⁵¹ Dieser Briefkasten könnte sowohl physisch als auch virtuell in Form eines anonymen Online-Chatrooms ausgeformt sein. Die Gemeindeleitung könnte auch eine Feedback- oder Fragemöglichkeit nach der Predigt anbieten. So wird gezeigt: Fragen sind normal.⁵² Auch die Hoffnung auf durchdachte und belastbare („unanfechtbare“ lt. Tit 2,7–8) Antworten ist normal. Gelegenheit für Fragen oder Feedback könnte bei allen Andachten und Predigten eingeräumt werden, sodass „Offenheit und Kommunikationsbereitschaft Teil der Gemeindkultur werden“⁵³.

Diese Haltung kann zu dem von Craig erwähnten „Milieu“ beitragen, in dem das Evangelium als glaubwürdige Möglichkeit betrachtet wird.

5. Die Gemeindeleitung sorgt für Argumente in Ansprachen: Die Gemeindeleitung weckt gesundes Denken, indem sie dafür sorgt, dass in allen Arten von Ansprachen, Kursen oder Vorträgen Argumente angeboten werden, die für die Wahrheit, Güte, Rationalität oder Schönheit des Evangeliums oder gegen Einwände argumentieren.

Timothy Keller gibt für „Ansprechende und herausfordernde Predigten“ vor allem im Kontext der Stadt folgenden Hinweis:

„Fügen Sie apologetische Exkurse ein, die den christlichen Glauben erklären und verteidigen. Widmen Sie einen der Hauptpunkte Ihrer Predigt hauptsächlich den Zweifeln und Fragen der Nichtchristen. Halten Sie im Kopf eine Liste der häufigsten Einwände gegen den christlichen Glauben bereit. Behandeln Sie die typischen Zweifler immer mit Respekt. Judas mahnt: ‚Habt Erbarmen mit denen unter euch, die in ihrem Glauben unsicher sind‘ (Jud 22). Vermitteln Sie nie den Eindruck, dass jeder intelligente Mensch Ihnen zustimmen müsse. Sagen Sie eher: ‚Ich weiß, das klingt jetzt total daneben, was hier in der Bibel steht, aber lasst uns doch mal drüber nachdenken [...]‘ [...] Sprechen

Sie die verschiedenen Gruppen direkt an und zeigen Sie ihnen damit, dass Ihnen ihre Anwesenheit bewusst ist. Führen Sie eine Art Dialog mit ihnen: ‚Wenn ihr Christ seid, dann denkt ihr vielleicht [...], aber in der Bibel gibt es darauf eine Antwort‘, oder: ‚Wenn ihr keine Christen seid oder nicht sicher seid, was ihr glaubt, dann haltet ihr das vielleicht für krass – aber genau das steht dazu in der Bibel.‘“⁵⁴

Dieser Hinweis ist sicher nicht nur für Gemeindearbeit in der Stadt wertvoll und es handelt sich darum um eine kleine, realistische, aber wichtige Maßnahme für Gemeindeleitungen, um der apologetischen Aufgabe gerecht zu werden. Matthias Clausen schlägt Ähnliches für alle Arten von Ansprachen vor:

„An den Kontext angepasst, kann so eine Argumentation [eine einfach Widerlegung der Behauptung, Gott existiere nicht, weil er nur Wunschdenken sei] auch Teil einer normalen Sonntagspredigt oder eines Inputs im Jugendkreis sein. Das müssen wir in unseren Gemeinden verstärkt einüben.“⁵⁵

6. Die Gemeindeleitung sorgt für biblische Lehre über Apologetik: Um gesundes Denken zu wecken und begründeten Glauben zu fördern werden Bibelstellen ausgelegt, die Apologetik als Teil der christlichen Lehre begründen und verbreitete Missverständnisse aufklären. Da viele Gläubige denken, dass dieses

Anliegen in der Bibel nicht oder nur am Rand vorhanden ist, dauert ein Umdenken hier möglicherweise länger als erwartet. Wer jedoch fortlaufende Bibeltexte auslegt, wird häufig über Aussagen zur Apologetik sprechen. So wird klar, dass apologetische Ausbildung Teil der Jüngerschaft ist, Teil des wachsenden inneren Lebens in der Nachfolge von Jesus Christus.⁵⁶

7. Die Gemeindeleitung bietet apologetische Kurse für viele Altersgruppen an: Kurse können verschiedene Zielgruppen ansprechen, von Kindern bis Senioren. William Lane Craig berichtet von etwa einhundert Personen aller Altersgruppen in seiner Sonntagsschulklasse.⁵⁷ Er ist überzeugt, dass auch Kinder „Glaubenslehre und Apologetik“ brauchen.⁵⁸ Margunn Serigstad Dahle berichtet von apologetischen Vorträgen in ihrer norwegischen Kirchengemeinde, die von vielen Geschwistern über 60 Jahren besucht wurden. Sie waren dankbar für die Gelegenheit, Fragen zu stellen.⁵⁹

8. Die Gemeindeleitung fördert einzelne Gläubige für den apologetischen Dienst: Einzelne Gläubige werden Potenzial für intensivere apologetische Dienste zeigen, indem sie apologetische Angebote gerne annehmen und vermehrt nachfragen. Die Gemeindeleitung kann sie identifizieren und gezielt durch Kurse und Ausbildungen und Dienstmöglichkeiten för-

dern. Dazu ist es nötig, dass die Gemeindeleitung von Programmen oder Kursen weiß, mit denen solche Personen gefördert werden können.

Wenn viele Gemeinden Dienste wie Jugendleitung oder Musikteamleitung oder Leitung eines Seelsorgeteams, die nicht in der Bibel extra erwähnt werden, normal finden, was spricht dagegen, dass jede Gemeinde auch eine Apologetin oder einen Apologeten beruft?

9. Die Gemeindeleitung setzt Spezialistinnen und Spezialisten ein: Der Einsatz von Spezialistinnen oder Spezialisten setzt Zusammenarbeit mit Ortsgemeinden voraus. Die Leitung lädt geeignete Personen für Kurse oder Vortragsreihen ein und bereitet ihren Dienst vor. Dabei können viele Gläubige eingebunden werden, die selbst von den Vorbereitungen oder Durchführungen profitieren. Wenn eine Gemeinde zum Beispiel einen offenen Abend mit einem apologetischen Vortrag zu einem gesellschaftlich relevanten Thema organisiert, wird das nicht nur eine Möglichkeit zum Evangelisieren sein, sondern auch eine Chance für Gläubige darstellen.⁶⁰ Sie bekommen nicht nur eine Möglichkeit, Menschen aus ihrem Umfeld einzuladen, sie erleben auch, wie das Evangelium sich vor öffentlicher Debatte nicht zu scheuen braucht, sie erhalten Vorbilder und hoffentlich auch Antworten auf ihre eigenen Fragen.

10. Die Gemeindeleitung unterstützt apologetische Werke: Die Leitung unterstützt bewusst apologetische Werke, weil sie von ihrer Arbeit profitiert und sie dadurch ermöglicht, dass Kurse, Vorträge, Bücher, Webseiten aktuell bleiben.

Den apologetischen Auftrag umsetzen

Wir haben Zugang zu vielen apologetischen Ressourcen wie Büchern, Webseiten, Kursen, Netzwerken, Instituten, Spezialisten und Spezialistinnen. Wir haben auch Gläubige, die Apologetik brauchen. Aber es scheint mir, dass wir im Bereich der Gemeindeleitungen Veränderung brauchen.⁶¹

Die zehn erwähnten Vorschläge sind konkrete Schritte, den apologetischen Auftrag im pastoralen Dienst umzusetzen.

Auf diese Weise könnten Gemeindeleitungen durch ihren Dienst eine apologetische Gemeindenkultur wachsen lassen. Eine neue Kultur bedeutet Veränderung, wie Christopher Rinke bemerkt:

„Eine Kultur wird durch keinen Beschluss und keinen guten Willen verändert, sondern nur durch ein bewusstes Verlernen des Gewohnten und das konsequente Einüben eines neuen Weges. Und die bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte.“⁶²

Auf dem neuen Weg setzt eine Gemeindeleitung durch ihren Dienst ihren apologetischen Auftrag um. Wenn das geschieht, hilft sie Zweifelnden und skeptischen Menschen dabei, Informationen und überzeugende Argumente für die Wahrheit des Evangeliums zu erhalten. Sie hilft den Gläubigen, sprachfähig und optimistisch in Bezug auf das Evangelium zu sein, glaubensresilient in Schwierigkeiten zu bleiben und nach außen vertrauensbildend und evangelistisch zu wirken. Apologetik im pastoralen Dienst fördert unser gemeinsames Ziel, Gott ganzheitlich, auch mit dem Verstand, zu lieben und unseren Nächsten wie uns selbst.

Literatur

Christian Bensel. Wahrheit und Wandel. Alltägliche Wahrheitsstrategien und Argumentationen in apologetischen Texten. Saarbrücken: VDM –Verlag Dr. Müller, 2007.

Matthias Clausen. Brauchen wir eine neue Apologetik?. In: Tobias Faix, Martin Hofmann, Tobias Künkler (Hrsg.), Warum wir mündig glauben dürfen. Wege zu einem widerstandsfähigen Glaubensleben. Witten: SCM, 2015. S. 71–79.

Paul Copan. De-Conversion: Why People Leave the Christian Faith and (Re)Turn to It. <https://foclonline.org/>

[talk/de-conversion-why-people-leave-christian-faith-and-return-it](https://foclonline.org/talk/de-conversion-why-people-leave-christian-faith-and-return-it) [Stand: 24.05.2019].

William Lane Craig. On Guard. Defending Your Faith with Reason and Precision. Colorado Springs: David C Cook, 2010.

William Lane Craig. Reasonable Faith. Christian Truth and Apologetics. Wheaton (Illinois): Crossway, 2008³.

Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers mit Apokryphen. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft, 1984.

Die Bibel. Revidierte Elberfelder Bibel (Rev. 26). Witten: SCM R. Brockhaus, 2008.

Tobias Faix, Martin Hofmann, Tobias Künkler. Warum ich nicht mehr glaube. Wenn junge Erwachsene den Glauben verlieren. Witten: SCM, 2015³.

Tobias Faix, Tobias Künkler. Dekonversion als postsäkulares Phänomen: Ergebnisse einer empirisch-theologischen Studie. In: Frank Lüdke, Norbert Schmidt (Hrsg.). Pietismus – Neupietismus – Evangelikalismus. Identitätskonstruktionen im erwecklichen Protestantismus (Schriften der Evangelischen Hochschule Tabor 6). Berlin: LIT, 2017. S. 243–274.

Wayne Grudem. Biblische Dogmatik. Eine Einführung in die systematische Theologie. Bonn/Hamburg: VKW/arche-medien, 2013.

Godwin Hauéis. Ich denke und glaube trotzdem – wie Gemeinden einen mündigen Glauben fördern. In: Tobias Faix, Martin Hofmann, Tobias Künkler (Hrsg.). Warum wir mündig glauben dürfen. Wege zu einem widerstandsfähigen Glaubensleben. Witten: SCM, 2015. S. 258–266.

Rolf Hille. Der universale Horizont der Apologetik. In: Christian Herrmann, Rolf Hill (Hrsg.). Verantwortlich glauben. Ein Themenbuch zur christlichen Apologetik. Nürnberg: VTR, 2016. S. 7–22.

Dirk Jongkind. Bible Reading for Scholars. URL: <http://foclonline.org/talk/bible-reading-scholars> [Stand: 26.04.2019].

Markus Karstädter. „Ich glaube nicht mehr!“ Wenn junge Menschen den Glauben verlassen. Newsletter der Initiative für wertorientierte Jugendforschung, Nr. 24. Juli 2014. URL: https://www.ethikinstitut.de/fileadmin/ethikinstitut/redaktionell/Texte_fuer_Unterseiten/Jugend_und_Werte_Newsletter/24-Dekonversion.pdf [Stand: 25.04.2019].

Timothy Keller. Center Church Deutsch. Kirche in der Stadt. Worms: pulsmedien, 2015.

Ron Kubsch, Thomas Schirmacher. Apologetik: Den christlichen Glauben denkerisch bezeugen. In: Ron Kubsch (Hrsg.). Wahrheit und Liebe. Was wir von Francis Schaeffer für die Gegenwart

- lernen können (= Jahrbuch des Martin Bucer Seminars 6). Bonn: VKW, 2007. S. 181–212.
- Clive Lewis. Pardon – ich bin Christ. Meine Argumente für den Glauben. Basel: Brunnen, 1977.
- Heinz-Werner Neudorfer. Der Brief des Paulus an Titus (Historisch Theologische Auslegung). Witten: SCM R. Brockhaus, 2012.
- David Niederseer, Günter Neumayer (Hrsg.). Ergreife das Leben. Bielefeld: CLV, 2009.
- Siegbert Riecker. Exegetische Begründung des apologetischen Auftrags. In: Christian Herrmann, Rolf Hille, (Hrsg.). Verantwortlich glauben. Ein Themenbuch zur christlichen Apologetik. Nürnberg: VTR, 2016. S. 23–37.
- Siegbert Riecker. The Old Testament Basis of Christian Apologetics. A Biblical-Theological Survey. Eugene Or.: Wipf & Stock, 2018.
- Christopher Rinke. Verantwortungsvolle Leitungskultur. In: Tobias Faix, Martin Hofmann, Tobias Künkler (Hrsg.). Warum wir mündig glauben dürfen. Wegen zu einem widerstandsfähigen Glaubensleben. Witten: SCM, 2015.
- Oliver Rügger. Ich bin weg. Eine empirische Untersuchung, warum Jugendliche in der Schweiz ihre Freikirche verlassen. Zürich: IGW, 2017. URL: https://www.igw.edu/download.php?file=/website-wAssets/downloads/abschlussarbeiten/Ich-bin-weg_Oliver-Ruegger_2017.pdf, [Stand: 04.03.2020].
- Lee Strobel. Foreword. In: William Lane Craig. On Guard. Defending Your Faith with Reason and Precision. Colorado Springs: David C Cook, 2010. S. 9–11.
- Dallas Willard. Jesus der Logiker. In: Dallas Willard. Jünger wird man unterwegs. Jesus-Nachfolge als Lebensstil. Schwarzenfeld: Neufeld Verlag, 2011². S. 217–233.



Dr. Christian Bensel ...

Dr. phil. Christian Bensel ist begeistert und überzeugt von Jesus und lebt mit seiner Frau und vier Kindern in Weißkirchen (Oberösterreich). Er studierte Linguistik und Philosophie in Innsbruck und London. Er ist Hausmann, Mitarbeiter einer Kirchengemeinde und Referent von „Begründet Glauben“ (Web: begruendetglauben.at).

Anmerkungen

¹Vgl. zur Einordnung in den theologischen Fächerkanon Ron Kubsch, Thomas Schirmmacher. Apologetik: Den christlichen Glauben denkerisch bezeugen. In: Ron Kubsch (Hrsg.). Wahrheit und Liebe. Was wir von Francis Schaeffer für die Gegenwart lernen können (= Jahrbuch des Martin Bucer Seminars 6). Bonn: VKW, 2007. S. 181–212, 283. Rolf Hille. Der universale Horizont der Apologetik.

In: Christian Herrmann, Rolf Hille (Hrsg.). Verantwortlich glauben. Ein Themenbuch zur christlichen Apologetik. Nürnberg: VTR, 2016. S. 7–22, besonders S. 19–20. Sowie: Siegbert Riecker. The Old Testament Basis of Christian Apologetics. A Biblical-Theological Survey. Eugene, Or.: Wipf & Stock, 2018. S. 7–17. Zur Geschichte der Apologetik vgl.: Christian Bensel. Wahrheit und Wandel. Alltägliche Wahrheitsstrategien und Argumentationen in apologetischen Texten. Saarbrücken: VDM – Verlag Dr. Müller, 2007. S. 114–125.

²Vgl. Riecker. The Old Testament Basis.

³Siehe z. B. Mk 2,23–27; Joh 5; Joh 3; Mt 11,1–6, Lk 7,36–50 oder Mt 21,23–22,46. Vgl. dazu auch: Dallas Willard. Jesus der Logiker. In: Dallas Willard. Jünger wird man unterwegs. Jesus-Nachfolge als Lebensstil. Schwarzenfeld: Neufeld Verlag, 2011². S. 217–233.

⁴Vgl. z. B. Apg 2,14–36. Vgl. auch die begründenden Funktionen der Aussagen z. B. in Apg 3,15; 4,10–11.20; 5,32. Weitere Beispiele sind Apg 14,11–17; 26,1–32; 17,22–31.

⁵διαλέγομαι [dialégoμαι] kommt in der Apostelgeschichte zehn Mal vor und beschreibt die Tätigkeit des Paulus in Thessalonich (17,2–3), Athen (17,17), Korinth (18,4) und Ephesus (18,19; 19,8–9), in Troas (20,7,9) und Cäsarea (24,25). Kubsch/Schirmmacher, Apologetik, 185, erklären dazu: „Bei Sokrates, Plato, Aristoteles bezeichnet dialegomai die Kunst der Unterredung und Beweisführung, die in Frage und Antwort (sic!) erfolgt. Der Begriff hatte bei den griechischen Philosophen und Logikern eine zentrale Stellung, weil für sie die dialogisierende Rede „die einzige Möglichkeit ist, zum λόγος [logos], zur Idee vorzudringen“ [ThWNT, Bd. 2,93].

⁶Apg 17,4; 18,4; 19,8; 28,23. Paulus beansprucht, dabei redlich und offen zu sein. Apg 26,28–29.

⁷Vgl. Joh 20,30–31 und Lk 1,1–4.

⁸Vgl. Lk 10,27.

⁹Z. B. 1Kor 14,20; 2Tim 2,7; 1Petr 1,13; Röm 12,2–3.

¹⁰Vgl. 1Petr 3,14–16; Kol 4,6.

¹¹Wenn nicht anders gekennzeichnet, stammen die Bibelzitate aus: Die Bibel. Revidierte Elberfelder Bibel (Rev. 26). Witten: SCM R. Brockhaus 2008. Hier wurde aus exegetischen Gründen (vgl. 1Petr 2,17 und 3,2) die Lutherbibel von 1984 zitiert.

¹²Kubsch/Schirmmacher, Apologetik, S. 208, vgl. S. 197, wo Kubsch und Schirmmacher in diesem Zusammenhang auf Pascal hinweisen: „Pascal entwickelte als einer

der Ersten einen perspektivalistischen Zugang zur Apologetik. Es geht bei der Apologetik nicht nur um Methoden und Argumente, sondern auch um Menschen, die oft sehr verschieden sind. Das Argument, das den einen Zweifler überzeugt, kann den anderen verwirren.“

¹³William Lane Craig. Reasonable Faith. Christian Truth and Apologetics. Wheaton (Illinois): Crossway, 2008³. S. 16–23.

¹⁴„Apologetics is therefore vital in fostering a cultural milieu in which the gospel can be heard as a viable option for thinking people. In most cases, it will not be arguments or evidence that bring a seeker to faith in Christ – that is the half-truth seen by detractors of apologetics – but nonetheless it will be apologetics which, by making the gospel a credible option for seeking people, gives them, as it were, the intellectual permission to believe. It is thus vitally important that we preserve a cultural milieu in which the gospel is heard as a living option for thinking people, and apologetics will be front and center in helping to bring about that result.“ Craig, Reasonable, S. 19.

¹⁵„Die reflektierende Apologetik richtet sich nach innen, [...] klärt also Fragen des Glaubens und Unglaubens im Lager der Gläubigen.“ Kubsch/Schirmmacher, Apologetik, S. 183.

¹⁶Vgl. Mt 11,2–6; Apg 18,27 und der Hebräerbrief: „Alexander B. Bruce nannte den Hebräerbrief ‚die erste Apologie für das Christentum‘. Der Brief wurde höchstwahrscheinlich an jüdenchristliche Empfänger in der Diaspora geschrieben, die verunsichert und verwirrt in das Judentum zurückzufallen drohten.“ Kubsch/Schirmmacher, Apologetik, S. 187.

¹⁷William Lane Craig. On Guard. Defending Your Faith with Reason and Precision. Colorado Springs: David C Cook, 2010. S. 21–22.

¹⁸Ebd., S. 19. Vgl. ebd., S. 21.

¹⁹„Many Christians do not share their faith with unbelievers simply out of fear. They’re afraid that the non-Christian will ask them a question or raise an objection that they can’t answer. [...] Apologetics training is a tremendous boost to evangelism, [...]“ Craig, Reasonable, S. 21.

²⁰Vgl. Mt 28,17 als biblisches Beispiel. Aktuelle Beispiele liefern regelmäßig Studierende in meinen Lehrveranstaltungen, die intellektuelle Fragen von Gläubigen und Menschen außerhalb ihrer Glaubensgemeinschaft sammeln.

²¹Dazu gehören nicht nur die nachprüfbareren Fakten, sondern auch die Bibeltexte, die Jesus zitiert, um die Situation zu erklären.

²²Vgl. z. B. „Mein Glaube verfloß sich, nicht durch schlagartige Bekehrung, nicht durch ein Außenereignis, sondern durch jahrzehntelanges Anhören untauglicher Argumente, fauler Ausreden und Vertröstungen.“ Kurt Flasch. Warum ich kein Christ bin. Bericht und Argumentation. München 2013. S.254. Zit. n. Markus Karstädter. „Ich glaube nicht mehr!“ Wenn junge Menschen den Glauben verlassen. Newsletter der Initiative für wertorientierte Jugendforschung, Nr. 24, Juli 2014. URL: https://www.ethikinstitut.de/fileadmin/ethikinstitut/redaktionell/Texte_fuer_Unterseiten/Jugend_und_Werte_Newsletter/24-Dekonstruktion.pdf, 25.04.2019. Vgl. auch die Berichte in: Paul Copan. De-Conversion: Why People Leave the Christian Faith and (Re)Turn to It. URL: <https://foclonline.org/talk/de-conversion-why-people-leave-christian-faith-and-return-it>, [Stand: 24.05.2019].

²³Tobias Faix, Tobias Künkler. Dekonversion als postsäkulares Phänomen: Ergebnisse einer empirisch-theologischen Studie. In: Frank Lüdke, Norbert Schmidt (Hrsg.). Pietismus – Neupietismus – Evangelikalismus. Identitätskonstruktionen im erwecklichen Protestantismus (Schriften der Evangelischen Hochschule Tabor 6). Berlin: LIT, 2017. S.243–274, 255. Ein ähnliches Resultat ergibt die anders gewichtete Untersuchung von: Oliver Rügger. Ich bin weg. Eine empirische Untersuchung, warum Jugendliche in der Schweiz ihre Freikirche verlassen. Zürich: IGW 2017. URL: https://www.igw.edu/download.php?file=/website-wAssets/downloads/abschlussarbeiten/Ich-bin-weg_Oliver-Ruegger_2017.pdf, [Stand: 04.03.2020]. „Zu starke Zweifel am Glauben“ (S. 61) ist der erste von fünf Hauptgründen, die Rügger identifizieren konnte.

²⁴Faix/Künkler, Dekonversion, S.263–264. Bemerkenswert ist, dass Faix und Künkler für „Enttäuschung von Gott“ eine eigene Kategorie anführen, die „Theodizee“ enthält – ein klassisch apologetisches Thema, das sie nicht zu den intellektuellen Fragen zählen. In einer früheren Veröffentlichung erläutern sie: „Die Infragestellung von Wahrheitsaussagen oder –systemen bzw. der intellektuelle Zweifel an Inhalten des Glaubens zeigte sich tatsächlich als ein bedeutsamer Aspekt bei vielen Dekonversionen. Das deutete sich bereits in den Ergebnissen unserer Online-Befragung an und

wurde auch bei den Interviews deutlich, wenngleich dort nicht ganz so stark (vor allem beim Leitmotiv Intellekt). Als Begleitumstand trat er aber bei vielen auf.“ Tobias Faix, Martin Hofmann, Tobias Künkler. Warum ich nicht mehr glaube. Witten: SCM 2015³. S. 171.

²⁵Vgl. Faix/Hofmann/Künkler. Warum ich nicht mehr glaube. S.175–176.

²⁶Matthias Clausen. Brauchen wir eine neue Apologetik?. In: Tobias Faix, Martin Hofmann, Tobias Künkler (Hrsg.). Warum wir mündig glauben dürfen. Wege zu einem widerstandsfähigen Glaubensleben. Witten: SCM, 2015. S.71–79, 74.

²⁷Clausen. Brauchen wir. S.74.

²⁸„[...] apologetics cannot guarantee perseverance, but it can help, and in some cases may, in the providence of God, even be necessary.“ Craig. Reasonable. S.20.

²⁹Clausen. Brauchen wir. S.74.

³⁰„[...] this dismissive attitude toward apologetics’ role in evangelism is certainly not the biblical view. As one reads the Acts of the Apostles, it’s evident that it was the apostles’ standard procedure to argue for the truth of the Christian worldview, [...]“ Craig. Reasonable. S.21. Auch Kubsch und Schirmmacher weisen darauf hin: „Bisweilen erwächst aus einer ursprünglichen Verteidigungsrede Verkündigung (vgl. bes. 2Tim 4,15–17; a.a. Apg 22,1f; Phil 1,7).“ Kubsch/Schirmmacher, Apologetik, S.185.

³¹„Lee Strobel recently remarked to me that he has lost count of the number of people who have come to Christ through his books The Case for Christ and The Case for Faith. Speakers such as Josh McDowell and Ravi Zacharias have brought thousands to Christ through apologetically-oriented evangelism. Nor, if I may speak personally, has it been my experience that apologetics is ineffective in evangelism.“ Craig. Reasonable, S.22.

³²Lee Strobel. Foreword. In: William Lane Craig. On Guard. Defending Your Faith with Reason and Precision. Colorado Springs: David C Cook, 2010. S.9–11, 11. Die Debatte fand unter dem Titel „Atheism vs. Christianity: Where Does the Evidence Point?“ am 27. Juni 1993 statt, (URL: <https://web.archive.org/web/20111217064213/http://www.philvaz.com/apologetics/Review-Craig-Zindler.htm>, [Stand: 26.04.2019]).

³³Man sollte meinen, dass sie prominent in Professuren und Lehrplänen von Bibelschulen und Universitäten sowie in Programmen und Strategien von Kirchengemeinden vertreten ist. Eine umfassendere Erhebung zum Ist-Zustand, z. B. zum Stellenwert der Apologetik (inklusive Religionsphilosophie und Fundamentalthologie) in theologischen Curricula, ist Auftrag an zukünftige Forschungen. Es gibt derzeit m. W. eine Professur im deutschsprachigen Raum, die das Wort in ihrer Beschreibung enthält: Matthias Clausen bekleidet seit 2013 die „Karl Heim-Professur für Evangelisation und Apologetik“ der Ev. Hochschule Tabor in Marburg, vgl. URL: <https://www.eh-tabor.de/de/ev-hochschule-tabor/personal/clausen>, [Stand: 04.06.2019].

³⁴Die Ausbildungsstätten werden auf vermehrte Nachfrage reagieren oder zumindest darauf, dass fundierte Kurse wie die Zachariasakademie (URL: <http://zachariasinstitut.org/online-kurs/>, [Stand: 04.06.2019]) Zuläufe von hunderten Teilnehmerinnen und Teilnehmern haben oder qualifizierte Personen jahrelange spezielle Apologetik-Ausbildungen wie das „Oxford Centre for Christian Apologetics“ (URL: <https://www.theocca.org/>, [Stand: 07.06.2019]) im Ausland absolvieren. Laut persönlicher Auskunft von Stefan Gustavsson ist das ein Effekt, der in Schweden zu beobachten ist: Größere Nachfrage nach Apologetik führt dort dazu, dass Bibelschulen und Seminare mehr Apologetik anbieten und damit werben. (Persönliches Gespräch, [Stand: 20.05.2019], Wisla).

³⁵Das Zacharias Institut in Wien unter der Leitung von Dr. Christian Hofreiter bietet mit der „Zacharias Akademie“ (URL: <http://zachariasinstitut.org/online-kurs/>, [Stand: 04.06.2019]) eine Online Ausbildung an, die seit Bestehen drei Mal mit von 90 bis 120 Personen absolviert wurde (persönliche Mitteilung von Christian Hofreiter, [Stand: 04.06.2019]). Proclama, das intensivere, zweijährige Trainingsprogramm des Zacharias Instituts für Hochschulevangelisation, erfreut sich ebenfalls an mehr Interessentinnen und Interessente als ursprünglich vorgesehener Teilnehmerzahlen. Dr. Alexander Fink leitet das Institut für Glaube und Wissenschaft und schreibt in einem seiner Rundbriefe: „So haben Matthias Clausen und ich im letzten halben Jahr zu über 10.000 Zuhörern im Rahmen von Vortragsveranstaltungen in Deutschland, Österreich, Schweiz und Polen gesprochen.“ Fink, Alexander, Infobrief Nr. 35, Institut für Glaube und Wissenschaft, 25. 7. 2017. Das Institut für

Glaube und Wissenschaft veranstaltet auch eintägige „Begründet Glauben Konferenzen“ für Schülerinnen und Schüler, Studierende und Akademikerinnen und Akademikern, die sehr stark nachgefragt werden, z. B. bei der letzten Konferenz in Nürnberg von über 250 Personen. (Persönliches Gespräch mit Alexander Fink, [Stand: 20.05.2019], Wisla.)

³⁶So lautet der Titel einer älteren Ausgabe von „Pardon – ich bin Christ“. Vgl. Lewis, Clive, Pardon – ich bin Christ. Meine Argumente für den Glauben. Basel: Brunnen, 1977. S.7, S.12–13. Damit soll nicht gesagt werden, dass die apologetische Literatur, die sich an Gläubige wendet, die praktische Umsetzung außer Acht lässt. William Lane Craig fügt beispielsweise seinen Büchern Abschnitt mit Hinweisen für die praktische Umsetzung bei und ist überzeugt: „Ich weiß, dass das theoretische Material praktisch ist, weil ich es oft in Evangelisation und Jüngerschaft einsetze und erlebe, wie Gott es verwendet.“ – „I know the theoretical material is practical because I employ it often in evangelism and discipleship and see God use it.“ Craig, Reasonable, S.23.

³⁷„Apologetik ist keine Disziplin für Spezialisten. Bei allen denkbaren Gelegenheiten und gegenüber jedermann (vgl. 1Petr 3,15) sollen Christen zur Rechenschaftslegung bereit sein. Somit ist nicht nur die akademische Auseinandersetzung Forum für die Apologetik, sondern das gesamte Gemeindeleben einschließlich der Katechese, Verkündigung, Seelsorge oder Evangelisation.“ Kubsch/Schirmmacher, Apologetik, S.182.

³⁸Darüber hinaus zeigt Apollos alle drei Stoßrichtungen der Apologetik: „reflektierend“ als Hilfe für Gläubige, „defensiv“ durch das Widerlegen von Einwänden und „offensiv“, indem er „bewies, dass Jesus der Christus ist“. Er nimmt aktuelle Einwände auf und argumentiert „perspektivisch“ (Kubsch/Schirmmacher, Apologetik, S.197) da er bei einer jüdischen Zuhörerschaft „durch die Schriften“ argumentiert. Durch seine öffentliche und christozentrische Tätigkeit ist er evangelistisch und wirkt an dem von Craig erwähnten Milieu mit, durch das das Evangelium für Andersdenkende zur „gläubwürdigen Option wird“ (Craig 2008, S.19).

³⁹Siegbert Riecker. Exegetische Begründung des apologetischen Auftrags. In: Christian Herrmann, Rolf Hille (Hrsg.). Verantwortlich glauben. Ein Themenbuch zur christlichen Apologetik. Nürnberg: VTR,

2016. S. 23–37, 30. Vgl. zur Rolle der Gemeindeleitung besonders S. 29–35.

⁴⁰Diesen Hinweis und die folgende semantische Analyse verdanke ich Dirk Jongkinds Vortrag in Wisla vom 27.5.2014, vgl. Jongkind, Dirk, Bible Reading for Scholars, URL: <http://foconline.org/talk/bible-reading-scholars>, [Stand: 26.04.2019].

⁴¹„Etymologisch betrachtet beschreibt *σώφρων* [sōphrōn] jemand, der ‚mit gesundem Sinn‘ ausgestattet ist“. Heinz-Werner Neudorfer. Der Brief des Paulus an Titus (Historisch Theologische Auslegung). Witten: SCM R. Brockhaus, 2012. S. 130. Zu dieser Bedeutung kommen für Neudorfer noch in den unterschiedlichen Wortbildungen die Nuancen „geistig gesund“, „Herrschaft des *νοῦς*“, „mit Verstand leben“, „zur Vernunft bringen“, „Selbstbeherrschung“, vgl. Neudorfer, Titus, 2012, S. 86–87, 139, 145, 234. Die Wortbedeutung „gesund im Denken“ wird auch durch Mk 5,15 (wo der vormals Besessene wieder bei gesundem Denken ist, „vernünftig, bei (klarem) Verstand, bei Sinnen“) und die Wortspiele in Röm 12,3 („*ὑπερφρονεῖν* höher denken – *φρονεῖν* denken – *φρονεῖν* bedacht sein (denken) – *σωφρονεῖν* besonnen=gesund denken“) nahegelegt, vgl. Jonkind, Bible Reading.

⁴²Die Gnade tut dies durch Zurechtweisung (Tit 1,13) und gesunde Lehre (Tit 1,9), wenn mit gesunder, unanfechtbarer Rede (Tit 2,7–8) gelehrt wird, was der gesunden Lehre geziemt (Tit 2,1).

⁴³Da Gott nicht lügt (Tit 1,2), er seine Wahrheit offenbart und sie menschlichen Sprechern in der Gemeinde anvertraut hat (Tit 1,3; 1Tim 2,4; 2Tim 1,11–12), ist die Gemeinde die „Säule und Grundfeste der Wahrheit“ (1Tim 3,15) ist und sie die Wahrheit bewahren (1Tim 6,20) muss, ist es die Aufgabe der Leitung, die Wahrheit zur Sprache zu bringen, nichts anderes zu lehren (1Tim 1,3) und Menschen so Gelegenheit zu geben, die Wahrheit zu erkennen (1Tim 2,4; Tit 1,1).

⁴⁴Neudorfer. Titus. S. 99.

⁴⁵Das Wort Gottes ist nützlich zum *ἐλεγχος*, bzw. seiner NT Variante *ἐλεγμός* „Überführung“, 2Tim 3,16. Elenchos ist der „Beweis“ (Bauer, Walter, Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der frühchristlichen Literatur, Berlin / New York (De Gruyter) 1988⁶. S. 502) bzw. „Beweis, Beweismittel zur Überführung und Widerlegung, auch Überführung, Widerlegung“ (Kittel, Gerhard, theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Bd II, Stuttgart (Kohlhammer) 1935, 473)

bzw. „Beweismittel, Beweis, Überführung, Widerlegung; Untersuchung, Prüfung“ (Wilhelm Gemoll, Griechisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch, Wien/München (Hölder-Pichler-Tempsky/R.Oldenbourg Verlag) 1991⁹, S. 263), nicht nur die Rüge. Überführt wird mit Argumenten.

⁴⁶Vgl. z. B. die Aussage von William Lane Craig: „We need to have pastors who are schooled in apologetics and engaged intellectually with our culture so as to shepherd their flock amidst the wolves. For example, pastors need to know something about contemporary science. [...] The same goes for philosophy and for biblical criticism [...] If pastors fail to do their homework in these areas, then there will remain a substantial portion of the population – unfortunately, the most intelligent and therefore most influential people in society, such as doctors, educators, journalists, lawyers, business executives, and so forth – who will remain untouched by their ministry.“ Craig, Reasonable, S. 20.

⁴⁷Wer Apologetik als rein nach außen gerichtet sieht, vermittelt, dass innerhalb der Gemeinschaft keine Fragen und Zweifel vorhanden sind. Es ist schwer vorstellbar sich jemandem mit dieser Einstellung mit Fragen und Zweifeln anzuvertrauen.

⁴⁸Faix, Hofmann, Künkler empfehlen: „Eigene Fragen und Zweifel äußern [...] sollten Leiterinnen und Leiter sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre Teilnehmer ermutigen, sich auch mit offenen Zweifeln und kritischen Fragen zu äußern, und selbst in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel vorangehen.“ Faix/Hofmann/Künkler. Warum ich nicht. S. 192. Godwin Hauéis berichtet, wie befreiend das wahrgenommen werden kann: „Auch ein offener Umgang mit Zweifeln fördert den mündigen Glauben. Ich erinnere mich an ein Jugendseminar, auf dem ich als Referent von persönlichen Zweifeln berichtete. Die Resonanz darauf war erschreckend positiv. Viele Jugendliche fühlten sich erleichtert. Bislang hatten sie ihre Zweifel für sich behalten. Jetzt konnten sie darüber sprechen. Sie verstanden, dass ihre Zweifel zum Glauben eines denkenden Menschen dazugehörten.“ Godwin Hauéis. Ich denke und glaube trotzdem – wie Gemeinden einen mündigen Glauben fördern. In: Tobias Faix, Martin Hofmann, Tobias Künkler (Hrsg.). Warum wir mündig glauben dürfen. Wegen zu einem widerstandsfähigen Glaubensleben. Witten: SCM, 2015. S. 258–266, S. 264.

⁴⁹Faix/Hofmann/Künkler. Warum ich nicht. S. 218.

⁵⁰Faix/Hofmann/Künkler. Warum ich nicht. S. 184. Vgl. auch S. 185. Die Wichtigkeit einer offenen und barmherzigen Kultur unterstreichen auch die Lebensberichte von zehn Personen, die in gläubigen Elternhäusern und Gemeinden aufwuchsen, selbst aber erst später gläubig wurden: In David Niederseer, Günter Neumayer (Hrsg.). Ergreife das Leben. Bielefeld: CLV, 2009. S. 9–112.

⁵¹Dadurch könnte vermittelt werden, dass es für Gläubige normal sein kann, sowohl Fragen und Zweifel als auch Hoffnung auf durchdachte und belastbare („unanfechtbare“ lt. Tit 2,7–8) Antworten zu haben.

⁵²Diese Haltung kann zu dem von Craig erwähnten „Milieu“ beitragen, in dem das Evangelium als glaubwürdige Möglichkeit betrachtet wird.

⁵³Rüegger. Ich bin weg. S. 63. Für diese Rückmeldungen können auch Online-Tools wie mentimeter oder sli.do verwendet werden. Rüegger weist darauf hin: „Mehr Raum für kritische Fragen wurde von drei Viertel aller Befragten als wichtiger, wünschenswerter Aspekt genannt, der in der Freikirche gefehlt hat. [...] Die Jugendlichen wollen erleben, dass ihre Zweifel zugelassen werden, kritische Fragen gestellt werden können und mit dem gemeinsamen Suchen von Antworten eigenständiges Denken gefördert wird“ (S. 62).

⁵⁴Timothy Keller. Center Church Deutsch. Kirche in der Stadt. Worms: pulsm Medien, 2015. S. 173–174.

⁵⁵Clausen. Brauchen wir. S. 78.

⁵⁶Der Auftrag, Menschen zu „Jüngern“ von Jesus zu machen (Mt 28, 19–20) ist ein Ruf, sein Schüler bzw. seine Schülerin zu werden und von ihm zu lernen. Der Lernprozess hat das Ziel fortlaufender Heiligung: „Die Heiligung ist ein fortschreitendes Werk Gottes und des Menschen, das uns immer mehr von der Sünde befreit und uns Christus in unserem wirklichen Leben immer gleichförmiger macht.“ Wayne Grudem. Biblische Dogmatik. Eine Einführung in die systematische Theologie. Bonn/Hamburg: VKW/Arche-Medien, 2013. S. 827. Jesus ist „ein Denker“ – ihm in diesem Bereich nachzufolgen „wäre ein wichtiger Baustein für einen gesunden Glauben“. Willard. Jesus der Logiker. S. 217–233, S. 226 und S. 229. Da viele Gläubige möglicherweise vermuten, dass dieses Anliegen in der Bibel nicht oder nur am Rand vorhanden ist, kann ein Umdenken hier länger als erwartet dauern. Wer jedoch fortlaufende Bibeltexte auslegt, wird häufig über Aussagen zur Apologetik sprechen.

⁵⁷„Ich unterrichte in unserer Heimatgemeinde in Atlanta eine Sonntagsschulklasse, die ‚Verteidiger‘ heißt und bei der ungefähr einhundert Personen, von der Mittelschule bis zum Pensionsalter dabei sind. Wir sprechen darüber, was die Bibel lehrt (Christliche Glaubenslehre) und wie man es (argumentativ) verteidigen kann.“ „I teach a Sunday school class called ‚Defenders‘ to about one hundred people, from high schooler to senior adults, at our home church in Atlanta. We talk about what the Bible teaches (Christian doctrine) and about how to defend it (Christian apologetics).“ Craig, On Guard, S. 13.

⁵⁸„[...] It’s no longer enough to teach our children Bible stories; they need doctrine and apologetics. Frankly, I find it hard to understand how people today can risk parenthood without having studied apologetics. Unfortunately, our churches have largely dropped the ball in this area. It’s insufficient for youth groups and Sunday school classes to focus on entertainment and simpering devotional thoughts. We’ve got to train our kids for war.“ Craig, Reasonable, 19. Die englische Evangelistin Amy Orr-Ewing berichtet zum Beispiel, wie ihre beiden Kinder im Volksschulalter argumentativ auf den Einwand eines Klassenkollegen reagieren konnten, weil ihr Pastor im Gottesdienst den Kindern auf einfache Weise das kosmologische Argument vermittelt hat (URL: <https://foconline.org/talk/meeting-challenge-reaching-young-people-today>, [Stand:04.06.2019]).

⁵⁹Gespräch am 22.5.2019 in Wisla, Polen.

⁶⁰Vgl. die Anmerkungen zu den vielfachen Wirkungsrichtungen des Dienstes von Apollos in Apg 18 in FN 38.

⁶¹Für konkrete Aussagen zu aktuellen Situation wären weitere Forschungen nötig. Erforscht werden könnte der Kenntnisstand der Gläubigen (Kennen die Gläubigen das Wort Apologetik? Welchen Ausbildungsstand haben sie?) oder das Bewusstsein von Apologetik als wichtigen Teil der Aufgabe von Gemeindeleitungen und ihre konkrete Umsetzung (Welche Maßnahmen werden gesetzt?).

⁶²Christopher Rinke. Verantwortungsvolle Leitungskultur. In: Tobias Faix, Martin Hofmann, Tobias Künkler (Hrsg.). Warum wir mündig glauben dürfen. Wegen zu einem widerstandsfähigen Glaubensleben. Witten: SCM, 2015. S. 182–188, 186.

aus der Rubrik:

Von den Vätern lernen

Charles Haddon Spurgeon (1834–1892) war britischer Baptistenpastor. Er gilt als einer der bekanntesten Prediger des 19. Jahrhunderts. In Deutschland wirkt der „Prinz der Prediger“ auch heute noch auf kirchliche und freikirchliche Kreise nachhaltig. Seine Predigten, Andachten und Bibelkommentare sind

beliebte Hilfsmittel für Hausandachten, Predigten und homiletische Schulungen. Die nachfolgende Predigt wurde von der Glaubensstimme (www.glaubenstimme.de) verfügbar gemacht und von unserer Redaktion sprachlich leicht überarbeitet. Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung.



Charles Haddon Spurgeon

Buße und Glaube

„So soll nun das ganze Haus Israel mit Gewissheit erkennen, dass Gott Ihn sowohl zum Herrn als auch zum Christus gemacht hat, eben diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt! Als sie aber das hörten, drang es ihnen durchs Herz, und sie sprachen zu Petrus und den übrigen Aposteln: Was sollen wir tun, ihr Männer und Brüder?“ Apg 2,36–37

Dies war die erste öffentliche Predigt des Evangeliums, nachdem der Herr Jesus in die Herrlichkeit aufgenommen worden war. Es war eine recht denkwürdige Predigt, eine Art Erstlingsfrucht in der großen Ernte der evangelischen Zeugnisse. Es ist sehr ermutigend für die, die zum Predigen berufen sind, dass diese erste Predigt eine so erfolgreiche war. Dreitausend beim ersten Auswerfen des Netzes – das war ein großartiger Fischzug. In Zukunft hoffen wir, noch großartigere

Resultate durch die unsterbliche und unveränderliche Macht erzielt zu sehen, die Petrus befähigte, eine so herzdurchdringende Predigt halten zu können.

Petrus' Predigt zeichnete sich nicht durch irgendeine besondere rhetorische Darstellung aus; sie hatte es nicht auf den Kopf, sondern auf das Herz abgesehen. Sie war einfach, praktisch, persönlich und überzeugend – und damit war sie ein Muster dessen, was eine Predigt im Hinblick auf ihr Ziel und ihren Stil sein sollte. Petrus hätte unter dem Eindruck des göttlichen Geistes nicht anders sprechen können; seine Rede war wie die Orakel Gottes, das getreue Produkt einer göttlichen Inspiration. In nüchternem Ernst hielt er sich an die einfachen Tatsachen und stellte sie im Lichte des Wortes Gottes dar, und dann wandte er die Wahrheit mit aller Macht auf die an, deren Rettung ihm am Herzen lag.

Möge es stets das einzige Verlangen des Predigers sein, seine Zuhörer für die Umkehr zu Gott und für den Glauben an unseren Herrn Jesus Christus zu gewinnen! O, dass wir so predigen könnten, dass es unseren Zuhörern durchs Herz ginge und sie sofort veranlasst würden, an unseren Herrn Jesus Christus zu glauben und hervorzutreten, um ihren Glauben an Seinen Namen zu bekennen!

Wenn wir den Gang der Beweisführung des Petrus verfolgen, dann wundern wir uns nicht darüber, dass es den Zuhörern durchs Herz ging. Wir schreiben jene tiefe Zerknirschung dem Geist Gottes zu, und doch war es nur folgerichtig, dass es so kam. Nachdem ihnen klar gezeigt worden war, dass sie wirklich den Messias, die große Hoffnung ihrer Nation, gekreuzigt hatten, war es durchaus nicht verwunderlich, dass sie vom Schrecken ergriffen wurden.

Obwohl wir im Hinblick auf das Resultat unserer Wirksamkeit ganz vom Geist Gottes abhängig sind, so müssen wir doch unsere Predigt an den Zweck anpassen, den wir erstreben; oder besser gesagt, wir müssen uns sowohl im Hinblick auf die Predigt selbst wie auch im Hinblick auf das Resultat der Predigt dem Heiligen Geist in die Hand legen. Der Heilige Geist gebraucht die Mittel, die an das gesteckte Ziel angepasst sind. Weil ich vor allen Dingen wünsche, dass es vielen in dieser Versammlung durchs Herz gehen möge, habe ich diesen Schlusssatz aus der Rede des Petrus als Text gewählt; doch mein Vertrauen setze ich nicht auf das Wort an sich, sondern auf den belebenden Geist, der dadurch wirkt. Möge der Geist Gottes das Schwert Seines Wortes gebrauchen, um es in die Herzen meiner Zuhörer zu treiben!

Beachtet erstens, dass Petrus zu seinen Zuhörern über ihr übles Verhalten gegen den Herrn Jesus spricht. Zweitens erklärt er ihnen die Erhöhung, die Gott Ihm verliehen hat. Und dann wollen wir drittens achtgeben auf das Resultat, das sich aus dem Wissen dieser erhabenen Tatsache ergibt.

I. Zuerst sprach sich Petrus zwar einfühlend, aber doch sehr deutlich über ihr übles Verhalten gegen den Herrn Jesus aus. „Er kam in Sein Eigentum, und die Seinen nahmen Ihn nicht auf.“ Als Nation hatte Israel Ihn, den Gott gesandt hatte, verworfen. Die Einwohner Jerusalems waren noch weiter gegangen und hatten Seinem Tod nicht nur zugestimmt, sondern hatten ihn gefordert, indem sie riefen: „Kreuzige, kreuzige Ihn!“ Sie hatten feierlich ausgerufen: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“ Keiner hatte gegen den Mord an dem Unschuldigen Protest erhoben; aber viele waren begierig gewesen, Ihm ein Ende zu machen. Dies hielt Petrus ihnen mit klaren Worten vor, und sie konnten es nicht leugnen, sie versuchten es auch nicht. Es ist gut, wenn ein Schuldgefühl einen Menschen zwingt, unter der Zurechtweisung Gottes stillzustehen. Wir dürfen dann hoffen, dass der Mensch Vergebung suchen wird.

Männer und Brüder, wir sind nicht in Jerusalem, und der Tod unseres Herrn fand vor mehr als achtzehnhundert Jahren statt. Darum haben wir es nicht

nötig, uns lange bei der Sünde derer aufzuhalten, die längst gestorben sind. Es ist lohnender für uns, praktisch zu erwägen, wie weit wir durch ähnliche Sünden gegen den Herrn Jesus Christus schuldig geworden sind. Lasst uns bei uns selbst stillstehen und nachdenken. Ich spreche heute vielleicht zu etlichen, die den Namen des Herrn Jesus verlästert haben. Ich nehme nicht an, dass ihr gemeine Lästerworte gebraucht habt; man kann dasselbe Verbrechen auf feinere Art und Weise begehen. Manche fügen dem Christentum mit ihrer wohlüberlegten Kritik mehr Schaden zu als die Atheisten mit ihren gottlosen Schmähungen. Indem sie das Versöhnungsoffer leugnen oder an seiner Stelle etwas anderes dafür ausgeben, versuchen sie, das abzuschaffen, was das Herz und die Seele im Werk des Erlösers ist. Manche machen sich Ansichten zu eigen, die die Schuld der Sünde verringern und demzufolge den Wert des sühnenden Blutes herabsetzen. Das Kreuz ist immer noch ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Ärgernisses. Die Menschen spielen sich als Lehrer des großen Lehrers und als Reformatoren des göttlichen Evangeliums auf. Wenn etliche der Anwesenden in dieser Sache schuldig sein sollten, so ist es mein Wunsch, dass der Heilige Geist sie von ihrer Sünde überzeugen möge. Seitdem Gott der Herr diesen sühnenden Jesus zum Herrn und Christus gemacht und Ihn zu Seiner Rechten gesetzt hat, ist jede

Lehre, die Ihn herabsetzt, eine große Sünde gegen Gott den Herrn selbst. Mein Zuhörer, wenn du Christi Gottheit geleugnet, Sein sühnendes Blut verachtet, Seine zugerechnete Gerechtigkeit verhöhnt oder die Seligkeit durch den Glauben an Ihn bespöttelt hast, dann sollte es dir wohl durchs Herz gehen, wenn du siehst, dass Gott diesen Jesus zum Herrn über alles gemacht hat.

Noch viel gewöhnlicher ist indessen eine andere Sünde gegen den Herrn Jesus, nämlich die, Ihn zu missachten, Seine Ansprüche zu umgehen und den Tag hinauszuschieben, an dem man an Ihn glauben wird. Ich hoffe, dass niemand der Anwesenden unbekehrt sterben will oder aus der Welt scheiden möchte, ohne in Jesu Blut gewaschen zu sein. Aber, meine Zuhörer, ihr habt schon lange gelebt, und etliche sind alt geworden, ohne Jesus als ihren Heiland angenommen und ohne Ihn ihre Herzen übergeben zu haben. Das ist mindestens eine sehr beklagenswerte Vernachlässigung. Jemanden gänzlich zu ignorieren heißt in einem gewissen Sinn, ihn zu töten. Wenn ihr Ihn außer Betracht lasst und Ihn wie nichts behandelt, so habt ihr Ihn, soweit es euch betrifft, existenzlos gemacht. Ist das nicht ein grausames Vergehen? Euer Herr ist euren Gedanken von früh bis spät fern; ihr fragt nicht nach Ihm und kümmert euch nicht um Ihn, und so ist Er für euch tot. Ihr habt eure Sünden nie vor Ihm bekannt und

nie von Ihm Vergebung erbeten, und habt nie danach gefragt, ob Er auch eure Sünden an Seinem Leibe auf dem Holz getragen hat. Seele, das ist eine böse Vernachlässigung und undankbare Verachtung! Gott schätzt Seinen Sohn so sehr, dass Er Ihn nicht hoch genug stellen kann; Er hat Ihn zu Seiner Rechten gesetzt, und doch kümmerst du dich nicht um Ihn! Der große Gott hat Ihn erhöht über alles und Ihn zum König aller Könige, zum Herrn aller Herren gemacht, und doch behandelst du Ihn, als ob Er nichts zu bedeuten hätte. Ist das recht? Willst du deinen Heiland so behandeln? Möge dir das durchs Herz gehen, damit du diese schlimme Undankbarkeit aufgibst!

Es gibt andere, die noch weiter gegangen sind, denn sie haben Christus verworfen. – Ich wende mich an die unter euch, die dem Ruf der Predigt nicht haben widerstehen können. Ihr habt viel mehr gefühlt, als ihr bekennen wollt. Ihr seid so geneigt gewesen, den Heiland zu suchen, dass ihr es beinahe getan hättet; die Sünden traten euch vor die Augen, als ob es Flammen aus Tofet¹ wären, und in eurer Not hattet ihr euch entschlossen, das Heil zu suchen; ihr gingt heim, um eure Knie im Gebet zu beugen und die Schrift zu lesen, um den Weg des ewigen Lebens kennenzulernen; aber ach, ein böser Gefährte durchkreuzte euren Pfad, und da standet ihr vor der Frage: „Soll es dieser oder soll es Christus sein?“ Ihr

habt den Menschen gewählt – fast hätte ich gesagt: Ihr habt Barabbas gewählt – und habt Christus verworfen. Als ihr angefangen hattet, ernst zu werden, da tauchte ein sündliches Vergnügen vor euch auf, und ihr saht euch vor die Frage gestellt: „Soll ich dieses Vergnügen aufgeben, oder soll ich jegliche Hoffnung auf Christus fahren lassen?“ Ihr habt nach dem Vergnügen ghascht und euren Heiland gehen lassen. Erinnert ihr euch noch, wie ihr eurem Gewissen Gewalt angetan und eure Überzeugung unterdrückt habt? Ich weiß nicht, wem von euch dies gilt, aber ich weiß, dass ich zu etlichen rede, die den Herrn Jesus nicht nur einmal, sondern zweimal verworfen haben. Einige von euch haben Ihn nahezu an jedem Sonntag klar verworfen, besonders aber, als das Wort Gottes mit außergewöhnlicher Kraft an euch herantrat und ihr fühltest, dass es euch schüttelte, wie ein Löwe seinen Raub schüttelt. Dankt Gott, ihr seid noch nicht gefühllos! Aber rechnet nicht darauf, dass es so bleiben wird. Ihr werdet nicht immer so empfinden, wie ihr empfunden habt; es kann der Tag kommen, an dem das betäubte Ohr sogar die Donner Gottes nicht mehr hört, oder an dem die Liebe Christi euer Herz nicht mehr anrühren wird, wenn ihr es durch eigenwillige Halsstarrigkeit verhärtet habt. Wehe dem Menschen, wenn sein Herz in einen Stein umgewandelt worden ist! Gott erbarme Sich euer und lasse es euch

heute durchs Herz gehen, solange ihr noch weich genug seid, um zu fühlen, dass ihr Ihn verworfen habt, den ihr von ganzem Herzen annehmen solltet!

Einigen unter euch, die ihr den Herrn Jesus verlassen habt, muss ich noch ein wenig nähertreten. Es sind heute einige unglückliche Personen hier, über die ich wegen ihrer Verirrungen sehr betrübt bin – und dennoch freue ich mich, dass sie die Vorhöfe des Hauses des Herrn nicht ganz vergessen haben. Sie bekannten einst, Jünger Christi zu sein; aber sie haben sich abgewandt und wandeln nicht mehr mit Ihm. Einst wurden sie zu uns gezählt und sie gingen unter uns ein und aus, aber jetzt kennen wir sie nicht mehr. Sie scheuten sich damals nicht, sich als Christen zu bekennen, aber jetzt verleugnen sie den Herrn. Früher waren sie eifrig zum Dienst Gottes und gesund in ihrem Glaubensbekenntnis. Aber es kam ein Tag – ich brauche die Umstände nicht zu beschreiben, da sie in verschiedenen Fällen verschieden sind –, an dem zwei Wege vor ihnen lagen und sie entweder zur Rechten oder zur Linken gehen mussten. Da wählten sie jenen Weg, auf dem sie Christus und der wahren Gottseligkeit den Rücken kehrten. Sie fielen in Sünde und wurden abtrünnig vom Glauben. Wir fürchten, „sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn wenn sie von uns gewesen wären, so wären sie bei uns geblieben“. Sie sind ihre krummen Wege

gegangen, und wir fürchten, dass der Herr sie wegtreiben wird samt den Übeltätern. O abtrünniger Zuhörer, ich hoffe, dass du kein Judas, sondern dass du ein Petrus bist. Du hast deinen Meister verleugnet; aber ich hoffe, dass du bitterlich weinen und wieder von dem Herrn eingesetzt werden wirst. Um deiner selbst willen muss ich dir deine Verirrung vorhalten – möge der Herr sie dir durchs Herz gehen lassen! Warum hast du deinen Herrn verlassen? Was hat Er getan, dass du Seiner müde geworden bist? Bist du ein Heuchler gewesen? Wenn nicht, warum hast du dich abgewandt? Gott hat den Heiland auf Seinen Thron erhöht, du aber hast Ihm deinen Rücken zugekehrt – hast du damit nicht wie ein Wahnsinniger gehandelt? Der allerhöchste Gott ist auf Seiten Jesu, und du bist offenbar gegen Ihn. Ist das recht, ist das weise? Es ist peinlich für mich, von diesen Dingen zu reden; aber ich hoffe, dass es noch peinlicher für dich ist, davon zu hören. Ich wünschte, du fühltest wie David, als ihm sein Herz schlug. Was hast du getan? Hat Jesus dies von deinen Händen verdient? Ich bitte dich, kehre um von dem bösen Weg und wende dich mit festem Herzen dem Herrn zu.

II. Nachdem Petrus seinen Zuhörern ihre Sünde gegen den Herrn vor Augen gehalten hat, verkündigte er ihnen die Erhöhung, die Gott dem Herrn hatte widerfahren lassen. Der große Gott liebte und ehrte und erhöhte denselben Jesus,

den sie gekreuzigt hatten. Meine Zuhörer, was auch immer ihr von dem Herrn Jesus halten mögt, Gott hält über die Maßen viel von Ihm! Für euch mag Er gestorben und begraben sein; aber Gott hat Ihn von den Toten auferweckt. Für Ihn ist Er der ewig lebende, der ewig vielgeliebte Christus. Ihr könnt den Herrn Jesus und Seine Sache nicht vernichten. Was ihr auch tut, ihr könnt die Wahrheit des Evangeliums nicht erschüttern oder dem Herrn Jesus einen Strahl Seiner Herrlichkeit rauben. Er lebt und herrscht, und Er wird leben und herrschen, was immer aus euch auch werden mag. Mögt Ihr euch auch Seinem Heil verweigern, so Er ist dennoch ein Heiland, ein großer Heiland. Wenn ihr dem Herrn widersteht, so tut ihr das auf eure eigene Gefahr – aber ihr tut es vergeblich. Ihr könntet ebenso gut hoffen, die Naturgesetze umzustoßen, die Sonne auszulöschen, den Mond aus seiner Bahn zu reißen, als die Sache und das Reich des Herrn Jesus zu überwinden. Gott ist für Ihn, und Sein Thron steht fest in alle Ewigkeit. Gott hat Seinen Sohn von den Toten auferweckt und zu Seiner Rechten gesetzt, und dort wird Er bleiben, bis alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße geworden sind. Hieran könnt ihr erkennen, wie böse ihr gehandelt habt, indem ihr Ihn missachtet, abgelehnt und verlassen habt. Bedenkt, dass unser Herr zur Rechten Gottes in unendlicher Majestät thront. Der Jesus, an den ihr so wenig

denkt, von dem ihr euch abwendet, wird heute von Engeln und von den Geistern der vollkommenen Gerechten angebetet, und Seraphim sind Ihm freudig gehorsam. Hört ihr nicht die Posaunen des Himmels, die Ihn als das Haupt der Fürstentümer und Obrigkeiten und Kräfte verkündigen? Mein Glaube sieht den seligen Tag voraus, wenn ich als Höfling in Seiner unvergleichlichen Gegenwart stehen und Ihn, das Lamm, auf dem Thron sehen werde, wie Er über alles herrscht und wie sich alle Knie im Himmel und auf Erden freudig vor Ihm beugen werden. Ist es möglich, dass ihr Ihn, den Gott erhöht hat, missachtet habt? Ist es möglich, dass ihr euch Ihm verweigert, dass ihr Ihm getrotzt habt und Ihn, soweit ihr konntet, getötet habt – Ihn, den Gott zum Herrn über alles gemacht hat?

Aber das ist noch nicht alles, denn der Platz zur Rechten Gottes, zu welchem Er nun erhöht ist, ist der Platz der Macht. Dort thront der Mittler, der Sohn Gottes, der Mensch Christus Jesus, während Seine Feinde Ihm unterworfen sind. Glaube doch nicht, du stolzester unter den Zweiflern, dass du Ihm auch nur einen Teil Seiner Macht nehmen kannst. Er wacht über alle sterblichen Wesen; Er ordnet die Bewegungen der Sterne; Er herrscht über die himmlischen Heere. Er bändigt die Wut Seiner Widersacher, und was Er geschehen lässt, das wendet Er zu Seiner Verherrlichung. Ihm ist alle Macht

gegeben im Himmel und auf Erden; Er herrscht in den drei Dimensionen: der Natur, der Vorsehung und der Gnade. Sein Reich regiert über alles, und Seine Herrschaft hat kein Ende. Es ist dieser Christus, dieser mächtige Christus, den etliche unter euch verspotten – ihr riskiert es, verloren zu gehen, weil ihr kein Herz für Ihn und für Sein großes Heil habt.

Versteht sodann, dass Er als unser Richter zur Rechten der Majestät in der Höhe thront. Wenn wir Ihn als Heiland von uns weisen, werden wir nicht imstande sein, Ihm als unserem Richter an jenem großen Tag auszuweichen. Alle Taten der Menschen sind verzeichnet, und an jenem Tag, an dem der große, weiße Thron im Himmel aufgerichtet werden wird, wird alles offenbar werden, und wir werden unverhüllt vor Seinem Angesicht stehen. Ihr habt oft von Ihm gehört und gesungen – von ihm, dessen Angesicht mehr als das anderer Menschen entstellt worden ist, als Er ein Opfer für schuldige Menschen wurde. Wenn ihr Ihn ablehnt, werdet ihr im Gericht vor Ihm stehen müssen, um euch deswegen zu verantworten. Der furchtbarste Anblick am Gerichtstag wird für die Unbußfertigen das Angesicht des Herrn Jesus sein. Ich kann nichts davon finden, dass sie schreien würden: „Verbergt uns vor dem Sturm!“, oder: „Verbergt uns vor den mächtigen Engeln!“, oder: „Verbergt uns vor ihren feurigen

Schwertern!“, sondern: „Verbergt uns vor dem Angesicht dessen, der auf dem Thron sitzt, und vor dem Zorn des Lammes!“ Wenn Liebe sich einmal in Zorn verwandelt hat, dann ist sie über alle Beschreibung entsetzlich. Sünder, vielleicht habt ihr euch unwissend gegen ihn aufgelehnt. Tut Buße und schlagt einen anderen Weg ein. Ihr wart der Meinung, ihr würdet euch nur gegen die Predigt, nur gegen die Worte eines Predigers auflehnen; aber in Wirklichkeit habt ihr euch der Liebe des Heilands widersetzt. Wenn ihr das Wort des Herrn ablehnt, lehnt ihr Den ab, der vom Himmel redet; ihr lehnt nicht nur Seine Worte ab, sondern Ihn selbst, und Er wird euer Richter sein, euer höchst gerechter, euer höchst heiliger Richter. O, wie wollt ihr das ertragen? Wie wollt ihr es ertragen, vor dem Gericht des verachteten Heilands zu stehen?

Petrus zeigte seinen Zuhörern auch, dass der Herr im Himmel hoch erhöht wurde als das Haupt der Gemeinde über alles; denn Er hatte an jenem Tag den Heiligen Geist ausgegossen. Wenn der Heilige Geist kommt, so kommt Er von Christus als Zeuge Seiner Macht. Er geht aus vom Vater und vom Sohn und gibt mit beiden Zeugnis. Nachdem Christus erst kurze Zeit im Himmel war, wurde so Seine Macht wunderbar erwiesen: Er konnte den Menschen solche Gaben verleihen und insbesondere feurige Zungen und das Brausen eines gewaltigen Windes senden.

Jesus ist beides: Herr und Christus. Wir müssen Seine Gottheit, Seine Herrschaft und Seine göttliche Salbung anerkennen. Er ist „Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit“, und wir können Ihn nie zu hoch preisen. Ein großer und betrüblicher Irrtum dieser Zeit ist der Mangel an Ehrerbietung gegen unseren Herrn und gegen Sein Opfer. Sich zum Richter über Seine heiligen Lehren aufzuschwingen heißt, Ihn ins Angesicht zu speien; Seine Wunder zu leugnen heißt, Ihn Seine Kleider auszuziehen; Ihn als einen bloßen Sittenlehrer darzustellen heißt, Ihn mit einem Purpurmantel zu verhöhnern; in philosophischen Ausdrücken Sein Versöhnungsoffer zu leugnen heißt, Ihn mit Dornen zu krönen, Ihn von neuem zu kreuzigen und Ihn zu verspotten. Ladet in dieser Sache keine Schuld auf euch, meine Zuhörer, denn Gott hat diesen Jesus „zum Herrn und Christus gemacht“; lasst uns Ihn als Herrn anbeten und lasst uns Ihm als dem Christus vertrauen.

III. Nun komme ich zu meinem letzten Punkt, dem Resultat davon, dass man dies gewiss und sicher weiß. Darf ich hier innehalten, um zu fragen: Wisst ihr dies gewiss? Ich hoffe, ihr alle glaubt, dass Gott Jesus Christus, den Mittler, in Seiner zusammengesetzten Person als Gott und Mensch zum „Herrn und Christus“ gemacht hat. Als Gott war Er stets Herr; aber als Gott und Mensch ist Er nun Herr und Christus. Menschheit und

Gottheit ist in Ihm zu einer wunderbaren Person vereinigt, und diese Person ist beides, „Herr und Christus“. Ihr glaubt das. Aber glaubt ihr das so, dass es für euch eine Tatsache von höchster Wichtigkeit ist? Wollt ihr es mit Gewissheit glauben, dass der Mann aus Nazareth, der auf Golgatha starb, heute beides ist, Herr und Christus? Wenn ihr das nun glaubt, was sind dann eure Empfindungen, wenn ihr euch an euer früheres Missverhalten gegen Ihn erinnert? Geht euch eure frühere Missachtung nicht durchs Herz? Wenn ihr nicht so glaubt, dann hat es wenig Zweck, euch zu beschreiben, was das Resultat eines solchen Glaubens sein würde, denn dieses Resultat zeigt sich bei euch nicht. Wenn ihr aber so glaubt und Jesus für euch Herr und Christus ist, dann werdet ihr Ihn ansehen, den ihr durchstochen habt, und werdet trauern. Wenn ihr euch erinnert, wie ihr Ihn abgelehnt und verachtet und verworfen habt, wie ihr von Ihm abgewichen seid, und wenn ihr an eure undankbaren Handlungen denkt, durch die eure Geringschätzung ihm gegenüber sichtbar wurde, dann muss es euch sein, als ob euch das Herz brechen wollte, und ihr werdet von großer Betrübniß und von aufrichtiger Buße ergriffen werden. Möge der Herr das in euch wirken um Seines Sohnes willen! Seht, wie die Zuhörer von Petrus' Predigt als Resultat einen tödlichen Stich fühlten: „Es ging ihnen durchs Herz.“ Die Wahrheit hatte ihre

Seelen durchbohrt. Wenn ein Mensch herausfindet, dass er gegen jemanden, der ihn geliebt hat, ein großes Unrecht beging, dann wird er herzkrank und betrachtet sein eigenes Verhalten mit Abscheu. Wir alle erinnern uns an die Geschichte von Llevellyn und seinem treuen Hund. Der Prinz kam von der Jagd zurück und vermisste sein kleines Kind, sah aber überall Blutspuren. In der Meinung, dass sein Hund Gelert das Kind getötet habe, stieß er sein rächendes Schwert in den treuen Hund – der aber das Kind gegen einen jetzt zerrissen und tot daliegenden großen Wolf kühn und tapfer verteidigt hatte. Da hatte er nun das getreue Geschöpf getötet, das ihm sein Kind bewahrt hatte. Das Todesgestöhn des armen Gelert zerriss dem Prinzen das Herz, und das konnte es auch. – Wenn sich solche Empfindungen regen, weil wir entdecken, dass wir irrtümlicherweise grausam gegen einen Hund gehandelt haben, was sollten wir dem Herrn Jesus gegenüber empfinden, der Sein Leben ließ, damit wir, die wir Seine Feinde waren, das Leben haben können?

Ich erinnere mich an eine furchtbar tragische Geschichte von einem bösen Ehepaar, das eine Herberge besaß, welche einen schlechten Ruf hatte. Eines Abends kam ein junger Mann an, der dort zu logieren wünschte. Sie merkten, dass er Geld in seiner Börse hatte, und in der Nacht ermordeten sie ihn. Doch es war ihr eigener Sohn, der zurückgekome-

men war, um ihnen ihr Alter angenehm zu gestalten; er wollte sehen, ob seine Eltern ihn wiedererkennen würden. O, was gab es für bittere Klagen, als sie herausfanden, dass sie in ihrer Geldgier ihren eigenen Sohn ermordet hatten!

Übernehmt aus diesem herzerreißenden Kummer den besseren Teil und ergänzt das um ein geistliches Überführtsein von der Sünde, den Sohn Gottes, den Vollkommenen, den Freund der Seelen, so übel behandelt zu haben, und ihr kommt dem Sinn des „durchs Herz gehen“ sehr nahe. O, zu denken, dass wir Den verachtet haben, der uns so geliebt und Sich selbst für uns dahingegeben hat, dass wir uns gegen Den aufgelehnt haben, der uns, als wir noch Seine Feinde waren, mit Seinem eigenen Blut erkaufte hat! Mein Wunsch vor Gott ist, dass jeder, der noch nicht zu Christus gekommen ist, jetzt einen Stachel in seinem Gewissen fühlt und darüber trauert, dass er dieses überaus große Übel begangen hat – gegen den hochgelobten Sohn Gottes, der Mensch wurde und aus Liebe zu schuldigen Menschen am Kreuz starb.

Wenn wir lesen, dass „es ihnen durchs Herz“ ging, erkennen wir darin auch, dass sie eine Regung der Liebe zu Ihm empfanden, ein Weichwerden des Herzens, eine Neigung zu Ihm hin. Sie sagten sich: „Haben wir Ihn so behandelt? Was können wir tun, um unsere Abscheu über unser eigenes Verhalten zu zeigen?“ Sie waren nicht nur überzeugt von ihrer

Sünde, so dass sie darüber betrübt waren, sondern ihr Sehnen und ihre Zuneigung wandten sich dem Beleidigten und Gekränkten zu, und sie riefen: „Was sollen wir tun? In welcher Weise können wir unser Unrecht anerkennen? Gibt es einen Weg, um dieses gegen Ihn begangene Unrecht irgendwie ungeschehen machen zu können?“ Ich wünschte, dass ihr alle an diesen Punkt kämt. Lasst uns unter Tränen danach fragen, wie wir unsere Auflehnung gegen Ihn beenden und uns als Seine Freunde und demütigen Knechte erweisen können.

Als eine Folge der Predigt des Petrus, die er in der Kraft des Heiligen Geistes gehalten hatte, zeigten diese Leute gehorsamen Glauben. Sie wurden aufgerüttelt, um zu handeln, und sie sagten: „Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun?“ Sie glaubten, dass derselbe Jesus, den sie gekreuzigt hatten, nun Herr über alles war, und sie beeilten sich, Ihm gehorsam zu sein. Als Petrus sagte: „Tut Buße!“, taten sie tatsächlich Buße. Wenn Buße Bekümmernis ist, so waren sie in ihren Herzen bekümmert. Wenn Buße eine Änderung des Sinnes und Lebens ist, so waren sie tatsächlich andere Menschen geworden. Dann sagte Petrus: „Jeder von euch lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden.“ Tut den offenen und entscheidenden Schritt; tretet als Gläubige an Jesus hervor und bekennt Ihn durch das äußere, sichtbare Zeichen, das Er ange-

ordnet hat. Werdet mit Ihm begraben, in welchem eure Sünden begraben sind. Ihr habt Ihn irrtümlicherweise getötet; lasst euch in Wahrheit mit Ihm begraben. Das taten sie gerne; sie wandten sich von der Sünde ab; sie wurden in den heiligen Namen getauft. Und dann konnte Petrus ihnen sagen: „Ihr habt Vergebung der Sünden; das Unrecht, das ihr an eurem Herrn getan habt, ist ausgelöscht; der Herr hat eure Sünden für immer weggenommen. Ihr erhaltet Vergebung der Sünde durch Jesus, den ihr getötet habt, den der Vater auferweckt hat. Ihr werdet wegen des schrecklichen Verbrechens der Ermordung des Herrn nicht aufgefordert werden, vor dem Gericht Gottes zu erscheinen und euch zu verantworten; denn durch Seinen Tod habt ihr Verge-

bung erhalten. Zum Beweis der Vergabung sollt ihr nun Anteil bekommen an der großen Gabe, die ein Zeichen Seiner himmlischen Macht ist. Der Heilige Geist wird über euch kommen, ja, über euch, die ihr Seine Mörder gewesen seid, und ihr werdet hingehen und Seine Zeugen sein.“

Meine lieben Zuhörer, wohin habe ich euch nun geführt? Wenn euch der Heilige Geist beigestanden hat, so dass ihr mir in der Schrift folgen konntet – seht, wohin wir gekommen sind! Wie schwarz euer Verbrechen und wie nichtig euer Charakter auch sein mag: Wenn ihr das Unrecht eingesehen habt, das ihr getan habt; wenn ihr herzlich bereit, was ihr getan habt, weil ihr einseht, dass ihr gegen euren liebevollen Herrn gesündigt

habt, und wenn ihr bußfertig und gläubig zu Ihm kommen wollt, und wenn ihr Ihn bekennen wollt, wie Er euch geboten hat, Ihn in der Taufe zu bekennen – dann habt ihr völlige Vergebung, und ihr werdet Anteil bekommen an den Gaben und Gnaden Seines Heiligen Geistes. Und hinfort werdet ihr Zeugen für den Christus werden, den Gott von den Toten auferweckt hat. Geliebte, ihr benötigt keine geschliffene Rede von mir; reines Gold braucht keine Vergoldung. Und so, wie ich euch die wundervollste aller Tatsachen im Himmel und auf Erden erzählt habe, so lasse ich sie in ihrer einfachen Erhabenheit stehen.

Möge Gott diese alte, alte Geschichte auf eure Herzen schreiben! O, dass Er eine neue Auflage Seines Evangeliums

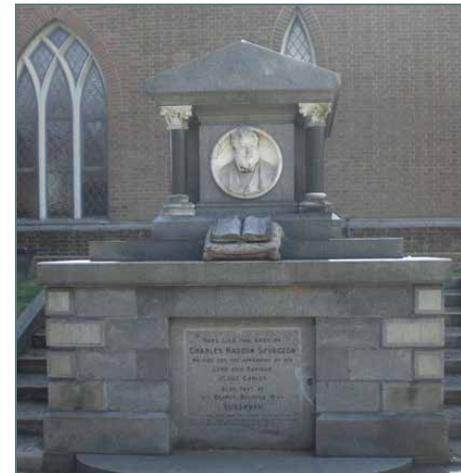
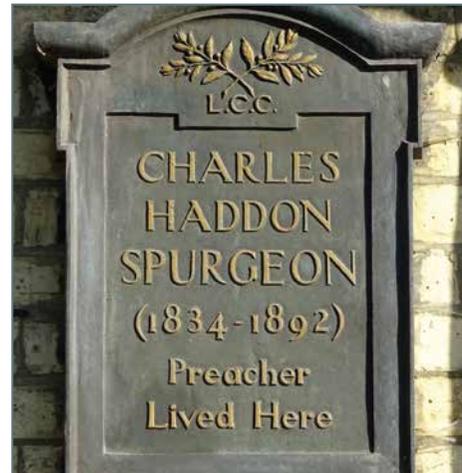
der Liebe, das auf eure Herzen gedruckt wird, herausgeben möchte! Die Bekehrung eines jeden Menschen ist eine neu gedruckte Kopie der Heilsgeschichte. Möge der Herr euch heute als frisch von der Presse kommenden, lebendigen Brief herausgeben, der von jedermann erkannt und gelesen wird, der insbesondere von euren Kindern daheim und von euren Nachbarn in eurer Straße gelesen wird! Der Herr gebe, dass auch diese Predigt vielen durchs Herz gehe um Seines Namens willen! Amen.

Anmerkungen

¹ Anm. d. Red.: Tofet wird im Alten Testament einige Male erwähnt. Es handelt sich dabei um eine heidnische Kultstätte, an der als Opfer für den Götzen Moloch Kinder verbrannt wurden (vgl. 2Kön 23,10; Jer 7,31) – ein Inbegriff des Gräuels.



Hier lebte der Prediger Charles Haddon Spurgeon (1834–1892), (Spudgun67, This file is licensed under the Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 International license).



Spurgeon's Grabstätte (Marc Schulz, <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:TSCSH.JPG>)



Charles Haddon Spurgeon, ein Portrait von Alexander Melville (Wikimedia).

Fabian F. Grassl

Kein Tod auf Golgatha

Johannes Fried

Johannes Fried. Kein Tod auf Golgatha: Auf der Suche nach dem überlebenden Jesus. München: C.H. Beck. ISBN-13: 978-3406731419. 190 S., 19,95 Euro.

Der einflussreiche Neutestamentler und Nachfolger Rudolf Bultmanns in Marburg, Werner Georg Kümmel, charakterisierte die rechte Haltung des Historikers zum Forschungsobjekt, in Kümmels Kontext die synoptischen Evangelien, mit „kritischer Sympathie“.¹ Davon ist im vorliegenden Buch *Kein Tod auf Golgatha* (München 2019) von Johannes Fried, einem in eigenen Worten „schlichten Historiker, der nicht einmal für die Antike zuständig ist“ (S. 22), nichts zu spüren. Fachfremd wagt sich Fried an ein komplexes Thema, dem er nicht ansatzweise gewachsen ist. Von der Redensart „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ hält Fried nicht viel. Dementsprechend wild geht es auf den ca. 190

Seiten dann auch zu. Dabei präsentiert sich der Autor als nüchterner, vermeintlich vernunftgetriebener Aufklärer, um dann in einem religionskritischen Husarenritt durch die Anfänge des Christentums zu hetzen. Immer wieder pauschal-verurteilend und ohne Rücksicht auf Verluste gesteht Fried wenigstens ein, dass es sich bei seinem eigenen Entwurf der weiteren Lebensgeschichte Jesu im zweiten Teil des Buches (Kapitel 4 bis 6) um „reine Spekulation“ (S. 156, 161) und Hypothesen (S. 74, 93, 160–161) handelt.

An seiner medizinischen Deutung am Lanzenstich des Legionärs im Johannes-evangelium Kapitel 19, Verse 33 und 34, die er im ersten Teil (Kapitel 1 bis 3) entfaltet, gibt es für ihn allerdings nichts zu deuteln. Fried ist sich absolut sicher: „[Jesus] erlitt am Kreuz auf Grund innerer Verletzungen eine CO₂-Narkose, die ihn in todesähnliche Ohnmacht ver-

setzte, aber nicht tödlich endete, da der Stich [des Legionärs] in die Seite nun wie eine Punktierung bei ausgeatmeter Lunge wirkte. [...] So ergibt es sich aus der medizinischen Deutung der einzigen verwertbaren Darstellung des Tods am Kreuz [...]. Zweifel sind unberechtigt“ (S. 73).

Nun wollen wir es aber dennoch wagen, an Frieds steilen Thesen ein kleines bisschen Zweifel aufkommen zu lassen. Dabei muss Fried nicht befürchten, dass ihm, wie er im Vorwort mit heroischem Unterton betont, sein Buch „endlosen Widerspruch und Feindschaften einbringen wird“ (S. 7). Zumindest nicht von unserer Seite. Denn zum einen widerspricht er sich mit seinen Winkelzügen und verschwörungstheoretischen Thesen schon selbst. Zum anderen bringt ihm sein Buch nicht Feindschaft, sondern in Fachkreisen höchstens verständnisloses Kopfschütteln ein. Kopfschüt-

teln darüber, wie gerade er als renommierter Historiker sich zu solch einem Machwerk hinreißen lassen konnte.

Jesus von Nazareth hat die Kreuzigung überlebt, so die zentrale Aussage Frieds. In seinem Büchlein unternimmt er den Versuch, die seit rund 200 Jahren ad acta gelegte Scheintodhypothese wiederzubeleben. Den Todesstoß (man verzeihe die Wortspiele) erhielt diese Hypothese aber nicht, weil sie als unvereinbar mit der Überlieferung galt, wie von Fried behauptet wird (S. 14). Vielmehr verlief die Theorie im Sand, weil selbst Erzskeptiker wie David Friedrich Strauß (1808–1874) ihre Unhaltbarkeit anerkannten. In seinem bahnbrechenden Werk *Das Leben Jesu* (1835) verwarf Strauß die in seinen Augen völlig unplausiblen Verschwörungs- und Scheintodtheorien zugunsten der Theorie von der Legendenbildung. Nichtsdestotrotz präsentiert uns Fried seine Thesen als „aufkläre-

risch“ (S.14). Seine heilige Mission? Durch „sachliches Wissen“ die „erschütternde[n] Einbildungen und fordernde[n] Dogmen“ (S.156), den zur Religion gehörenden Mythos (S.82), „ihre Mythen und Phantasmen“ (S.155) entblößen. Gebetsmühlenartig wiederholt er in regelmäßigen Abständen, dass die „Dogmatik [...] rückwirkend keine historische Realität [erschafft]“ (S.138, vgl. 50, 82, 122, 128, 152). Da hat Fried völlig Recht – religionskritische Fantasterei aber auch nicht!

In welchem Genre seine Ausführungen dabei anzusiedeln sind, darüber scheint sich Fried selbst nicht ganz im Klaren zu sein. Teilweise liest sich sein Buch wie ein fiktiver Kirchenthiller, wie ein misslungener Nachahmungsversuch Dan Browns. Gleich auf der ersten Seite verrät er, dass der ursprünglich angedachte Entwurf eines „Kriminalromans“ nach Anraten seiner Frau verworfen wurde und sein Büchlein somit als „hypothese-reiche historische Abhandlung“ gedacht sei (S.7). Gerade dieses Selbstverständnis gibt seinem Unternehmen nun eine tragische Note, denn jetzt möchte er mit seinen Aussagen ja nicht mehr unterhalten, sondern ernst genommen werden.

Ziel allen historischen Wissens ist nie die Gewissheit, sondern stets die begründete Wahrscheinlichkeit. Im Laufe des Buches erweist sich Fried dann aber als Meister des unbegründeten Konjunktivs,

der seine Hypothesen immer wieder mit der Peitsche des Imperativs vorantreibt. Auf S.21 gibt er noch offen zu, dass er sich „ohne Zweifel“ auf Glatteis begibt. Auf S.26 geht es ihm um „mehr oder weniger erfolgreiche Annäherungen an das einstige Ganze“. Auf Seite 47 plötzlich der Umschwung: „Das Grab war leer! Damit haben sich alle Exegeten abzufinden.“ Basta! Auf S.73 sind Zweifel „unberechtigt“ (vgl. S.85, 106), eine Seite später ist Jesus „mit Gewissheit“ untergetaucht. Im Epilog bekräftigt Fried erneut: „Sie haben ihn nicht getötet, mit Gewissheit nicht“ (S.166). Denn „alle Beteiligten [sind] einem Irrtum aufgegessen, einem Schein- und Nicht-Wissen erlegen“ (S.165). Jesus, der „kynisch geprägte Lehrer und Thaumaturg“ blieb Jude: „Ein ‚Christ‘ wurde er gewiss nicht“ (S.159). Kriminalroman oder historische Abhandlung? Frieds religionskritische Absolutheitsansprüche wären für Erstes, wenn überhaupt, eher angemessen gewesen. Er entschied sich für Letzteres.

Fried plädiert dafür, endlich den Medizinern das Wort zu erteilen (S.25). Die Scheintod-Theorien früherer Vertreter wie z.B. Schleiermacher konnten nämlich nicht überzeugen, da sie „von zu vielen Hypothesen und unbeweisbaren Voraussetzungen geprägt [waren]. Ihnen fehlte gleichsam der harte Kern [...]“ (S.70). Diesen „harten Kern“ glaubt Fried nun naturwissenschaftlich bzw. medizinisch liefern zu können. Dafür

stützt er sich auf einen kurzen Artikel von Ledochowski und Fuchs, „Die Auferstehung Christi aus medizinischer Sicht“ (2014). Doch schon in den 1940er Jahren erschien ein Artikel von W.B. Primrose, „A Surgeon looks at the Crucifixion“, der den Stich in Jesu Seite als nicht letale abdominale Verletzung gewertet hatte (S.172). Das 1986 auch ein detaillierter Artikel der Mediziner Edwards, Gabel und Hosmer erschienen ist („On the Physical Death of Jesus“)², der medizinisch für den Tod Jesu plädiert, wird von Fried nur kurz in einer Anmerkung erwähnt (S.26, 171). Es passt ja auch nicht zu seiner These. Diese mutet wie aus einem zweitklassigen Kirchenthiller an: „Jesus war zunächst in eine tiefe, narkoseähnliche CO₂-Ohnmacht gefallen; man konnte ihn für tot halten. Sein Retter aber war nahe, jener römische Soldat nämlich, der ihm zufällig in die betroffene Seite stach. Das war kein Todesstoß, wie gelegentlich angenommen wird, vielmehr ein Kontrollstich in die Rippen, um zu prüfen, ob der Gekreuzigte tatsächlich tot war. Er war es nach Meinung der Soldaten“ (S.36–37).

Der harmlose „Kontrollstich“ sorgte für eine Entlastungspunktion und linderte die Atemnot. „Die verzögerte Sauerstoffzufuhr im Hirn“ ließ Jesus dann noch eine Weile für tot erscheinen, obwohl er flach, kaum wahrnehmbar, wohl mit nur einem Lungenflügel, wei-

teratmete (S.37). Jesus überlebte also dank inkompetenter römischer Henker. Allein dies lässt schon zweifeln, wenn man den Umstand bedenkt, dass römischen Scharfrichtern bei Nachlässigkeit, sprich: Davonkommen des zu Exekutierenden, selbst die Todesstrafe drohte. Nun wurde der scheinote Nazarener vom Kreuz abgenommen und den eigentlichen Rettern übergeben. Joseph von Arimathia und Nikodemus standen zur Stelle und hielten dann im Grab – „wunderbarer Weise – einen aus der Ohnmacht Erwachenden in ihren Armen“ (S.38). Sie waren es nun auch, die die fantastische Geschichte von Jesu Auferstehung ausformulierten, denn die „schlichten Jesus-Jünger kamen dafür gewiss nicht infrage“ (S.59).

Spätestens hier beginnen sich die konfuse Widersprüche in Frieds Theorie zu häufen. Laut Fried hüteten „die Wissen- den“, also Nikodemus und Joseph von Arimathia, geheimbündlerisch die „Geheimnisse der ‚Auferstehung‘“ vor den Jüngern. Auch Paulus wurde ein Opfer dieser Vertuschung (S.59). Schwerstverletzt kommt Jesus dem Tode davon und nimmt in den folgenden Wochen bis zu seiner angeblichen Himmelfahrt, die in Wirklichkeit seine Flucht in die Dekapolis darstellt, „die Unterweisung seiner Jünger wieder auf, lehrte also wieder“ (S.81). Wie die Jünger dazu kamen, den völlig zerschundenen Jesus als triumphalen Todesüberwinder

zu akzeptieren, erklärt uns Fried leider nicht. Für die Juden bedeutete der Tod am Schandpfahl die völlige Zerstörung jeglicher messianischer Hoffnungen. Allein das jüdisch-programmatische Statement aus Deuteronomium 21,23 reicht aus, um Frieds gemutmaßte Vergöttlichung eines gescheiterten jüdischen Wanderpredigers in das Reich der Fabeln zu verweisen. Dort heißt es: „Denn von Gott verflucht ist derjenige, der [ans Holz] gehängt wurde“ (Schlachter 2000). Die psychologisch destruktiven Auswirkungen des Kreuzigungsvorgangs in der damaligen Welt sind für uns heute, die wir uns so an das Kreuz als Kulturgut gewohnt haben, gar nicht mehr vorstellbar (siehe hierfür Martin Hengels vorzügliche Studie *Crucifixion*, Philadelphia 1977).

Auch erklärt Fried uns nicht, warum es Jesus in den folgenden Wochen seiner Unterweisung nicht für nötig hielt, den Jüngern die Wahrheit zu sagen. Und warum „das Wunder der Todüberwindung [...] öffentlich werden [sollte]“, wie Fried auf Seite 79 behauptet, warum der Auferstehungsglaube als Rettung der Jesus-Gemeinde diene (S.142), wird auch nicht weiter erläutert. Wäre es nicht am sichersten für Jesus gewesen, so lange wie möglich unentdeckt zu bleiben? Was wäre für Römer und Priester naheliegender gewesen, als den Entkommenen sofort erneut zu exekutieren? Warum haben Nikodemus und Joseph den

Gemarterten nicht im Verborgenen gehalten? Und welche Motive hatten später die Jünger, Jesus erscheinen und genau nach sechs Wochen verschwinden zu lassen (S.83)? Der Höhepunkt dann auf S. 123. Hier behauptet Fried, dass die Jünger in Jerusalem nach dem Verschwinden Jesu trotz vorherigen sechswöchigen Unterrichts den von Jesus abgelehnten Osterglauben fest etablieren konnten. Fried spekuliert allen Ernstes, ob der Emigrant Jesus später überhaupt wusste, was von ihm verkündet wurde. Was hat Jesus seine Jünger in den sechs Wochen denn gelehrt, dass sie dann, sobald er verschwunden war, mit seiner Auferstehung genau das Gegenteil von dem verkündeten, was er wollte? Jedenfalls, so Fried, erleichterte Jesu Verschwinden seine „Vergöttlichung“, auch dank des Umstands, dass der Auferstehungsglaube im antiken Judentum fest verwurzelt war (S.82–83). Natürlich waren die Jünger mit dem Auferstehungsglauben vertraut. Jedoch mit der allgemeinen Auferstehung aller am Ende der Zeit, nicht mit der Auferstehung Einzelner inmitten der Geschichte, wie die Reaktion Marthas auf Jesu Aussage bzgl. der Auferweckung des Lazarus eindrucksvoll belegt (vgl. Joh 11,24).

Vergöttlichung also eines Gekreuzigten im orthodoxen Judentum des ersten Jahrhunderts? Eines Gekreuzigten, der nach wunderhaftem Überleben seine Nachfolger instruiert, ihn nicht als Gott

zu verehren und diese dann genau das nach seinem Verschwinden trotzdem tun? Fried mutet seiner Leserschaft einiges an Vorstellungskraft zu. Seiner Ansicht nach entstand das Christentum dank unfähiger Henker, Joseph von Arimathia und Nikodemus. Joseph und Nikodemus haben wir „die Erstverkündigung der Auferstehung zu verdanken, [...] die Grundlegung der neuen Religion“ (S. 86–87).

Jesus „lebte, er aß, er trank, er lehrte. Er war nicht tot“ (S. 41). Auch kein verzögertes Sterben einige Wochen nach dem wundersamen Überleben? Für Fried unmöglich. Er fragt allen Ernstes: „Was wäre dann die Todesursache?“ (S. 83). Nun, wie wäre es mit Wundstarrkrampf oder anderen Infektionskrankheiten? Geißel, Nägel und Lanze werden vor Gebrauch von den Legionären kaum desinfiziert worden sein. Aber Jesus darf für Fried auch später nicht sterben, denn sonst hätte er keine Grundlage mehr für seine Abenteuergeschichte im zweiten Teil des Buches. Gemäß Fried flieht Jesus zunächst nämlich in die Dekapolis und dann nach Ägypten, bevor es ihn nach einem missglückten Rückkehrversuch schließlich nach Ostsyrien verschlägt. Dass es sich bei dem aufrührerischen Ägypter, für den Paulus in Apostelgeschichte Kapitel 21 fälschlicherweise gehalten wird, um Jesus handelt, ist für Fried offensichtlich (S.116–119). Übrigens: Für genau diese Stelle ist die Apos-

telgeschichte in seinen Augen ausnahmsweise historisch zuverlässig, genau wie auf S. 84, wo sie ihm ebenfalls gut ins Konzept passt. Ach ja, Frieds Hauptgrund, warum Jesus nach seinem Überleben in die Dekapolis flüchtet, ist folgender: Den Evangelisten unterlief bei der Geschichte von der Heilung des Besessenen in Gerasa bzw. Gadara (Mk 5; Mt 8) ein „Erinnerungslapsus, eine temporale Inversion“ (S. 105). Tatsächlich war Jesus erst nach seiner Kreuzigung, also in seiner zweiten Lebensphase, dort. Der Name des von Jesus ausgetriebenen Dämons lautet nämlich „Legion“. Römische Kerntruppen wurden in der Dekapolis aber erst nach Niederschlagung des Jüdischen Aufstands, also nicht vor dem Jahr 73, stationiert (S. 102–103). In der römischerfreundlichen Gegend ist der wiedergenesene Jesus nach seiner Kreuzigung (S. 103) dann mit einer romfeindlichen Botschaft aufgetreten. Mittlerweile hat Jesus ja auch allen Grund zu seiner Romfeindlichkeit, haben die Römer doch erfolglos versucht, ihn aufs Kreuz zu legen („Legions-Dämon“, S.104–105).

Jesus muss somit erneut fliehen, denn mit seiner antirömischen Polemik kommt er im Zehn-Städte-Gebiet nicht gut an. Also weiter nach Ägypten. Warum Ägypten? Das wissen wir u. a. durch Kelsos, den Kritiker des Christentums aus dem 2. Jahrhundert, dessen Schriften Origenes eine ausführliche

Erwiderung widmete. Den von Kelsos und späteren Judenchristen kolportierten Gerüchten dürfen wir wie den kanonischen Evangelien natürlich keinen Glauben schenken (S. 118–119). Aber eine zuverlässige Tatsache verraten uns diese Informanten dann doch: Jesus war zwölf Jahre lang in Ägypten. Diese Auskunft ist historisch zuverlässig. Ganz sicher! Warum wir gerade dieser Information vertrauen dürfen? Das verrät uns Fried leider auch nicht. Aber es muss so sein. Die Zeit in Ägypten war demnach kein Kindheitserlebnis, wie Matthäus (2,13–15) wieder einmal fälschlich berichtet, sondern „vielmehr ein Exil aus Armut“ (S. 118–119). Fußnoten bzw. Anmerkungen, mit denen Fried seine Thesen substantiell stützen würde, sind auf seinem wilden Ritt übrigens spärlich gesät. Als Beispiele dienen hier die Seiten 108–109 und 127, 150, 160–161, in denen der verhinderte Kriminalbuchautor radikale Thesen aufstellt, ohne sie ausreichend bzw. überhaupt zu belegen.

Auch die Schlüsselpassage aus dem Johannesevangelium, Kapitel 19, Verse 33 und 34, mit dem Lanzenstich in die Seite Jesu ist für Fried historisch unbedingt zuverlässig (S. 30: „Ich hege an der Sachlichkeit des Berichts keine Zweifel [...]“). Bei den restlichen biblischen Quellen, vor allem der Apostelgeschichte mit „ihrer offenkundigen Fehlerhaftigkeit“ (S. 174) und den Synoptikern mit ihrer „Einsilbigkeit und Wundersucht“

(S. 53, vgl. 64), handelt es sich allerdings um nicht ernstzunehmende „Glaubensdokumente“ (S. 26): „Keiner der Evangelisten wusste im Hinblick auf Grablegung und Auferstehung Genaueres“ (S. 89). Denn die kanonischen Evangelien und die Apostelgeschichte, die ja „frühestens zwei Generationen nach dem Geschehen konzipiert [wurden]“, sind mit ihren Glaubensausschmückungen generell unglaubwürdig (S. 92). Von diesen Texten also kommt keine Hilfe (S. 94). Da vertraut Fried schon lieber der „Exzerptsammlung des ‘Abd al-Jabbār (gest. 1024/25), die [...] tradierte Texte des fünften oder sechsten Jahrhunderts [...] überliefert“ (S. 126). Denn hier liegen auch nur ca. 500 Jahre zwischen Original und Sammlung. Ein halbes Jahrtausend Zeitabstand? Für Fried kein Problem. Ca. 40 Jahre bei den Evangelien? Äußerst problematisch!

Überhaupt ist Fried nur zu loben, wenn er bei seiner „Suche keinen visionären, ekstatischen Formen christlicher Verkündigung“ vertraut (S. 93). Vielmehr gilt: „Legenden als Quelle für Jesu Überleben? Warum nicht? Die kanonischen Texte, spät wie sie überliefert sind, präsentieren sich [...] nicht weniger legenden-, mythen-, mitunter geradezu märchenhaft“ (S. 135), sind durch die „legendenbildende Macht der Jahrzehnte“ deformiert (S. 52) und auch nicht durch Augenzeugenschaft geprägt (S. 157). „Allein der Jünger, den Jesus liebte, dürfte

Augenzeuge gewesen sein“ (S. 68). Natürlich, denn den braucht Fried ja auch für seine Theorie. Warum ausgerechnet an der Sachlichkeit des Johannes keine Zweifel bestehen, der ja in der Auslegungsgeschichte unter den Evangelisten seit David Friedrich Strauß den schwerssten Stand hat, verrät uns Fried dann auch nicht weiter (S. 20, 22, 30, 90).

Überhaupt offenbart Frieds mangelhafte Bewertung der Augenzeugenschaft erneut beispielhaft seine fehlenden Einblicke in den gegenwärtigen Forschungsstand. Er ist vom Kenntnisstand her bei der formgeschichtlichen und religionsgeschichtlichen Skepsis Anfang des letzten Jahrhunderts stecken geblieben und hinkt dem aktuellen Stand somit nur ungefähr 60 (Formgeschichte) bzw. 100 Jahre (Religionsgeschichte) hinterher. Bultmann als Hauptvertreter der formgeschichtlichen Schule wird ab und an erwähnt (speziell S. 46) und Frieds religionsgeschichtliche Abhängigkeit offenbart sich u. a. auf S. 143, wo er – mit äußerst mangelhaften Quellenverweisen – den Einfluss von Mysterienkulten behauptet. Diese These wurde schon in den 1950er Jahren im bahnbrechenden Werk von Hans Grass, *Ostergeschehen und Osterberichte* (1956), zurückgewiesen. Doch für Fried sind die Evangelien prinzipiell unzuverlässige „Glaubensdokumente“ (S. 26), von der Profanhistorie kaum berührte Glaubensanweisungen (S. 155), die nicht herangezogen werden

dürfen, außer natürlich, wenn es um die Weiterentwicklung der eigenen Theorien geht.

Von den Forschungsergebnissen der epochalen theologischen Wende, die ab 1953 mit Bultmanns Schüler Käsemann einsetzte, lesen wir nichts; somit auch nichts vom eben angesprochenen Hans Grass. Weder von Campenhausen noch von Pannenberg, der seine ganze Christologie anhand der historischen Verifizierbarkeit von Jesu Dienst und Auferstehung entwickelte, ist bei Fried etwas zu finden. Die wichtigen Arbeiten der skandinavischen Uppsala-Schule um Harald Riesenfeld und Birger Gerhardsson zur jüdisch-mündlichen Überlieferungstradition (*Jewish Oral Tradition*) sind Fried unbekannt oder werden ignoriert (vgl. seine Aussage auf S. 73); ebenso die Weiterentwicklung dieses Ansatzes durch den deutschen Gelehrten Rainer Riesner (*Jesus als Lehrer*, Tübingen 1981). Die eminenten Arbeiten von Martin Hengel und Richard Bauckham? Keine Spur! Wissenschaftler wie Pinchas Lapide, der als Jude überzeugt ist, Jesus sei körperlich auferstanden, und die Ergebnisse anderer jüdischer Forscher wie Geza Vermes, Schalom Ben-Chorin oder Samuel Sandmel, die die jüdische Seite Jesu ganz neu hervorgehoben haben? Fehlanzeige! Stattdessen beharrt Fried auf Jesus als illiteratem (S. 86–87; vgl. S. 59, 90) aber trotzdem weisen, nämlich kynischem Wanderlehrer (S. 98, 104, 111, 113, 116,

118, 159, 161) und einer ebenso wenig begründeten Ost-West-Dichotomie: der lateinische Westen mit seinen Verfälschungen und Legendenbildungen vom Gottessohn Christus gegen den aramäisch-arabischen Osten mit dem in den bekämpften Häresien durchscheinenden „echten“ Wanderprediger Jesus (S. 94, 98, 108–109, 120–121, 125, 131, 143). Der Islam ist mit seiner Leugnung der Gottheit und des Kreuzestodes Jesu dann auch näher an der Wahrheit als das hellenisierende Christentum im Westen (S. 140–141, 144–145, 148–149, 153–154). Harnack lässt grüßen.

Da überrascht es dann auch nicht mehr, wenn Fried behauptet, von den kanonischen Evangelien hätten wir „erst mit jahrhundertelanger Verspätung“ Handschriften (S. 158). Vom John-Rylands-Papyrus (P52), das auf der Vorderseite Johannes 18,31–33, auf der Rückseite Johannes 18,37–38 enthält und von Paläographen zwischen die Jahre 100 und 150 n. Chr. datiert wird, scheint er noch nichts gehört zu haben. Nein, Fried vertraut bei seiner Suche „keinen visionären, ekstatischen Formen christlicher Verkündigung“ (S. 93). Da vertraut er schon lieber dem apokryphen Thomas-evangelium, denn das „könnte [...] in größter Nähe zum ‚Auferstandenen‘ entstanden sein“ (S. 93). Das frühestens im zweiten Jahrhundert entstandene Thomasevangelium mit seinen „deutliche[n] Korrekturen an der in hellenistischer

Tradition verbreiteten Lehre der kanonischen Evangelien“ (S. 131) ist Fried wichtige Quelle in der Spurensuche. Da muss man dann auch nicht die dort in Logion 114 gelisteten, frauenfeindlichen Aussagen Jesu und Petri erwähnen; dann schon lieber die paulinische Misogynie in den Vordergrund rücken (S. 92). Frieds blindes Vertrauen in das Thomasevangelium nimmt spätestens auf S. 133 groteske Züge an: Lediglich aufgrund einer Erwähnung des Herrenbruders Jakobus in Logion 12 verlegt Fried die Entstehungszeit der Schrift tatsächlich vor 62 n. Chr. (laut Josephus wurde Jakobus in diesem Jahr gesteinigt)! Keine weitere Begründung, keine Anmerkungen und Quellenverweise. Einfach nur eine völlig willkürliche Bevorzugung des Thomas-evangeliums gegenüber den vier kanonischen Texten. Was soll man da noch sagen?!

Apropos Herrenbruder! Für Grass, *Ostergeschehen und Osterberichte*, ist die Bekehrung des ursprünglich skeptischen Jakobus einer der sichersten Belege für die Auferstehung Jesu. Fried jedoch findet diesen außergewöhnlichen Umstand keiner Erwähnung geschweige denn Erklärung wert. Auch auf Gründe für die Kehrtwendung des Apostels Paulus vom Christenverfolger zum Christusverkündiger geht Fried nicht ein. Vielmehr gilt für Fried: „Jesu irdische Lebensgeschichte interessierte den Apostel nicht. Wie Jesus dem Grab entkommen war,

ahnte der Apostel nicht“ (S. 60). Für Paulus und die von ihm betreuten Gläubigen „zählten [...] allein Todüberwindung und Auferstehung“ (S. 62). Auf die psychologische Absurdität dieser Vermutung wurde u. a. von Martin Hengel hingewiesen. Alleine schon aufgrund der einzigartigen Skandalstellung des Kreuzestodes in der Antike, so Hengel, war es den ersten christlichen Missionaren unmöglich, ihre Botschaft ohne ausführliche Informationen zum Leben und Sterben Jesu weiterzugeben. Sie mussten in ihrer Verkündigung detailliert auf die Umstände der Kreuzigung und Auferstehung eingehen, sonst hätte ihre Botschaft überhaupt kein Gehör gefunden.³

Außerdem: Möchte Fried uns wirklich glauben machen, dass in den fünfzehn Tagen, die Paulus mit Petrus und Jakobus in Jerusalem verbrachte (vgl. Galater 1,18–20), keinerlei Austausch zwischen den Dreien bezüglich der Kreuzigung und Grablegung stattgefunden hat? Paulus war laut Fried wohl nicht näher interessiert (S. 60–61). Er war aber kein Betrüger, sondern Betrogener, da er den Auferstehungsglauben der hellenistischen Gemeinden lediglich übernommen hat (S. 45–46, 59) und auch – man höre und staune – von Jakobus oder Petrus während ihrer intensiven Zusammenkünfte hinsichtlich dieser falschen Botschaft nicht korrigiert worden ist (S. 91–92). Es muss allen Ernstes gefragt werden, wen Fried mit solchen fantasie-

vollen Geschichten überzeugen möchte? Abschließend noch ein letzter Edelstein aus der Friedschen Analyse: Auf den Seiten 90–91 betont er bezüglich des Treffens zwischen Paulus, Petrus und Jakobus auf der Grundlage von Galater 1,16–17, dass sich Paulus mit keinem Menschen beraten habe, auch nicht mit den Jüngern in Jerusalem. Das von Paulus festgehaltene fünfzehntägige Treffen mit Jakobus und Petrus in den Versen 18 bis 20 wird hier von Fried jetzt ganz ignoriert, obwohl er sie dreißig Seiten zuvor zitiert hat.

Diese Beispiele geben nur einen kleinen Einblick in die fantasiereiche Abenteuerwelt eines Mittelalterhistorikers, der denkt, er sei in der 2000-jährigen Kirchengeschichte der Erste, der die seiner Meinung nach als „sicher“ geltenden medizinischen Implikationen von Johannes 19,33–34 theologisch erkannt hat (vgl. S. 21, 122, 164). Die daraus folgenden Denkmöglichkeiten, die Fried uns anbietet, sind äußerst originell. Im Kontext seiner These, Jesus sei nach Ägypten geflohen, formuliert er treffend: „Dass Jesus in Ägypten auftrat [...] ist denkbar, nicht aber bezeugt“ (S. 120). Natürlich ist dies denkbar. Es ist auch denkbar, dass Jesus von Außerirdischen entführt wurde und auf dem Doppelstern Alpha Centauri als Wanderprediger weiterwirkte. Fried, der als nüchterner Historiker die religiösen Mythen durch sachliches Wissen platzen lassen möchte, prä-

sentiert seiner Leserschaft fantastische Thesen, für die es wenig bis gar keine Anhaltspunkte gibt und die darüber hinaus den vielen weiteren erklärungsbedürftigen Tatsachen nicht gerecht werden. Die Vorgehensweise Frieds bietet somit ein exzellentes Beispiel für die Feststellung Rainer Riesners: „Der Skepsis gegenüber den Quellen kontrastiert oft ein ungebrochenes Vertrauen in die eigenen Hypothesen. V. Taylor hatte mit Recht kritisiert, daß R. Bultmann bei seiner Analyse der synoptischen Überlieferung möglichen Lösungen oft mit mehr Sympathie gegenüberstand als wahrscheinlichen. Denkbarkeit ist aber noch lange nicht Wirklichkeit! Skeptizismus und Spekulation erweisen sich oft als geistesgeschichtliche Zwillinge [...].“⁴ Zu welchen absurden Ergebnissen würden wir kommen, würden wir uns mit Frieds hier praktizierter Vorgehensweise in seinem eigenen mittelalterlichen Forschungsfeld betätigen, mit einer ähnlichen prinzipiellen Skepsis gegenüber den Quellen, wie er sie gegenüber den kanonischen Schriften an den Tag legt, mit einer ähnlichen Willkürlichkeit in Bezug auf zweitklassige Überlieferungen, mit einer ähnlich fatalen Logik und Voreingenommenheit?

Zusammengefasst diskreditiert sich Frieds Werk also durch mindestens fünf zentrale Mängel. Erstens: Erklärungsnot! Selbst für den äußerst unwahrscheinlichen Fall, dass Frieds medizinische

Hypothese mit all den dafür benötigten Zufällen stimmen sollte, versagt sie in der Erklärung aller erklärungsbedürftigen Fakten. Zweitens: Willkür! Fried geht in der Auswahl der Quellen durch eine naturalistische Voreingenommenheit (S. 54) selektiv und wissenschaftlich unverantwortlich vor. Material, das seinen Thesen widerspricht, wird ignoriert oder ist ihm unbekannt. Damit verbunden der dritte Mangel: Rückstand! Fried ist als Laie nicht auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand. Er übersieht dementsprechend wichtige Entwicklungen und Quellen. Viertens: Widersprüche! Fried verfilzt sich in geheimbündlerischen Thesen und präsentiert zueinander konträr laufende Ungereimtheiten. Fünftens und letztens: Spekulation! Speziell aufgrund der Mängel 2 und 3 ist vor allem der zweite Buchteil (Kapitel 4 bis 6) von völlig unbegründeten Hypothesen durchzogen. In Frieds eigenen Worten handelt es sich hier um „reine Spekulation“.

So bleibt zum Schluss nur ein kleinwenig Bedauern über Frieds verpasste Möglichkeit: Hätte er sich doch bloß für den Kriminalroman entschieden! Für Frieds „Wunder“ der Rekonvaleszenz Jesu (S. 77) braucht es jedenfalls weitaus größeren und vor allem blinden Glauben als für Jesu leibliche Auferstehung von den Toten.

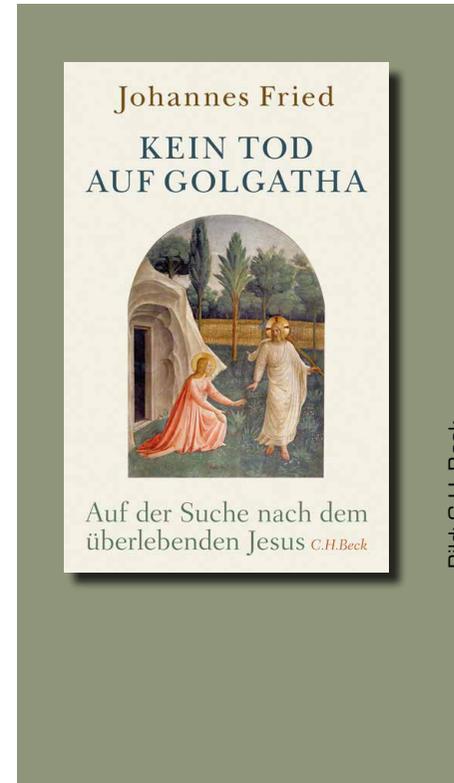


Bild: C. H. Beck

Anmerkungen

¹Werner Georg Kümmel. Jesu Antwort an Johannes den Täufer. Ein Beispiel zum Methodenproblem in der Jesusforschung. Wiesbaden, 1974. S. 143.

²URL: <https://jamanetwork.com/journals/jama/article-abstract/403315> [Stand: 02.06.2020].

³Martin Hengel. Crucifixion. Philadelphia, 1977. S. 18.

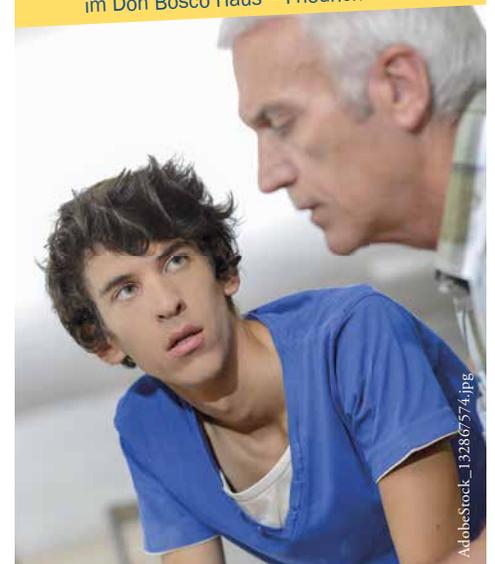
⁴Rainer Riesner. Jesus als Lehrer. Tübingen, 1981. S. 81.

SEELSORGE

AUFBAUKURS II

15.–20. NOVEMBER 2020

im Don Bosco Haus – Friedrichshafen



AdobeStock_132867574.jpg



MARTIN BUCER SEMINAR

Ron Kubsch

Systematische Theologie der Puritaner

Joel R. Beeke u. Mark Jones

Joel R. Beeke u. Mark Jones. *Systematische Theologie der Puritaner*. Waldems: 3L Verlag, 2019. ISBN 987-3-943440-88-1. 1296 S., 39,90 Euro.

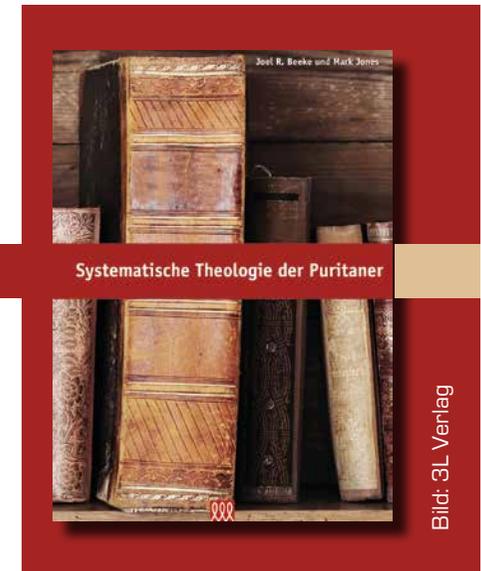
Der Begriff „Puritaner“ stammt aus dem elisabethanischen England. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts wurde er benutzt, um abschätzig jene Christen, die die Kirche von England nach biblischen Maßstäben reformieren wollten, zu bezeichnen. Eigentlich wollten die Puritaner „die Frommen“ (godly) genannt werden. Aber das ursprüngliche Schimpfwort setzte sich durch.

Der Puritanismus war im Kern darum bemüht, die Theologie Johannes Calvins mit Ansätzen einheimischer Geistlicher, etwa William Tyndale oder John Bradford, zu verbinden. Doch wäre es falsch, zu meinen, die Puritaner seien ausnahmslos Vertreter einer reformierten

Theologie gewesen. Richard Baxter (1615–1691) war zwar ein Puritaner, aber theologisch nicht reformiert. John Goodwin (1594–1665), ebenfalls ein bekannter Puritaner, war theologisch ein Arminianer. John Milton (1608–1674) neigte wahrscheinlich sogar zum Arianismus und John Eaton (wahrscheinlich 1575–1631) war ein Antinomist, also jemand, der davon ausging, dass mit dem Neuen Bund das alttestamentliche Moralgesetz überholt worden sei (griech. *anti* = ‚gegen‘, *nomos* = ‚Gesetz‘; sinngemäß also „ohne Gesetz“). Die Mehrheit der Puritaner gehörte freilich zur sogenannten „reformierten Rechtgläubigkeit“. Sie vertraten also mehrheitlich strenge calvinistische Positionen und verteidigten diese mitunter ziemlich polemisch gegen katholische, arminianische und lutherische. Waren zum Beginn der Reformation in England die Lutheraner noch

ziemlich einflussreich, wurde ihre Bedeutung durch die puritanische Bewegung mehr und mehr zurückgedrängt. Vor allem der lutherische Gottesdienst erschien vielen Puritanern als zu katholisch und festigte die Zurückhaltung gegenüber lutherischen Einflüssen. John Owen, ein wahrlich belesener und gelehrter Puritaner, soll in seinen vielen Büchern nicht einmal lutherische Theologen zitiert haben. Schriften von Martin Luther hat aber sehr wohl gelesen und zweifelsohne verdankt die puritanische Theologie insgesamt dem deutschen Reformator viel.

Was hat es aber mit dem endlich auch in deutscher Sprache erschienen Buch *Systematische Theologie der Puritaner* auf sich? Die beiden Autoren Joel R. Beeke und Mark Jones haben beobachtet, dass viele Puritaner herausragende Dogmatiker waren, sie aber nur selten gelesen wer-



den. Das hat etwas mit der Zugänglichkeit ihrer Werke zu tun, liegt aber auch daran, dass es ihnen gegenüber viele Vorbehalte gibt. So wird immer wieder darauf verwiesen, dass die Puritaner gesetzlich gewesen wären. Wer sich jedoch mit der „gesamten puritanischen Theologie“ beschäftigt, wird – so die Autoren – dieses Urteil überdenken (S. 25). Ähnliches gilt für den Vorwurf, dass die Calvinisten sich sehr weit von Calvin entfernt hätten (die Calvin-versus-Calvinismus-Debatte). Hier stimmt das, was viele Leute über die Puritaner denken und behaupten, nicht mit dem überein, was die Geistlichen im 16. und 17. Jahrhundert tatsächlich geschrieben haben.

Also haben die Autoren sich die Mühe gemacht, klassische Themen der Systematischen Theologie anhand von puritanischer Primärliteratur darzustellen. Sie schreiben so etwa über die Trinität, die Rechtfertigungslehre, die Prädestination, die Engellehre, die Sünde, die Bünde, den Heiligen Geist oder auch das Abendmahl. Die behandelten Themen sind im Groben: Einführung (oder auch Prolegomena), Lehre von Gott, Anthropologie und Bundestheologie, Christologie, Soteriologie, Ekklesiologie, Eschatologie und Praktische Theologie. Manchmal kommen bei der Darstellung des Stoffes viele Puritaner zu Wort. Hin und wieder konzentrieren sich die Ausführungen jedoch auf einen Autor. So ist das Kapitel 4 den Eigenschaften Gottes gewidmet. Zu Wort kommt Stephen Charnock (1628–1680), der ein gigantisches Werk von ca. 960 Seiten zu diesem Thema hinterlassen hat.¹ Das Kapitel beginnt mit einer Einführung, in der das erwähnte Buch zur Gotteslehre und Stephen Charnock vorgestellt werden. Es folgen Abhandlungen zum Sein Gottes, zu Gottes Einfachheit, Ewigkeit, Allgegenwart, Allwissenheit, Weisheit, Allmacht, Heiligkeit, Güte, seinem Herrsein und zur Geduld sowie ein abschließendes Fazit. Gelegentlich werden längere Zitate angeführt. In der Regel fassen die Autoren allerdings die Kernaussagen Charnocks zusammen und kommentieren diese noch kurz. Gerade diese Kom-

mentare, die die Aussagen oft kontextualisieren und aktualisieren, erweisen sich als sehr hilfreich und erleichtern dem Leser das Verstehen. Nicht immer bringen Beeke und Jones eigene Überlegungen ein. Manchmal ziehen sie Kenner der reformierten Orthodoxie heran, wie etwa Heinrich Heppe, Richard A. Muller oder Sinclair B. Ferguson.

Ich möchte die angewandte Methode am Beispiel von Gottes Unveränderlichkeit erläutern (S. 97–100). Zum Eingang der Ausführungen wird erklärt, dass die Unveränderlichkeit aufgrund der Einfachheit Gottes eine notwendige Eigenschaft ist. „Das heißt, weil Gott nicht aus mehreren Teilen besteht, kann er sich nicht verändern und verändert sich auch nicht. Er ist, was er immer war und immer sein wird“ (S. 97). Es folgt eine gute Dienste leistende Kontextualisierung. Mit Verweis auf Artikel 2.2 aus dem gewichtigen *Westminster Bekenntnis*² wird darauf hingewiesen, dass dort Gottes Unveränderlichkeit und seine Leidenschaftslosigkeit bekräftigt wird. Die Unveränderlichkeit Gottes ist aus der heutigen Sicht ein Problem. Viele Gegenwartstheologen gehen davon aus, dass die Unveränderlichkeit Gottes aus der antiken Philosophie importiert wurde.³ Ein unveränderlicher Gott ist für sie ein Gott, der nicht fühlen und damit auch nicht leiden kann. Folgender Verweis ist deshalb hilfreich: „Richard A. Muller sagt diesbezüglich, dass die

orthodox-reformierten Theologen einschließlich Charnock Gefühllosigkeit aber nicht als Gottes Eigenschaft ansehen“ (S. 97). Allerdings ist die Sache nicht ganz so einfach, wie die anschließenden Betrachtungen zeigen (S. 97–99). Verbunden mit der Unveränderlichkeit taucht weiterhin die Frage auf, weshalb die Bibel oft davon spricht, dass es Gott reute. Hier werden die Antworten von Charnock und Leigh angeführt. Beide greifen auf das Prinzip der Akkommodation (lat. *accommodatio*) zurück. Demnach kleidet Gott sich manchmal mit unserer menschlichen Natur, damit wir ihn überhaupt verstehen können. Diese sogenannten Anthropomorphismen werden in der Schrift verwendet, damit die Christen Zugang zu Gottes Vollkommenheit erhalten.

Ein ähnliches Vorgehen finden wir auch bei den anderen Themen. Insgesamt ist das umfangreiche Buch damit gut dafür geeignet, sich mit der Theologie der Puritaner bekannt zu machen, ohne die vielen einzelnen Werke, die ja meist gar nicht in deutscher Sprache erhältlich sind, lesen zu müssen. Die Lektüre wird freilich trotzdem keine einfache sein. Deshalb schließe ich mit einem langen Zitat aus dem Vorwort von Sinclair B. Ferguson, der wiederum den jungen John Owen zu Wort kommen lässt:

„Diese Seiten sind nicht voller Verwicklungen und Unklarheiten; sie sind aber auch nicht leicht zu lesen. Man wird

wieder an die Worte des jungen John Owen erinnert – zu der Zeit, als er ein etwas kantiger 30-jähriger war –, mit denen er sein Werk ‚Der Tod des Todes in dem Tod Christi‘ an seine Leser einleitete: ‚Wenn du weitergehen möchtest, dann möchte ich dich ersuchen, noch ein wenig zu verweilen. Wenn du, wie viele in dieser Zeit, in der viel vorgetäuscht wird, ein Zeichen- oder Titelsucher bist und Umgang mit Büchern pflegst, wie Cato ins Theater geht, nur um wieder hinauszugehen – dann hast du jetzt deine Unterhaltung gehabt, mach’s gut!‘“ (S. 10–11).

Anmerkungen

¹Jedenfalls zählt meine Ausgabe so viele Seiten: Stephen Charnock. „Discourse On The Existence and Attributes of God“ in: The Complete Works. Bd. 1–5. 1864–1866. Edinburgh; London; Dublin: James Nichol; James Nisbet and Co.; W. Robertson; G. Herbert, Bde 1–2. In dem hier besprochenen Buch steht merkwürdigerweise einmal, das Buch habe 1200 Seiten (S. 24) und einmal ist von 768 Seiten die Rede (S. 91). Im englischen Original stehen keine Angaben zu den Seitenzahlen.

²Das *Westminster Bekenntnis* von 1647 ist im puritanischen Geist verfasst und ein sehr bedeutendes „Kompromisspapier“ puritanischer Theologie. Eine deutschsprachige Ausgabe gibt es als: Thomas Schirrmacher (Hrsg.). Der evangelische Glaube kompakt: Ein Arbeitsbuch: Das Westminster Glaubensbekenntnis von 1647, Theologisches Lehr- und Studienmaterial des Martin Bucer Seminars. Bd. 17. 3. Auflage. Bonn; Hamburg: VKW; RVB, 2017.

³Siehe dazu: Wilhelm Maas. Unveränderlichkeit Gottes. München; Paderborn; Wien: Schöningh, 1974.

Ron Kubsch

Der Glaube an Gott im säkularen Zeitalter

Gerhard Kardinal Müller



Bild: Herder

Gerhard Kardinal Müller. Der Glaube an Gott im säkularen Zeitalter. Freiburg, Basel u. Wien: Verlag Herder, 2020. 495 S., 58,00 Euro.

Gerhard Kardinal Müller, von 1982 bis 2002 Professor für Dogmatik an der Universität München, von 2002 bis 2012 Bischof von Regensburg und von 2012 bis 2017 Präfekt der Kongregation für Glaubenslehre, ist einer der bedeutendsten katholischen Denker der Gegenwart. Viele nicht-katholische Theologen kennen ihn durch seine *Dogmatik*, die inzwischen in zehn Auflagen bei Herder erschienen und in mehrere Sprachen übersetzt worden ist. Der kürzlich verstorbene Neutestamentler Klaus Berger, der übrigens nach eigener Aussage bis

1995 kein Lehrbuch der Systematischen Theologie besessen hat, bezeichnete das Lehrwerk als „ein didaktisch gelungenes Buch“ mit „gediegenen Informationen, die stets das Wesentliche bieten“ (FAZ, 12.04.1995, Nr. 87, S.11). Ich greife genau aus diesen Gründen gern auf das kompakte Lehrbuch zurück. Entsprechend groß waren meine Erwartungen, als ich mit der Lektüre von *Der Glaube an Gott im säkularen Zeitalter* begonnen habe.

Der Band geht auf Vorlesungen sowie frühere Beiträge, die aktualisiert wurden, zurück. Auf Einladung der Katholischen Universität Lublin in Polen unterrichtete Kardinal Müller vom 7. bis 21. Oktober 2018 für Hörer aller Fakultäten. Viele Studenten und Professoren erbaten im

Anschluss die hier besprochene Veröffentlichung, die übrigens nicht als systematisches Lehrbuch oder geschlossene Monographie verstanden werden darf (vgl. S. 19–20). In einer Zeit, in der der Glaube nur noch ein Angebot unter anderen ist, möchte Müller zu zentralen Fragen und neuralgischen Punkten Stellung nehmen. Er schreibt dabei auch als Seelsorger, der die Fragen und Nöte der Menschen kennt (vgl. S. 22).

Müller trägt seine Apologetik auf der Grundlage der katholischen Gnaden- und Erkenntnislehre vor, wie wir sie eingängig etwa bei Thomas von Aquin finden. Er steht methodisch also in der Schuld Aristoteles', dessen Philosophie „ihrem Wesen nach nicht heidnisch, also vom Götterglauben durchdrungen, son-

dern vernünftig und darum geeignet“ ist, „sich argumentativ mit der durch die Vernunft erfassten Wirklichkeit von Mensch, Welt und Gott auseinanderzusetzen“ (S. 291).

Da der thomistische Ansatz bei der Behandlung konkreter Sachverhalte vorausgesetzt wird, sei er kurz skizziert: Unser Wissen von Gott kann nicht aus der Gottesidee logisch deduziert und damit rationalisiert werden. Wir können uns aber durch die Vernunft der Existenz Gottes versichern und sie vermittels seiner Wirkungen argumentativ darstellen, wenn er sich „im ‚Gleichnis des Seins‘ durch die Werke der Schöpfung (Röm 1,10 [vermutlich Röm 1,20, Anm. R. K.]) und im Urteilspruch des Gewissens (Röm 2,16 [vermutlich Röm 2,15, Anm.

R. K.]“ kundtut, ohne „dass er sein Wesen und Sein kund macht, so dass er mittels der Begriffsbildung unter die Herrschaft einer endlichen Vernunft geraten und somit verdinglicht werden könnte“ (S. 62–63). „Dem Glauben des Menschen an Gott geht die Liebe Gottes zu ihm voraus, die unser Herz öffnet und den Geist empfänglich macht, so dass der Glaube an Gott im Menschen nichts weniger als die antwortende Liebe ist“ (S. 64). Der Mensch erkennt den sich offenbarenden Gott nicht „kraft des eigenen Lichts seines natürlichen Denkvermögens (lumen naturale), sondern durch das eingegossene Licht des Glaubens (lumen fidei)“ (S. 64). Wir Menschen können also mit der Vernunft die Welt denkend erkennen und durchdringen. Gottserkenntnis braucht hingegen die Unterstützung von „Gnade und Offenbarung“, die quasi die natürliche Reichweite unendlich steigert (vgl. S. 64). Die Aufgabe der Theologie ist es, die „innere Vernünftigkeit aufzuzeigen, die sich aus der Selbstmitteilung Gottes als ‚Gnade und Wahrheit‘ (Joh 1,17) ergibt, um zum rechten Handeln in Kirche und Welt anzuleiten“ (S. 65). Versuche, den Glauben rationalistisch, also mit der natürlichen Vernunft begründen zu wollen, bedeuteten nur, den christlichen Glauben „dem Spott der Ungläubigen auszusetzen“ (S. 65–66). „Der Glaubende ist gehalten, jedem der nach dem Logos des Glaubens fragt (1Petr 3,15), eine ratio-

nale Antwort (= Apo-Logia) zu geben und Schwierigkeiten seiner freien Annahme zu überwinden. Der Glaube bleibt aber frei und kann nicht durch Vernunftgründe logisch erzwungen werden oder rationalistisch ad absurdum geführt werden. Der theologale Glaube ist von Seiten Gottes ein Geschenk seiner Gnade; aber von Seiten des Menschen eine Sache des freien Willens – *credere est voluntatis*“ (S. 289). Die natürliche Vernunft erkennt maximal, dass Gott ist. Wer Gott ist, kann aus dem Seienden nicht erschlossen werden. Kardinal Müller beruft sich hier auf Gedanken, die Dietrich Bonhoeffer in seiner Habilitationsschrift *Akt und Sein* (1931) geäußert hat: „Einen Gott, den ‚es gibt‘, gibt es nicht; Gott ‚ist‘ im Person-bezug, und das Sein ist sein Personsein“ (S. 67–68). Die Offenbarung Gottes durch Jesus Christus in seinem Wort geht über die Wirkungen der Schöpfung hinaus und vermittelt uns Menschen diese personale Beziehung zu Gott dank der inneren Kraft des Heiligen Geistes (vgl. S. 67).

Von diesen Voraussetzungen ausgehend nähert sich Müller nun den verschiedenen Anfragen, mit denen der christliche Glaube im säkularen Zeitalter konfrontiert wird. Wenn er vom säkularen Zeitalter spricht, dann bezieht er sich vor allem auf die Analyse des kanadischen Philosophen Charles Taylor, nach der der Glaube nicht mehr die alles bestimmende Wirklichkeit, sondern

nur eine Option ist.¹ „Gott darf im öffentlichen Leben, im Staat und allen Kulturinstitutionen, den Wissenschaften, dem öffentlichen Recht, der Moral, der Wirtschaft und Politik, der Schule und Erziehung, der Kunst und Literatur nicht mehr vorkommen. Er gilt nicht mehr fraglos als gemeinsamer Bezugspunkt der Wirklichkeitserschließung und Lebensbewältigung“ (S. 96).

Kardinal Müller erörtert insgesamt 20 Themen. Der Band wird mit einem Beitrag über Polen, ein Land, das die Freiheit liebt und einen christlichen Humanismus hervorgebracht hat, eröffnet. Es folgen Kapitel über die Gotteslehre, die kirchliche Tradition, die Selbstsäkularisierung des Christentums, Glaube und Vernunft, die Dreieinigkeitslehre, die Theodizee und so fort. Er kritisiert Atheismus, Posthumanismus, Relativismus und die Genderideologie. Stellenweise deckt der Kardinal den totalitären Anspruch atheistischer oder positivistischer Strömungen rigoros auf: „Gegenwärtig erleben wir im ‚Westen‘ eine neue Phase der De-Christianisierung von Gesellschaft, Kultur, der Wissenschaften, Erziehung und den Medien. Sie wird vorangetrieben durch demokratisch nicht legitimierte überstaatliche Organisationen“ (S. 371). Gleich anschließend schreibt er:

„Der nihilistische Atheismus hat unübersehbare Konsequenzen für das im Glauben an Gott den Schöpfer und Erlöser

gründende christliche Menschenbild. Wo er sich als Staatsideologie und in kämpferischen Atheistenclubs unter den [sic!] Slogan ‚Religion ist Privatsache‘ die Vernichtung der Kirche Christi oder ihre Marginalisierung zum erklärten Ziel gesetzt hat, bewirbt er sich als neuer selbst-erlöserischer Humanismus im Namen von Vernunft und Wissenschaft, Freiheit und Fortschritt in der Technik. Sein Ziel ist die restlose Kontrolle über die Natur und die Gesellschaft und über die Sprache und die innersten Gedanken und das Gewissen jedes einzelnen und aller Menschen. Wir stehen in einer totalen Gesinnungsdiktatur, wie sie die Welt noch nicht kannte oder lückenlos durchsetzen konnte.“ (S. 372)

Stark ist sein Verweis auf das Selbstmissverständnis, dass jede Theologie oder Epoche der Theologiegeschichte „sich der jeweils vorherrschenden philosophischen Richtung oder einem Systemdenker kritiklos“ anschließt (S. 310). Der Mahnung, dass ein Theologe die Welt in Kultur und Wissenschaft nicht sich selbst als „Raum des Unglaubens und der Gottlosigkeit“ überlassen darf, werden viele christliche Sozialethiker gern zustimmen (S. 366). Brillant auch die – aus seiner Sicht von Thomas herkommende – Überzeugung, dass nicht nur konkrete Evidenzen säkularen Denkens beantwortet werden müssen, sondern auch ihre Entstehungszusammenhänge auszuloten sind: Die Theologie

„muss vielmehr die soziologischen und intellektuellen Bedingungen des Geisteslebens der modernen Welt in den Blick nehmen, um aus ihnen heraus den Zugang zur Tatsache der Selbsterschließung Gottes in Jesus Christus als das Heil jedes Menschen offenzuhalten“ (S. 368).

Wer das Buch *Der Glaube an Gott im säkularen Zeitalter* genau liest, wird freilich schnell merken, dass der Titel eigentlich für „Der *katholische* Glaube an Gott im säkularen Zeitalter“ steht. Die vorgetragene Apologetik richtet sich nämlich nicht nur gegen gottlose Denke, sondern fernerhin gegen die Theologie der Reformation. Das folgende Zitat ist dafür programmatisch:

„Die reformatorischen Formal- und Materialprinzipien (*solus Christus, sola fide et gratia, sola scriptura*) erfassen das Gott-Menschverhältnis dialektisch als eine Widerspruchs-Einheit auf [sic.]. Die katholische Theologie geht von einer analogen Vermittlung aus, so dass Vernunft und Glaube, Natur und Gnade, menschliche Empfänglichkeit und göttliche Gabe eher als Synthese gedacht werden, die in der Annahme der menschlichen Natur durch das göttliche Wort ihr tragendes Fundament und das Prinzip ihres Erkenntniswerdens hat. Die *Analogia entis* ist die Voraussetzung der *Analogia fidei*. Daraus ergibt sich das katholische *et-et*; aber in der unumkehrbaren Reihenfolge: Chris-

tus und die Kirche, Glaube und Vernunft, Gnade und Sakramente, Gottesliebe und Nächstenliebe (gute Werke).“ (S. 402)

Die Apologetik der katholischen Theologie blitzt da auf, wo Gerhard Müller die Heiligenverehrung verteidigt (S. 58) oder unter Berufung auf Stefan Zweig dem Genfer Reformator Johannes Calvin vorwirft, die grausame Hinrichtung des Miguel Serveto betrieben zu haben (vgl. S. 36–37). Müllers Sicht auf Calvin verwundert, hat doch die Forschung bereits vor vielen Jahren nachgewiesen, dass Zweig *Castellio gegen Calvin* in agitatorischer Absicht verfasste und Calvin nicht der Hauptverantwortliche für die Hinrichtung von Serveto war.²

Die weitreichende Differenz zwischen katholischer und protestantischer Apologetik tritt vor allem dort offen zutage, wo Müller herausstreicht, dass nach katholischer Ursündenlehre die Fähigkeiten der natürlichen Vernunft nicht gravierend betroffen sind, auch nicht im Blick auf den theologischen Horizont der Ontologie, also „der Erkenntnis der Existenz Gottes durch die natürliche Vernunft“ (S. 312). Hier grenzt er sich drastisch von der reformatorischen Erkenntnislehre ab, nach der die menschliche Vernunft keinen Weg zu Gott findet, da sie selbst erlösungsbedürftig ist. Reformatorische Theologie deutet den Menschen nicht als ein

Geschöpf, das seinen Schöpfer sehnsüchtig sucht und ihn hören will (vgl. dagegen S. 74), sondern als „Feind Gottes“ (Röm 5,10; Kol 1,21; Eph 2,16) und „Gotthasser“ (Röm 1,30). Der Mensch lebt im Stand der Sünde eben nicht im neutralen Raum auf die Gnade wartend, sondern im aktiven Widerspruch gegen Gott. Es braucht einen göttlichen Eingriff, der ihn in die Krise stürzt und zugleich zu neuem Leben erweckt.

Gerhard Kardinal Müller hat mit *Der Glaube an Gott im säkularen Zeitalter* einen respektablen Sammelband zur Fundamentaltheologie vorgelegt. Er formuliert seine Argumente erwartungsgemäß präzise und glänzt stellenweise mit seiner Kritik des Zeitgeistes. Dass er als ehemaliger Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre ein durch und durch katholisches Buch geschrieben hat, wird ihm niemand vorwerfen. Vor allem katholische Christen werden daher gern auf das Buch zurückgreifen. Protestanten können von der Lektüre ebenfalls profitieren, da es solide und aktuell in die konfessionelle Fundamentaltheologie einführt und die Unterschiede zwischen thomistischer und reformatorischer Verteidigung des Glaubens veranschaulicht.

● — ZITAT ● ● ● ● ● (wikiquote) ● — ●

„Überall herrscht Gleichgültigkeit. Niemanden interessiert es, ob das Gepredigte wahr oder falsch ist. Eine Predigt ist eine Predigt, einerlei von was sie handelt; nur, je kürzer um so besser.“ *Charles Haddon Spurgeon*

Anmerkungen

¹Besonders Charles Taylor. Ein säkulares Zeitalter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2009.

²Thomas Schirrmacher schreibt: „So ist Stefan Zweig bis heute nachgedrucktes Buch von 1936 ‚Castellio gegen Calvin oder Ein Gewissen gegen Gewalt‘ über weite Strecken frei erfunden und fern jeder historischen Calvinbiografie. Wenn Zweig etwa schreibt: ‚Alle, die Calvin auch nur den geringsten Widerstand geleistet haben, werden hingerichtet, soweit sie nicht rechtzeitig aus Genf geflohen sind. Eine einzige Nacht, und es gibt in Genf keine andere Partei mehr als die calvinistische‘, so ist diese Nacht ebenso frei erfunden, wie überhaupt die Hinrichtung von Gegnern Calvins. Die meiste Zeit seines Lebens hatte Calvin mehr Gegner im Rat der Stadt Genf als Anhänger. Angesichts des geringen Einflusses, den Calvin auf die Genfer Politik hatte, ist ‚Die Machtergreifung Calvins‘, von der Zweig spricht, um Calvin auf eine Stufe mit Hitler zu stellen, absurd.“ In: Thomas Schirrmacher. „Einladung zum Studium der Institutio von 1536“. Johannes Calvin. Christliche Glaubenslehre: Erstausgabe der „Institutio“ von 1536. 2. Aufl., Hamburg; Bonn: RVB; VKW, S. XII–LVI, hier S. XLII). Mirjam G. K. van Veen sagt: „Im Fall Servet vertrat Calvin den Mainstream seiner Zeit. Das Urteil von Genf war mit dem Codex Justinian im Einklang, der sowohl für das Leugnen der Trinität als auch für das Leugnen der Taufe die Todesstrafe vorsah.“ In: Mirjam G. K. van Veen. „Calvin und seine Gegner“. Hermann J. Selderhuis (Hrsg.). Calvin Handbuch. Tübingen: Mohr Siebeck, 2008, S. 155–164, hier S. 156.

Tanja Bittner

Allein die Schrift ... warum eigentlich?

Don Kistler (Hrsg.)

Don Kistler (Hrsg.). *Allein die Schrift ... warum eigentlich?* Dillenburg: Christliche Verlagsgesellschaft, 2019. ISBN 978-3-86353-491-2, 174 S., 9,90 Euro.

Genau: Warum eigentlich dieses *Sola Scriptura*? Das ist eine Frage, die es heute – 500 Jahre nach Martin Luther – durchaus wert ist, gestellt und neu durchdacht zu werden. Schließlich ist es ein Charakteristikum der Evangelischen, nicht nur deswegen an überlieferten Glaubenssätzen festzuhalten, weil sie nun mal irgendwann im Lauf der Kirchengeschichte formuliert wurden und jetzt Teil unserer Tradition sind. Und siehe da: Mit dieser Feststellung befindet man sich zugleich bereits mitten im Thema des vorliegenden Buches.

Für *Allein die Schrift ... warum eigentlich?* wurden sieben Beiträge unterschiedlicher Autoren zusammengestellt, die die

Thematik aus verschiedenen Perspektiven beleuchten. Es handelt sich dabei um ein Buch, das bereits 1995 in englischer Sprache erschienen ist (*Sola Scriptura: The Protestant Position on the Bible*), und nun auch auf Deutsch vorliegt. Der englische Titel lässt etwas mehr als der deutsche erahnen, dass die Bedeutung des *Sola Scriptura* hier insbesondere in Abgrenzung zur katholischen Sicht erarbeitet wird – doch wird zu Recht auch darauf verwiesen, dass *Sola Scriptura* ebenso durch die evangelikale bzw. charismatische Praxis außer Kraft gesetzt werden kann, wenn man die eigene Glaubenserfahrung, Gefühle oder auch aktuelle „Offenbarungen“ zu Maßstäben macht, anhand derer man die Schrift bewertet (vgl. S. 172, ähnlich S. 82–83).

W. Robert Godfrey legt mit seinem Beitrag *Was bedeutet „Sola Scriptura“?* die Grundlage und definiert, „dass alle

Dinge, die *notwendig* für die Erlösung, den Glauben und das Leben als Christ sind, mit einer solchen Klarheit in der Bibel gelehrt werden, dass sie jeder noch so gewöhnliche Gläubige dort finden und verstehen kann“ (S. 27, Hervorhebung auch im Original). Wie groß der Gegensatz zwischen protestantischer und katholischer Sicht wirklich ist, wird klar, wenn man einerseits bedenkt, dass die Bibel über sich selbst verschiedentlich ihre *Allgenugsamkeit und Klarheit* aussagt (z. B. Mi 6,8; 2Tim 3,12–4,5) und sehr ernst davor warnt, ihren Worten etwas hinzuzufügen (vgl. Offb 22,18–19) – daher gibt es aus evangelischer Sicht keine Autorität neben oder gar über der Schrift. Im Gegensatz dazu beruft sich die katholische Kirche neben der Heiligen Schrift ausdrücklich auf die „Heilige Überlieferung“, die innerhalb der Kirche von den Aposteln her bis heute weiterge-

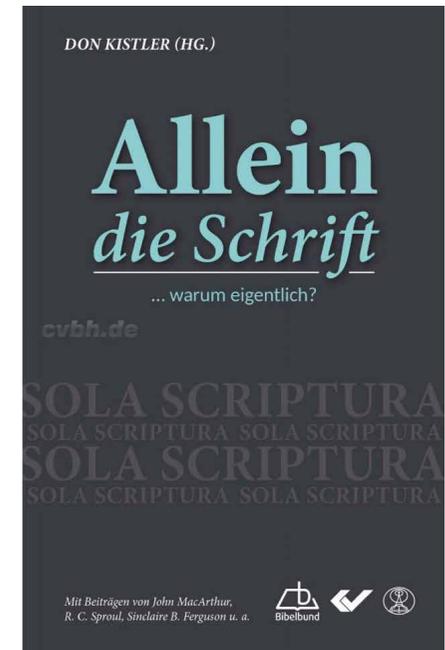


Bild: Christliche Verlagsgesellschaft

geben worden sei. Diese mündliche Überlieferung stehe auf gleicher Ebene wie das schriftlich gegebene Wort Gottes – was aus evangelischer Sicht nichts anderes als eine sehr umfangreiche Hinzufügung (und oft auch Modifizierung der Lehre) ist.

Als Nächstes unternimmt James White mit *Die Bedeutung von „Sola Scriptura“ in der frühen Kirche* einen Ausflug in die Kirchengeschichte. Von katholischen Apologeten wird gerne darauf verwiesen, dass bereits bei den Kirchenvätern Stichworte wie „Tradition“ oder „Überlieferung“ zu finden sind. Die nähere Betrachtung zeigt aber, dass der jeweilige

Kirchenvater sich oft schon im unmittelbaren Kontext zur übergeordneten Autorität der Heiligen Schrift bekennt.

R. C. Sproul erörtert *Die Festlegung des Umfangs der Schrift* – eine relevante Frage, wenn man sich auf die Schrift berufen will, zumal von katholischer Seite auch das zum (atl.) Kanon zählt, was aus evangelischer Perspektive als Apokryphen betrachtet wird. In diesem Beitrag findet man u. a. die wichtige Überlegung, wer denn eigentlich durch wen entstand – der Kanon durch die Kirche (katholische Sicht) oder die Kirche durch den Kanon (protestantische Sicht). Dabei geht es um die Autoritätsfrage: Wer legitimiert wen, d. h. wo liegt die übergeordnete Autorität? „Für Calvin gab es keine Bibel, die erst dann Wort Gottes wird, wenn die Kirche sie dazu erklärt ...“ (S. 76). Sehr treffend verweist Sproul in diesem Zusammenhang außerdem auf das moderne Problem der „Kanonreduktion“: die sich auch unter Evangelikalen immer mehr festsetzende Bibelkritik, ob nun in relativ offener Form, vielleicht verschleiert durch fromm klingende Formulierungen, oder auch einfach durch die „Abwertung des Alten Testaments im Allgemeinen und in der Entwertung des Gesetzes Gottes im Besonderen“ (S. 81; vgl. S. 77–82).

Das Bekenntnis zur Autorität der Schrift muss von sachgemäßer Hermeneutik begleitet werden, so Derek W. H. Thomas in *Die Autorität der Schrift*. Denn diese Autorität bedeutet noch lange nicht,

dass jeder Vers 1:1 auf mich heute anzuwenden ist – zu fragen ist beispielsweise, wo ein Text innerhalb der Heilsgeschichte verortet ist, oder ob er nur beschreibt, statt vorzuschreiben.

John MacArthur stellt sich in *Die Allgenugsamkeit des geschriebenen Wortes* einem herausfordernden Thema, nämlich der modernen katholischen Apologetik gegen *Sola Scriptura*. Wenn es jenen Apologeten gelänge, nachzuweisen, dass die Schrift nur im Licht der „Tradition“ (also im Sinne des katholischen Lehramts) zutreffend ausgelegt werden kann, dann wäre die Autorität der Bibel untergraben und die der katholischen Kirche etabliert. Weil man weiß, dass die Protestanten nur mit Bibelversen zu überzeugen sind, wird anhand der Bibel argumentiert, dass der Anspruch des *Sola Scriptura* dort so nicht erhoben werde, sondern dass man bereits im NT Verweise auf eine „Überlieferung“ finde. Wer von diesem cleveren Ansatz nicht überrollt werden möchte, findet hier erste Antworten, die zum Weiterdenken anregen.

Doch auch in der katholischen Kirche gibt es Entwicklungen. Sinclair B. Ferguson skizziert in *Schrift und Tradition* den spannenden Weg, den die katholische Exegese seit dem Ersten Vatikanischen Konzil (1869–1870) gegangen ist. Die zunehmende Öffnung gegenüber der historisch-kritischen Methode und gegenüber der Erforschung der Bibel in den Ursprachen brachte der Exegese größere

Freiheit – und konfrontierte die eigenen Theologen mit der Diskrepanz, die zwischen der Schrift und der „Heiligen Überlieferung“ besteht. Das Bemühen um Harmonisierung führte zu Formulierungen, die für evangelische (und evangelikale) Ohren wie eine Annäherung klingen können. Aber das ist im Grunde nicht möglich. Denn der Preis, den es kosten würde, die Tradition als ebenbürtigen Überlieferungsstrang von Gottes Wort aufzugeben, wäre, der Reformation zuzustimmen und die traditionsbasierten Sonderlehren aufzugeben – und damit wohl zu hoch.

Einen sehr gelungenen Schlussakzent setzen Joel R. Beeke und Ray B. Lanning mit *Die verwandelnde Kraft der Schrift*. Bekennen wir *Sola Scriptura* lediglich aus apologetischen Gründen als eine Doktrin, die wir als wichtigen Indikator für die Rechtgläubigkeit betrachten, oder strecken wir uns danach aus, dass diese Schrift – Gottes Wort – unser persönliches Leben verändert? Der Rückgriff auf Texte von Christen aus vergangenen Jahrhunderten kann uns in unserer oberflächlichen Zeit den Zugang zu einer ungewohnten Tiefe des Glaubenslebens eröffnen. So auch hier. Unter Rückgriff auf Schriften der Puritaner und Bekenntnistexte werden ganz praktische Fragen untersucht: Wie lese ich angemessen Gottes Wort – auf eine Weise, dass es tatsächlich mein Leben verändert? Wie predigt man Gottes Wort auf eine solche Weise?

Wie hört man eine Predigt (wer von uns hat über diese Frage überhaupt schon nachgedacht?); Weshalb ist es so bedeutsam, Gottes Wort – natürlich in erster Linie die Psalmen – zu singen? Der überzeugendste Erweis von *Sola Scriptura* ist immer noch ein Leben, in dem die einzigartige, verwandelnde Kraft des Wortes Gottes sichtbar wird.

Das Buch würde sich allein um dieses letzten Kapitels willen lohnen, das nicht schnell überflogen, sondern gekaut werden will. Doch auch die anderen Kapitel transportieren eine wichtige Botschaft: Die Entscheidung für oder gegen *Sola Scriptura* bedeutet eine Weichenstellung von enormer Tragweite. Vor 500 Jahren haben das sowohl die Reformatoren als auch die katholische Kirche in aller Deutlichkeit verstanden. *Allein die Schrift ... warum eigentlich?* verschafft einen ersten Überblick, der auch uns (in solcher Hinsicht wohl manchmal etwas naiven) Heutigen deutlich machen sollte: Es geht hier ans Eingemachte. Wenn wir *Sola Scriptura* aufgeben, werden andere Autoritäten den Platz von Gottes Wort einnehmen – sei es die vorgeschaltete Deutungshoheit einer katholischen Kirche oder die schwankende Willkür menschlicher Vernunftteile und Befindlichkeiten. Daher: „Danken wir Gott für das gnädige Geschenk seines allgenugsamen und lebensschaffenden Wortes, der Heiligen Schrift“ (S. 63).

Ron Kubsch

Was ist der Mensch?

John Lennox u. David Gooding

John Lennox u. David Gooding. Was ist der Mensch? Dillenburg: CV, 2020, ISBN 978-3-86353-651-0, 388 S., 24,90 Euro.

Kann die Philosophie der Zukunft noch Antworten auf die großen Fragen der Menschheit geben? Jürgen Habermas misstraut einer optimistischen Auskunft. Im Vorwort seiner 2019 erschienenen Genealogie des nachmetaphysischen Denkens befürchtet der inzwischen 90 Jahre alte Professor, dass die Philosophie „als Fach nur noch mit ihren begriffsanalytischen Fertigkeiten und als die Verwalterin ihrer eigenen Geschichte überlebt“. Die weitergehende Spezialisierung habe diese Wissenschaft wie andere auch ergriffen und so stehe sie in der Gefahr, „den holistischen Bezug auf unser Orientierungsbedürfnis“ preiszugeben.¹

Die Rückkehr der Weltanschauung

Eine ähnliche Sorge hat die beiden Autoren David Gooding und John Lennox dazu inspiriert, eine vierbändige Reihe zu verfassen, in der sie sich mit den ganz großen Fragen des Menschseins beschäftigen. Denn obwohl wir immer mehr wüssten, verlören wir grundlegende philosophische Prinzipien zunehmend aus den Augen (vgl. S. 24). Deshalb orientiert sich ihre Buchreihe an den berühmten kantischen Grundfragen: „Was kann ich wissen?“, „Was soll ich tun?“, „Was darf ich hoffen?“ und: „Was ist der Mensch?“.

Der erste Band mit dem Titel *Was ist der Mensch? Würde, Möglichkeiten, Freiheit und Bestimmung* ist 2020 in der

Christlichen Verlagsgesellschaft Dillenburg in deutscher Sprache erschienen. Die anderen drei Bände sollen folgen.

Schon in der Einführung zur Reihe legen die Autoren ihre Denkvoraussetzungen offen. Sie sind keine Nach-Metaphysiker, sondern halten an dem Begriff der „Weltanschauung“ fest. Unter Weltanschauung verstehen sie das „Gesamtbild“, in das wir Menschen „alles andere einfügen“. „Sie ist die Brille, durch die wir blicken, um die Welt zu verstehen“ (S. 29). Wir – so die Autoren – stellen Fragen und das ist gut so. Wir wollen wissen, was hinter dem Universum liegt. Wir interessieren uns dafür, wie die Welt entstanden ist. Und wir brauchen die Beantwortung der Frage: Was ist der Mensch (vgl. S. 32–37)?

Wer sind die Autoren?

Gooding und Lennox hören auf mehrere Erkenntnisquellen, auf die Intuition, die Wissenschaft, die Philosophie, die Geschichte und die göttliche Selbstoffenbarung. Dass sie von den ersten vier Stimmen viel erwarten, liegt nahe. Beide Autoren haben erfolgreich in der Wissenschaft gearbeitet. Gooding, der 2019 im hohen Alter vom 93 verstorben ist, war Professor für alttestamentliches Griechisch an der Queen’s Universität in Belfast (Nordirland) und Mitglied der *Royal Irish Academy*. Was macht ein Professor für alttestamentliches Griechisch? Nun, er beschäftigt sich vor allem mit der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, der sogenannten Septuaginta (LXX).²

John Lennox ist emeritierter Professor für Mathematik an der Universität von Oxford (England). Er hat sich als christlicher Apologet hervorgetan und durch seine Debatten mit den Neuen Atheisten Richard Dawkins und Christopher Hitchens größere Prominenz erlangt.³ Beide haben sich immer wieder explizit zum christlichen Glauben bekannt und studierten eingehend die Beziehung von Wissenschaft und Religion.

Der christliche Glaube ist rational

Das ist auch der Grund, weshalb sie die Stimme der göttlichen Selbstoffenbarung so betonen. Sie sind davon überzeugt, dass Gott sich uns Menschen durch seine Schöpfung offenbart und im Laufe der Jahrhunderte durch Propheten und besonders durch Jesus Christus gesprochen hat. Beide bekennen sich zu einem vernünftigen Gottesglauben. Dass das Christentum Rationalität beansprucht, erklären sie etwa mit dem Begriff „Logos“. Der Logos war am Anfang. Die Existenz des gesamten Universums lässt sich ihrer Meinung nach besser erklären, wenn vorausgesetzt wird, dass ein intelligenter Schöpfer existiert. Aus ihrer Sicht ist es wahr, was wir im Prolog des Johannesevangeliums lesen: „Am Anfang war das Wort – der Logos –, und der Logos war bei Gott, und der

Logos war Gott [...]. Alle Dinge sind durch ihn geschaffen“ (S. 47, vgl. Joh 1,1–2). Sie schreiben (S. 47):

„Der Begriff ‚Logos‘ steht sowohl für Rationalität als auch für die Ausdrucksform dieser Rationalität durch verständliche Kommunikation. Wenn diese rationale Intelligenz Gott ist und zugleich persönlich ist und wir Menschen unser Menschsein und unsere Intelligenz von ihm erhalten haben, dann ist es alles andere als absurd zu denken, dass der göttliche Logos mit uns auch kommuniziert. Denn das entspricht seinem eigenen Wesen und dem Ausdruck dieser Intelligenz, dass sie kommuniziert. Im Gegenteil, wenn man von vornherein die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung ausschließt und seine Ohren vor dem verschließt, was Jesus Christus zu sagen hat, ohne sich seine Lehre zuvor anzuhören, um zu sehen, ob sie nun wahr ist oder nicht, ist das keine wahre wissenschaftliche Einstellung: offen zu sein für Neues und jeden vernünftigen Weg zur Wahrheit zu erkunden.“

Der erste Band befasst sich, wie der Titel schon sagt, vor allem mit dem Menschen. Bedeutende Grundfragen der Anthropologie (also der Lehre vom Menschen) werden behandelt, etwa der Wert des Menschen, seine Freiheit, die Vorstellungen vom richtigen Handeln, seine Macht und Bestimmung. Formal werden die Probleme erörtert, indem zunächst einmal erklärt wird, worum es geht.

Dann diskutieren die Autoren die Antworten, die bisher auf die Fragen gegeben wurden. Also: Was sagen etwa Marxismus, Naturalismus, Humanismus oder Existentialismus dazu? Was zu der erörterten Frage auf der Grundlage einer christlichen Weltanschauung gesagt werden kann, lassen die Autoren immer wieder unbefangen einfließen. Dabei greifen sie in der Regel auf biblische Narrative zurück und zeigen, dass die Antworten, die die Heilige Schrift gibt, durchaus Erklärungspotential haben. Oft haben sie – das wird deutlich – sogar ein überzeugenderes Erklärungspotential als die konkurrierenden Weltanschauungen. Hin und wieder gibt es Abschnitte, in denen Gooding und Lennox ihrer Überzeugung Ausdruck verleihen, dass die christlichen Antworten, die scheinbar als Torheit erscheinen, echte Heilmittel für die großen Fragen und Nöte der Menschheit sind. Gewöhnlich gelingt es ihnen, herauszustellen, dass andere Weltansichten auch nicht ohne Glauben auskommen, wie am Beispiel des Marxismus (S. 116):

„Auch der Marxismus selbst – so schockierend das für Marxisten erscheinen mag – erschien in der Vergangenheit Außenstehenden oft als Religion. Er hatte ein grundsätzliches Glaubensbekenntnis, das man im Glauben annehmen musste: dass es im Universum nichts als Materie gibt (was natürlich nicht bewiesen werden kann). Er hatte sein eigenes Evangelium für die Erlösung

der Menschheit: das unwiderstehliche Gesetz der historischen Dialektik. Der Marxismus hatte seinen Mittler: die Partei mit ihrer Diktatur. Er hatte sein gelobtes Land: die endgültige Erscheinung des vollkommenen Kommunismus, in dem jede Unterdrückung, jeder Kampf, jede Entfremdung und jede Regierung für immer der Vergangenheit angehören würden; und er hatte seine starken Missionare, die sich der Verbreitung der marxistischen Botschaft in der ganzen Welt widmeten. Auch unterdrückte er entschieden seine ‚Häretiker‘ oder Revisionisten, wie sie genannt wurden.“

Für wen ist das Buch geeignet?

Das Buch *Was ist der Mensch?* sollte nicht so verstanden werden, als ob hier zwei christliche Wissenschaftler einen eigenen Forschungsbeitrag zur Anthropologie vorgelegt hätten. Die Zielsetzung ist eine andere. Die Autoren wollten keine philosophische oder theologische Abhandlung abfassen, sondern im Geist der Wahrheit und Aufrichtigkeit zeigen, dass die Antworten, die die Bibel auf die großen Menschheitsfragen gibt, tragfähig sind. Sie formulieren das so: „Wir werden [...] begründen, warum wir die Aussagen der christlichen Botschaft für gültig halten und glauben, dass sie wirkliche Hilfe bieten können“ (S. 61).

Insofern können wir erschließen, dass die Reihe nicht für Spezialisten geschrieben wurde. Vielmehr gehören vor allem Lehrer, Schüler, Studenten und auch Mitarbeiter in den Gemeinden zur Zielgruppe. Das wird auch daran deutlich, dass Teile dieses Buches Fragen enthalten, die zum tieferen Verständnis des Themas verhelfen und die Diskussion anregen sollen.

Insgesamt ist so ein gelungener Band entstanden, der insbesondere in der christlichen Bildungsarbeit eingesetzt werden kann. Empfehlen möchte ich ihn aber auch Christen, die sich für apologetische Themen interessieren. Ich glaube darüber hinaus, dass man das Buch auch an Freunde weitergeben kann, die gegenüber dem Glauben skeptisch sind und genauer wissen wollen, was Christen etwa über den Wert des Menschen oder seine Bestimmung denken. Bei der Lektüre werden hoffentlich viele Leser erstmalig entdecken oder in der Einsicht bestärkt werden, dass die Antworten, die die Bibel gibt, belastbar sind.

Das Buch enthält übrigens einen allgemeinverständlichen Anhang zur Wissenschaftstheorie sowie ein Bibelstellenverzeichnis und ein Personen- und Stichwortverzeichnis. Die Übersetzung ist gut lesbar. Dem Verlag ist dafür zu danken, dass er die Risiken, die mit der Veröffentlichung einer so umfangreichen Reihe verbunden sind, auf sich genommen hat. Ich wünsche dem Buch viele Leser.



Anmerkungen

¹ Jürgen Habermas. Auch eine Geschichte der Philosophie. 2 Bde., 2. Aufl., Berlin: Suhrkamp Verlag, 2019, hier Bd. 1, S. 11–13. Das Buch, so schreibt Habermas, sollte ursprünglich „Zur Genealogie nachmetaphysischen Denkens“ heißen (S. 9).

² Eine Liste mit seinen Publikationen gibt es hier: URL: <https://www.myrtlefieldhouse.com/cmsfiles/david-gooding/Publications-by-David-Gooding.pdf> [Stand: 16.05.2020].

³ Mehr Informationen auf der Internetseite von John Lennox: URL: <https://www.johnlennox.org> [Stand: 17.05.2020].



Senden Sie noch heute Ihre Rezension, Buchempfehlung oder Ihren Beitrag, zur Veröffentlichung in unserer Online-Zeitschrift „Glauben und Denken heute“, an: gudh@bucer.eu

Franz Graf-Stuhlhofer

Gott und Zeit

Ludwig Neidhart

Ludwig Neidhart. Gott und Zeit (= Studien zur systematischen Theologie, Ethik und Philosophie, Bd. 9). Münster: Aschendorff, 2017. 419 S., 59,00 Euro.

Ludwig Neidhart lehrt als Privat-Dozent am Lehrstuhl für Philosophie (mit Schwerpunkt *Analytische Philosophie und Wissenschaftstheorie*) der Universität Augsburg. Außerdem unterrichtet er Mathematik und katholische Religion an einem Gymnasium. Seinen Dr. theol. erwarb er über das Thema „Unendlichkeit im Schnittpunkt von Mathematik und Theologie“. Zu diesem Grenzbereich zwischen Theologie einerseits sowie Mathematik und Physik andererseits gehört auch das vorliegende Buch, mit

dem er sich am Institut für Philosophie der Univ. Augsburg habilitierte. Neidhart versteht es, seine Überlegungen nachvollziehbar darzulegen. Hier kommt ihm vielleicht seine Erfahrung als Gymnasiallehrer zugute.

Der Titel „Gott und Zeit“ deutet bereits die Grundfrage dieses Buches an: Ob Gott in die Zeitlichkeit eingefügt ist, oder über der Zeit steht. In der Philosophie wird dafür das Gegensatzpaar „Temporalität Gottes“ versus „Überzeitlichkeit Gottes“ verwendet. Die Sicht der Überzeitlichkeit Gottes wird auch als „Äternalismus“ (vgl. engl. *eternity*) bezeichnet, im Gegensatz zum „Temporalismus“. Als Ergebnis spricht Neidhart im letzten Satz des Buches (unmittelbar

vor den Anhängen) aus, „dass Gott in seiner ewigen Natur zeitlos ist“ (S. 384). Neidhart vertritt also die traditionelle Sichtweise. Jahrhundertlang waren Theisten der Meinung, dass Gott außerhalb unserer Zeit in einer zeitlosen Ewigkeit lebt. Diese Meinung wurde in den letzten Jahrzehnten zunehmend in Frage gestellt; so meinen „offene Theisten“, dass auch Gott den Beschränkungen der Zeit unterworfen ist, und kein vollständiges Vorherwissen über die Zukunft hat.

In der analytischen Religionsphilosophie wird diese Streitfrage intensiv diskutiert. Diese Frage ist mit zwei grundlegenden philosophischen Themen verbunden: die Vereinbarkeit von menschlicher Freiheit mit göttlichem Vorherwis-

sen, sowie dem Wesen der Zeit (dieses zuletzt genannte Thema wurde durch die Relativitätstheorie neu aufgerollt). Die im Bereich der Logik angesiedelten Argumente sind nicht leicht nachzuvollziehen. Für Bibelleser ist das folgende Argument, „vor allem von evangelikalischen Temporalisten vorgebracht“, eher verständlich: „Die Bibel redet an vielen Stellen über Gott wie über ein zeitliches Wesen.“ Laut Neidhart sind die betreffenden Stellen „Anthropomorphismen“, und das Gesamtzeugnis der Schrift spreche eher für die andere Sicht (nämlich für den Äternalismus). Ein anderes Argument bezieht sich auf die Inkarnation: „Wenn Gott Mensch werden konnte, muss seine Natur zeitlich sein“ (S. 363).



Bild: Aschendorff-Buchverlag

Jedoch haben die großen christlichen Kirchen, so Neidhart, ein anderes Verständnis der Inkarnation rezipiert: Demnach blieb Gottes Natur unverändert bei der Inkarnation. „Die Inkarnation ist demnach so zu verstehen, dass Gott sich eine nicht-göttliche Menschennatur als ‚zweite Natur‘ aneignet“ (S. 364).

Die „Überzeitlichkeit Gottes“ sieht folgendermaßen aus: Die Zeit wurde zusammen mit der Welt geschaffen, wie schon Augustinus sagte (S. 374). Dazu passt auch das Urknallmodell der Kosmologie. Wer anerkennt, dass Gott zukünftige Entscheidungen vorherweiß, und dass Menschen in ihren Entscheidungen Freiheit haben, kann diese Vorstellung gut mit Gottes Zeitlosigkeit verbinden.

Ein Anhang stellt Zitate über „Gottes Eigenschaften nach den Offenbarungsschriften“ zusammen (S. 385–388), nämlich aus der Bibel und dem Koran. Dabei ist zu bedenken, dass es um eine philosophische Habilitation geht, daher ist Zurückhaltung beim Bewerten verschiedener Offenbarungs-Quellen angebracht, also Bibel und Koran gleichermaßen zitiert.

Das Buch hat ein ausführliches Literaturverzeichnis, aber keine Register.

Neidhart führt in acht Kapiteln durch sein Thema: Nach einer kurzen „Einführung“ (Kap. 1) folgt die „Zeitliche und räumliche (All-)Gegenwart“ (Kap. 2). Darin geht es u. a. um drei Arten der

räumlichen Gegenwart, nämlich eine mereologische, eine koinzidenzielle und eine wirkmächtige (kognitiv-kausale) Gegenwart. Solche Begriffe werden von Neidhart erläutert. In Kap. 3 geht es um Gott, wobei Neidhart u. a. die Frage behandelt: „Ist ‚unsere Logik‘ auf Gott anwendbar?“ In Kap. 4 wird „Zeit qualitativ bzw. phänomenal betrachtet“, wobei es z. B. um „Reisen in die Vergangenheit“ geht. Die Betrachtung von „Gottes Ewigkeit“ (Kap. 5) beginnt mit dem „Ewigkeitsattribut in den Offenbarungsschriften“. In Kap. 6 wird „Zeit und Raum quantitativ bzw. naturwissenschaftlich betrachtet“, wobei natürlich die Spezielle sowie die Allgemeine Relativitätstheorie intensiv beleuchtet wird. Kap. 7 behandelt „Gottes Zeitbezug im Spannungsfeld zwischen Vorherwissen und Freiheit“, worin es u. a. um „Calvinismus und Thomismus“ geht. Kap. 8 bringt eine „Abschließende Abwägung der Argumente“ beider Seiten.

Für welche Leser ist dieses Buch geeignet? Eine Vertrautheit mit philosophischem, insb. logischem sowie mathematischem Denken ist eine hilfreiche Voraussetzung. Zwar erläutert Neidhart nachvollziehbar, aber es ist eben eine Habilitationsschrift, und eine solche denkt als Leser stark an die Fachkollegen, die zu beurteilen haben.



Weitere Informationen über unsere Hilfsleistungen in Burundi finden Sie hier: www.gebende-haende.de

Spenden zur Förderung unserer Kinder-Hilfsprojekte:

GEBENDE HÄNDE
 IBAN: DE04 2501 0030 0644 2003 05
 BIC: PBNK DE FFXX (Postbank)

Danke für Ihre Spende! Sie wird in verschiedenen Ländern eingesetzt für:



Speise Medizin Bildung

GEBENDE HÄNDE
 Gesellschaft zur Hilfe für notleidende Menschen in aller Welt mbH
 Baumschulallee 3a, 53115 Bonn
 E-Mail: info@gebende-haende.de



Gebende Hände unterstützt Schulspeisungen in Burundi

eine Tasse Porridge pro Tag ...

Zusammensetzung von 100 g Haferflocken	
Brennwert/Energie	368 kcal
Protein/Eiweiß	13,5 g
Kohlenhydrate	58,7 g
- davon Zucker	0,7 g
Fett	7,0 g
- davon gesättigte Fettsäuren	1,24 g
- davon ungesättigte Fettsäuren	5,34 g
davon Ölsäure (Omega 9, einfach ungesättigt)	2,77 g
davon Linolsäure (Omega 6, zweifach ungesättigt)	2,46 g
Ballaststoffe	10,0 g
- davon Beta-Glucan (löslicher Ballaststoff)	4,5 g
Salz	0,017 g
Vitamin B1 (Thiamin)	0,59 mg
Vitamin B2 (Riboflavin)	0,15 mg
Vitamin B5	1,1 mg
Vitamin B6	0,16 mg
Vitamin B9 (Folsäure)	0,087 mg
Vitamin E	1,5 mg
Vitamin H (Biotin)	0,02 mg
Vitamin K	0,063 mg
Eisen	5,8 mg
Zink	4,3 mg
Kupfer	0,53 mg
Mangan	4,5 mg
Magnesium	130 mg
Phosphor	430 mg
Kalium	397 mg
Calcium	43 mg

... macht den Unterschied!

Daniel Vullriede

Sieben Formen des Atheismus

John Nicholas Gray

John Nicholas Gray. Seven Types of Atheism. London: Penguin Books, 2019. 170 S., Paperback, ca. 11 Euro, auch als Hardcover, Hörbuch und E-Book erhältlich.

Unglaube ist nicht gleich Unglaube

Fast jeder kennt Menschen, die sich als Atheisten bezeichnen würden, seien es Verwandte, Freunde oder Kollegen. Wie aber leben sie ihre Überzeugung? Bestimmt sehr unterschiedlich. In seinem aktuellen Buch hilft der emeritierte Professor John Gray, den Atheismus in seinen Facetten besser zu verstehen. Gray forschte viele Jahre zur Ideengeschichte an der London School of Economics and Political Science. Er verfolgt einen phänomenologischen Ansatz, ist von der analytischen Philosophie

geprägt, und verbindet historische Perspektiven mit soziologischen Fragestellungen. Dennoch ist *Seven Types of Atheism* keine staubtrockene Abhandlung, sondern ein mehrfach prämiertes und stark rezipiertes Sachbuch, das viele Augenöffner bereithält.

Was ist eigentlich ein Atheist?

Einleitend attestiert der Autor dem heutigen Atheismus eine Art Weltflucht. Statt die fehlende Ordnung und amoralische Ziellosigkeit des Lebens zu akzeptieren, würden sich viele Säkulare an Ersatzgötter wie liberale Werte oder den Fortschritt klammern. Ein Blick in die Geschichte lässt den Unglauben von heute blass oder engstirnig erscheinen. Wie sieht nun ein authentischer Atheismus aus? Grays Arbeitsdefinition lautet:

Atheist ist, wer mit dem Konzept eines göttlichen Geistwesens, das alles erschaffen haben soll, nichts anfangen kann.

In der Antike waren Atheisten jene, die die Verehrung der Götter ablehnten, mit der Zeit wandelte sich der Begriff. Grays paradoxe Grundthese lautet: Religion sei nicht der Ausdruck eines Glaubenssystems. Erst mit der ‚Erfindung‘ des Christentums ist der Gedanke aufgekommen, es gäbe eine richtige oder falsche Art zu glauben. Moderne Hindus oder Taoisten würden sich nichts aus diesen Kategorien machen. In den weiteren Kapiteln beleuchtet Gray sieben Formen des Atheismus, die sich teils ähneln, teils voneinander unterscheiden. Zwar möchte er niemanden von einer Position überzeugen, doch bevorzugt er die letzten beiden Formen seiner Typologie.

Der Neue Atheismus – tatsächlich nur ein Rückgriff auf das 19. Jahrhundert

Der sogenannte Neue Atheismus war vor zehn Jahren in den Medien sehr präsent, Gray handelt ihn jedoch bewusst knapp ab. Das Christentum als wissenschaftlich nicht haltbar darzustellen, findet er zu schwach. Ideengeschichtlich gesehen wärmen die Neuen Atheisten viele Fragen des viktorianischen Positivismus wieder auf, erheben ihre eigene Methodik unrechtmäßig zu einem Weltbild und verlieren sich bei offenen Fragen in Pseudowissenschaften (z.B. Dawkins‘ Theorie der Meme). Man solle das Christentum lieber historisch hinterfragen, also bei Jesu Tod und Auferstehung ansetzen. Überhaupt biete der Neue Atheismus in seiner Kritik am christlichen Wertekanon keine kohärente Alter-

native – säkulare Ideologien hätten ebenso viel Unrecht zu verantworten wie die Religionen.

Der säkulare Humanismus – ein heiliges Relikt aus der Vergangenheit

Den Gedanken, dass sich die Menschheit weiterentwickelt und gemeinsam verbessern kann, hält Gray für einen Mythos. Die Atheisten der Antike konnten kein festes Schema im Lauf der Welt erkennen. Die einzige Konstante blieb der unvernünftige Mensch. Erst mit dem Christentum kam ein heilsgeschichtlicher Sinn auf, der dann in der Aufklärung auf eine allgemeine Vorsehung reduziert wurde. Tatsächlich könnten wir unsere kulturellen Errungenschaften schnell wieder verlieren, so Gray. Was säkulare Denker wie Mill, Hegel, Marx, Nietzsche und Rand jeweils als immanente Logik der Menschheitsgeschichte vertraten, widersprach sich meistens. Am Fortschrittsgedanken festzuhalten macht laut Gray nur Sinn, wenn etwas oder jemand die Geschichte lenken würde. Mit dem Atheismus lässt sich das jedoch nicht vereinbaren.

Ein seltsamer Glaube an die Wissenschaft

Der dritte Typus umfasst jene Strömungen, die die Wissenschaft zu einer Ersatzreligion erheben. Gray kritisiert den evolutionären Humanismus, weil Darwin und seine Nachfolger die Theorie der

natürlichen Auslese fälschlicherweise mit einem Fortschrittsgedanken verbunden haben. Die Evolution schließt gesteuerte, zielorientierte Prozesse aber aus. Ebenso lässt sich von ihr keine Ethik ableiten, was nachweislich stets zu Rassismus und Antisemitismus führte. Ein anderes Beispiel wäre der Wissenschaftskult des Mesmerismus, bei dem man eine magnetische, universale Energie propagierte, oder der dialektische Materialismus zur Zeit Trotzki mit seinem Traum einer radikal neuen Menschheit. Heute hoffen die Vertreter des Transhumanismus, den Homo Sapiens mit einem Upgrade zum Homo Deus zu ersetzen, darunter die Autoren Yuval Noah Harari und Ray Kurzweil. Stimmt es, dass das Ganze erst, wenn man mit Platon von einer Realität jenseits der Materie ausgeht oder eine Evolutionstheologie vertritt, die die Biologie transzendiert. Als überzeugter Atheist kann Gray hier weder eine Logik noch einen Gewinn erkennen.

Der Atheismus als religiös-politisches Programm

Der vierte Typus strebt schließlich nach der Rettung der Menschheit durch politische Aktion, oft auch durch gewaltsame Revolutionen. Der Autor sieht dahinter eine Vermischung von religiösem Millenarismus und dem Gnostizismus, um mit atheistischen Vorzeichen eine bessere Welt einzuläuten. Das gar nicht so fromme Täuferreich von Müns-

ter, die französischen Jakobiner, der Bolschewismus in Russland, die Nazi-Ideologie, der protestantisch geprägte Liberalismus – allen diesen historischen Bewegungen gemeinsam war eine utopische Sicht der Welt, eine Unzufriedenheit mit dem Status Quo und die feste Überzeugung von einer besseren Gesellschaft. Hier offenbart sich für den Atheisten Gray ein ethisches Dilemma: Eine christlich geprägte, liberale Demokratie sei zwar zivilisierter als eine knallharte Diktatur. Mehr als eine pragmatische Wahl wäre aber nicht möglich, weil die Menschheitsgeschichte ja kein Ziel hat und demnach keine Gesellschaftsform vorgeben kann.

Die Gotteshasser

Anschließend geht es um jene, die den Gedanken an Gott unerträglich finden. Als einen Propheten des Misotheismus stellt Prof. Gray den berüchtigten Marquis de Sade vor. Der wollte sich von Gott frei kämpfen, indem er die Befriedigung seiner natürlichen Impulse über alles andere stellte. Dabei rutschte der Marquis in immer abstoßendere und menschenunwürdige Praktiken, was den Begriff des Sadismus prägte. Ein literarisches Beispiel für die totale Rebellion als Freiheit von Gott sei die Figur des Iwan Karamasow aus Dostojewskis Feder. Wie paradox diese fünfte Form des Atheismus sein kann, zeigt sich auch anhand des Autors William Empson. Für

ihn war der christliche Gott das absolute Böse, Satan hingegen schien ihm der eigentliche Held zu sein. Umgekehrt ließ sich Empsons Freiheitsbegriff nur auf der Basis des Christentums begründen. Deutlich wird: So groß ihr Hass auch war, diese Atheisten wurden Gott nicht los.

Ein existenzieller, selbstgenügsamer Atheismus

Im Gegensatz dazu standen Autoren wie George Santayana und Joseph Conrad. Für sie hatte die Natur zwar keine Ordnung, geschweige denn ein Ziel, doch hatte alles irgendwie seinen Platz. Selbst die Liebe und die Religion hätten eine Funktion, weil sie menschliche Bedürfnisse stillten. Was andere für Fortschritt hielten, war für diese Denker nur eine stetige Veränderung im Fluss der Materie hin zum Tod. Das Individuum sollte durch eine kontemplative Betrachtung der Welt hinter die Dinge blicken, und sie angstfrei akzeptieren, so Santayana. Conrad wiederum sah in unserer Existenz ein unbändiges Meer der Bedeutungslosigkeit. Als ein von der Welt enttäuschter Skeptiker definierte er den Menschen als das Grundproblem: ein böses, wildes Tier, das auch mit mehr Wissen nichts verändern kann. Sich fatalistisch dem Nicht-Sinn hinzugeben und darin Trost zu finden, war für Conrad alles, was man brauchte. Nach dem Motto: „Es ist wie es ist, finden wir uns damit ab.“

Der mystische Atheismus des Schweigens

Die letzte Form des Atheismus hätte ein anderes Motto verwendet: „Wir sind Teil einer größeren Realität. Staunen wir darüber und akzeptieren wir unsere Unwissenheit und Schicksal.“ Diese Perspektive entdeckt Gray in den Schriften des deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer, der zwar das Christentum ablehnte, aber dennoch von einer letzten Realität absoluten Seins ausging. Das Wissen um die Illusion dieser Welt sollte von falschem Druck und dem Sich-Klammern an irdische Dinge befreien. Andere Vertreter sieht Gray in Baruch de Spinoza und Leo Shestov. Sie vertraten teils einen pantheistischen Monismus, teils eine negative Theologie, und gingen trotz Unterschieden von einem transzendenten Sinn jenseits der Geschichte aus, der unsere Konzeption übersteigt.

Ein Plädoyer für ein Leben jenseits von Glauben und Unglauben?

Grays Fazit ist relativ nüchtern gehalten: Nicht nur möchte er den Glauben an den Monotheismus hinterfragen, ebenso will er an unserem Vertrauen in die Menschheit rütteln. Nur indem der Mensch die Sinn- und Gottlosigkeit des Lebens akzeptiert, kann er frei von Panik oder Verzweiflung seinen Weg gehen, so seine Überzeugung. Statt die Religion zu dämonisieren und dann wieder am Pro-

blem des Bösen zu scheitern, sollten heutige Atheisten sich lieber von Dualismen befreien: „Eine gottlose Welt ist genauso geheimnisvoll wie eine von Göttlichkeit durchflutete, und der Unterschied zwischen den beiden mag kleiner sein, als Sie denken“ (S. 158). Ob das am Ende ausreicht?

Ein vorläufiges Fazit aus christlicher Sicht

Grays Buch ist bei gerade mal 170 Seiten vergleichsweise dicht und inhaltsreich, zugleich aber gut geschrieben. Durchweg versucht er, den Atheismus kritisch auf eine solidere Basis zu stellen und in einem gewissen Sinne gelingt ihm das gut, weil er viele ungeklärte Punkte bei allen sieben Atheismen aufdeckt. Seine Einteilung ist nicht unumstößlich, aber nachvollziehbar. Aus christlicher Sicht bietet *Seven Types of Atheism* zunächst eine Verstehenshilfe, um unsere Mitmenschen und die westliche Kultur von einer Innenperspektive heraus besser zu begreifen.

Gray lädt zu lehrreichen, ideengeschichtlichen Ausflügen ein, gibt seinen Lesern manche Denkaufgabe und fordert zum Widerspruch heraus. Dieser ist berechtigt: Regelmäßig schreckt er vor der Logik des Monotheismus zurück und hinterfragt kaum den religiösen Pluralismus aufgrund seiner eigenen Vorentscheidungen. Auch an der Stimmigkeit seines Fazits gäbe es vieles auszu-

setzen. Zudem vertritt Gray eine einseitige Sicht vom Christentum: Jesus findet er faszinierend, gleichzeitig setzt er ihn zu Paulus in Kontrast und hinterfragt mit der historisch-kritischen Theologie die formale und inhaltliche Zuverlässigkeit der Bibel.

Insgesamt sieht Gray die ungelösten Spannungen des Atheismus sehr deutlich, doch rettet er sich in eine gott-freie Mystik, um dem Monotheismus aus dem Weg zu gehen. Das ist eine gute Erinnerung für die Praxis: Die Schwachstellen einer Position darzustellen bedeutet noch lange nicht, jemanden von der gegenteiligen Position überzeugt zu haben. Oder mit anderen Worten: Apologetik ist noch keine Evangelisation. Beides scheint heute nötiger denn je, und Professor Gray bietet dafür auf seine Art ein überaus nützliches Tool.

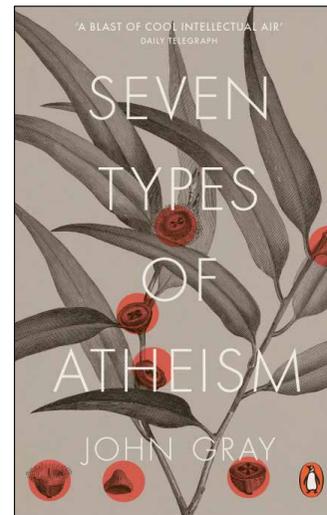


Bild: Penguin Books



Michael J. Kruger. *The Ten Commandments of Progressive Christianity*. Minneapolis (Minnesota): Cruciform Press, 2019. ISBN 978-1-949253-21-4, 55 S., ca. 8,00 Euro.

Es ist kein Geheimnis, dass die evangelikale Welt – auch in Deutschland – in einer Zerreißprobe steht. Immer lauter drängen progressive Stimmen darauf, den Glauben neu zu überdenken. Man habe in der Vergangenheit das Anliegen der Bibel bzw. Jesu gründlich missverstanden und sei dadurch in Lehre und Gemeindepraxis in ein starres, pharisäisches Schwarz-Weiß-Denken geraten, das in Wirklichkeit unbiblisch und darüber hinaus für den heutigen Menschen abstoßend sei. Daher sei es an der Zeit, die Grundwerte der Bibel neu zu entdecken. Viele der vorgebrachten Überlegungen klingen auf den ersten Blick plausibel. Sollten wir uns z. B. als Christen nicht wirklich auf die Liebe fokussieren, statt über Sex (bzw. sexuelle Sünden) zu reden und damit Menschen zu verurteilen, die Liebe eben etwas anders leben als wir selbst?

Michael J. Kruger befasst sich in seinem Büchlein mit zehn dieser Thesen. Diese Thesen stammen nicht von ihm selbst, sondern sind entnommen aus *Philip Guley: If the Church Were Christian: Rediscovering the Values of Jesus* (dt. etwa: „Wenn die Kirche christlich wäre: Die Wiederentdeckung der Werte Jesu“) – und werden dort als Prinzipien einer not-

wendigen Reform in den Raum gestellt. Die Forderungen klingen auch für deutsche Ohren vertraut: „Es ist wichtiger, dass wir die Menschen im Hinblick auf ihr Potenzial ermutigen, statt ihnen ihre Sündhaftigkeit vor Augen zu malen“ (Commandment 2); „Wir sollten uns mehr darauf fokussieren, aufzubauen, statt zu verurteilen“ (Commandment 3); „Liebevolles Verhalten ist wichtiger, als die richtigen Glaubenssätze zu haben“ (Commandment 4); „Wir sollten mehr für Fragen offen sein, statt alles beantworten zu wollen“ (Commandment 5); usw.

Wie Kruger zeigt, steckt in jedem dieser zehn Anliegen ein wahrer Kern. So ist es beispielsweise (Commandment 5) kein Zeichen einer gesunden Gemeinde, wenn Menschen auf ihre ehrlichen Fragen nur schnelle, vorgefertigte Antworten erhalten, die dann auch nicht weiter hinterfragt werden dürfen. Wenn es nur darum ginge, wäre der These von ganzem Herzen zuzustimmen. Doch das Anliegen reicht wesentlich weiter. In diesem Fall bedeutet es eine tiefe Abneigung gegen die Idee, dass es überhaupt Antworten geben könne. Man bevorzugt ein demütig scheinendes „Ich weiß es nicht“ (ob z. B. die Auferstehung wirklich geschehen ist) und propagiert generelle Unsicherheit. Im Grunde können wir nichts wissen. Doch Kruger verweist darauf, dass eben dies eine Aussage ist, die mit ausgesprochen dogmatischer

Überzeugung und großer Sicherheit verkündet wird. Das bedeutet aber eine Inkonsistenz im Blick auf den eigenen Glaubenssatz, der dann lautet: *Ich weiß, dass man nichts Sicheres wissen kann*. Wenn es um diese – die eigene – Überzeugung geht, ist von Unsicherheit oder Zweifel wenig zu sehen. So zeigt denn auch die Praxis: Die freundlich-weitherzige Fassade gilt nur den Gleichgesinnten, die die gleiche Prämisse anerkennen, Andersdenkende werden abgeurteilt.

Tatsächlich ist es wichtig, bei jedem dieser „Gebote“ näher hinzusehen, um zu verstehen, was das wirkliche Anliegen ist. Denn es handelt sich nicht um Kleinigkeiten. Hinter der eingängigen „Ist nicht A wichtiger als B“-Formulierung verbirgt sich die Zielsetzung, B möglichst völlig zu eliminieren (beispielsweise die Gottheit Jesu in Commandment 1 oder die Sünde in Commandment 2). Schlägt man aber diesen Weg ein, dann wird am Ende etwas stehen, das mit dem biblischen Christentum nichts mehr zu tun hat, keine Erlösung kennt, sondern nur einen dünnen Moralismus anzubieten hat (wie Kruger mit Verweis auf den Klassiker von J. Gresham Machen: *Christentum und Liberalismus* feststellt).

Krugers Büchlein bietet einen kurzen und prägnanten Überblick über das Für und Wider zu zehn Forderungen, die auch hierzulande regelmäßig genannt werden. Es sei jedem Christen empfoh-

len, der lieber etwas genauer wissen möchte, was in dem attraktiven Holzpferd steckt, das vor unserem Stadttor steht und Einlass begehrt. (Tanja Bittner)

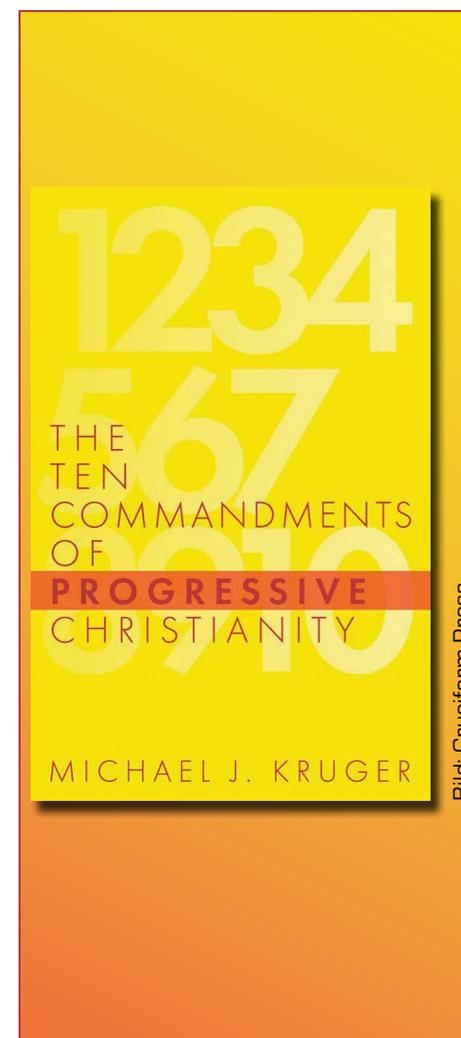


Bild: Cruciform Press

Tim Dowley. *Illustrierter Atlas zur Geschichte des Christentums*. Neukirchener-Verlagsgesellschaft, 2019. ISBN 987-3-7615-6630-5. 176 S., 19,90 Euro.

Tim Dowley ist Historiker und Autor von *Der Atlas zur Reformation in Europa* (siehe dazu die Rezension in *Glauben und Denken heute*, 2/2016, S. 40–41) sowie anderer Nachschlagewerke über die Bibel und Religion. 2019 ist sein *Illustrierter Atlas zur Geschichte des Christentums* auch in deutscher Sprache erschienen. Dieser Atlas veranschaulicht die Anfänge, das Wachstum und die weltweite Ausbreitung und Entwicklung des Christentums. Der christliche Glaube breitete sich schnell vom römisch besetzten Palästina über die Mittelmeerregion bis nach Europa und später fast weltweit aus. Dabei musste sich die christliche Kirche vielen intellektuellen und politischen Herausforderungen stellen. Wichtige Ereignisse, Länder und Städte sind bei der Zusammenstellung des Werkes berücksichtigt worden. Die Reformation in Europa spielt nur eine kleine Rolle, da sich *Der Atlas zur Reformation in Europa* ausführlich mit dieser Epoche befasst. Wie dieser Atlas enthält auch das hier vorgestellte Buch eine Zeittafel, die die geschilderten Ereignisse kontextualisiert. Es beginnt mit den Reisen der Apostel und schließt mit einer Karte zum weltweiten Christentum

heute. Die Karten sind der Erwartung entsprechend sehr ästhetisch und übersichtlich gestaltet. Besonders fasziniert haben mich die Karten zur Alten Kirche. Der Ausdruck alte Kirche, frühe Kirche oder manchmal auch Frühchristentum bezeichnet die ersten Jahrhunderte der Kirchengeschichte bis ungefähr 500 nach Christus. Die Karte 5 zum Thema „Konstantin der Große und die christliche Kirche“ (S. 26–27) zeigt etwa die beim Konzil von Nicäa vertretenen Kirchen und die vom Konzil anerkannten Bischofssitze. Die Karte 6 über die „Ausbreitung des Arianismus“ (S. 30–31) macht beeindruckend anschaulich, wie weit der Arianismus verbreitet war. Der Arianismus geht auf den Presbyter Arius (ca. 260–327 n. Chr.) zurück. Seine Anhänger betrachteten die im Bekenntnis von Nicäa (325 n. Chr.) behauptete Wesensgleichheit von Vater und Sohn als Irrlehre, da der Sohn Gottes bei seiner Kreuzigung „leiden musste – was ein allmächtiger Gott aber nicht kann“ (S. 30). Doch auch andere Karten, etwa die zur Erweckungsbewegung des „Great Awakening“ und „Second Great Awakening“ (Karte 42 u. 43, S. 116–119) finde ich sehr hilfreich, da sie die Ereignisse bemerkenswert visualisieren.

Der Illustrierte Atlas zur Geschichte des Christentums ist insgesamt hervorragend gelungen. Ich empfehle das Buch allen, die sich für Kirchengeschichte

interessieren. Der Band eignet sich, wie schon der Atlas zur Reformation in Europa, hervorragend als Geschenk für Freunde, die sich für die Geschichte des Christentums interessieren. (*Ron Kubsch*)

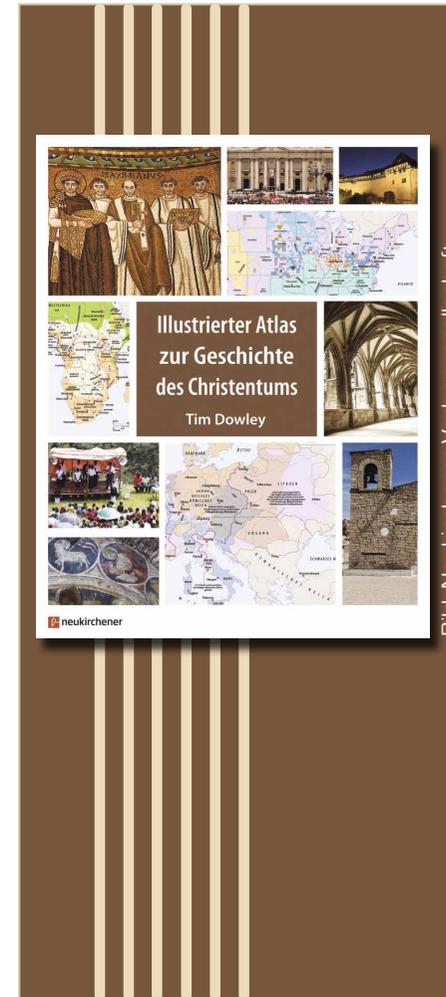


Bild: Neukirchener Verlagsgesellschaft

Elijah Hixson u. Peter J. Gurry (Hrsg.). *Myths and Mistakes in New Testament Textual Criticism*. Vorwort von Daniel B. Wallace. Downers Grove (Illinois): IVP Academic, 2019. ISBN: 978-0830852574, XXVIII + 372 S., ca. 37,00 Euro.

Ein neuer, fast 400 Seiten dicker Sammelband zur neutestamentlichen Textkritik ist im November 2019 erschienen. Während das Thema neutestamentliche Textkritik, also das Rekonstruieren des ursprünglichen griechischen Bibeltextes, sonst eher eine Existenz am Rand des Interesses darstellen dürfte, ist dies schon beim Titel des Buches anders: Kann es tatsächlich Mythen und Fehler in der textkritischen Arbeit am Neuen Testament geben? Handelt es sich vielleicht wieder einmal um ein Buch, das nur die – tatsächlichen oder angeblichen – Fehler anderer aufzeigt, ohne konstruktiv zum Thema beizutragen? Oder ist der Titel lediglich Effekthascherei? Um es vorwegzunehmen: Selten hat den Verfasser dieses Buchhinweises ein wissenschaftliches Buch so getroffen wie dieser Sammelband.

Nach einem sehr gut zum Thema führenden Vorwort von Daniel B. Wallace und einer Einleitung der beiden Herausgeber Gurry und Hixson wird das Thema in 14 Einzelbeiträgen behandelt, d. h. 14 Mythen werden aufgezeigt. Sehr gut ist, dass am Ende eines jeden Beitrags eine Schlussfolgerung gezogen wird,

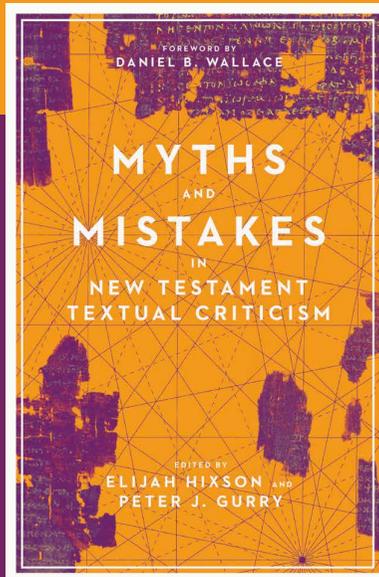


Bild: IVP Academic

abgerundet durch eine kurze Auflistung dessen, was man als Kernaussagen („Key Takeaways“) mitnehmen sollte. Und auch wenn man nur die Schlussfolgerungen und diese „Key Takeaways“ liest (was ja vorkommen soll), wird dem Leser das nicht genügen. Er wird neugierig animiert werden, den gesamten Beitrag zu lesen. Nur eines stört bei diesem sehr guten Buch: Es ist bisher nicht auf Deutsch erhältlich.

In folgenden Themenbereichen werden Mythen, d. h. unbewiesene oder falsche Angaben und Argumentationen aufgezeigt: Autographen (was ist das und wie lange waren sie im Umlauf), Anzahl der Handschriften, Vergleich der Handschriften anderer klassischer Werke, Datierung der Handschriften, Güte der Handschriften (nicht allein durch das Alter bestimmt), Schreiber, Abschreibfehler, Überlieferung, Varianten, „orthodoxe Korruption“, Zitate bei Kirchenvätern, frühe sowie moderne Bibelübersetzungen. Somit wird ein breites Themengebiet abgedeckt.

Der Sammelband hat – so die Deutung des Verfassers dieser Buchempfehlung – ein doppeltes Ziel: Zum einen sollen Prinzipien einer sauberen textkritischen Arbeit exemplarisch an solchen Problemfeldern aufgezeigt werden, an denen oftmals nicht sauber gearbeitet wird. Zum andern wird eine Verbindung zur Apologetik hergestellt. Im apologetischen Bereich wird jede Argumentation

im Bereich „Zuverlässigkeit des neutestamentlichen Textes“ hinfällig, wenn nicht sauber gearbeitet wird.

Dabei ist der Anlass des Buches ein mehrfacher: Auf der einen Seite wird die Zuverlässigkeit des griechischen Textes insbesondere durch Publikationen von Bart Ehrman (*Misquoting Jesus: The Story Behind Who Changed the Bible and Why*; deutsch „Abgeschrieben, falsch zitiert und missverstanden: Wie die Bibel wurde, was sie ist“) in Frage gestellt; hier ist es wertvoll, wenn aufgezeigt wird, wo Ehrmans Argumenten bloße Behauptungen oder Missdeutungen z. B. von Statistiken oder Zahlen zugrunde liegen. Auf der anderen Seite wird – nicht zuletzt von evangelikaler Seite und meines Erachtens durchaus zu Recht – die Zuverlässigkeit betont, mit der der griechische Text des NT überliefert wurde und wie gut er erhalten ist; dabei wird manchmal allerdings nicht korrekt gearbeitet oder man versucht es mit Argumenten, die eine Sicherheit geben wollen, die nicht belegt ist. Und schließlich lernt man einiges über saubere textkritische Arbeit.

Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen: In Büchern zur Zuverlässigkeit des griechischen Textes wird gerne darauf hingewiesen, dass es vom NT viel mehr Handschriften gibt als von anderen antiken Werken und dass die neutestamentlichen Handschriften wesentlich näher am Originaltext sind; leider finden sich

dann in Büchern von renommierten Autoren veraltete Angaben über die Anzahl und das Alter der Handschriften von antiken Werken. Oder die Frage, wie viele griechische Handschriften für den Text des NT herangezogen werden – manchmal werden 5500 oder fast 5900 angegeben, in Wirklichkeit sind es aber ca. 5300. Und welchen Sinn macht es, von 5500 zu sprechen, wenn doch an mancher Stelle nur wenige hundert Manuskripte, nämlich die ältesten, herangezogen werden, aber die große Mehrheit jüngerer Handschriften an einzelnen Stellen einen anderen Text aufweist? Ferner wird z. B. die Aussage widerlegt, man könne aus den Zitaten des neutestamentlichen Textes bei den Kirchenvätern das gesamte NT rekonstruieren.

Weshalb hat mich dieser Sammelband so getroffen? Weil ich mich leider wiederfinden konnte in so manchem Mythos oder Fehler. Da ist manchmal die Neigung, eine Zuverlässigkeit der Textüberlieferung zu behaupten, die weder gegeben noch notwendig ist. Auch ich gebrauche im Unterricht seit Jahrzehnten in gewissem Umfang Zahlen und Argumente, die ich nicht nachprüfen konnte, sondern einfach übernommen hatte. Deshalb bin ich dankbar für diesen Sammelband zu „Mythen und Fehlern in der neutestamentlichen Textkritik“. (Thomas Kinker)



IMPULS

Johannes 5, 1-15

Joh 5, 6-9: 6 Als Jesus ihn liegen sah und vernahm, dass er schon so lange krank war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? 7 Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein. 8 Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin! 9 Und sogleich wurde der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.

gudh.
Zeitschrift für Theologie
und Gesellschaft

Urheberrecht u. Abmahnversuche

Inhalte und Werke in dieser Online-Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt. Einige Werke und Inhalte unterliegen dem Urheberrecht Dritter. Die Inhalte können ausschließlich für den persönlichen, privaten Gebrauch heruntergeladen werden. Design, Texte und Bilder, sowie grafische Gestaltungen unterliegen einer strengen Copyright-Kontrolle, sowie der

Berücksichtigung des Urheberrechts Dritter. Entsprechende Nachweise werden in unserem Archiv gespeichert und sind bei Beanstandungen in der Redaktion zu erfragen. Mitteilungen im Falle einer Rechte-Verletzung gegenüber Fremder oder Dritter oder einer Verletzung gesetzlicher Bestimmungen können schriftlich der Redaktion mitgeteilt wer-

den. Bestätigt sich die Beanstandung, werden die betroffenen Inhalte umgehend gelöscht. Abmahngebühren oder sonstige Gebühren, denen keine gütliche Kontaktaufnahme vorausgegangen ist, leisten wir nicht. Das Recht auf Gegenklage wegen Missachtung der hier genannten Bestimmungen behalten wir uns vor.